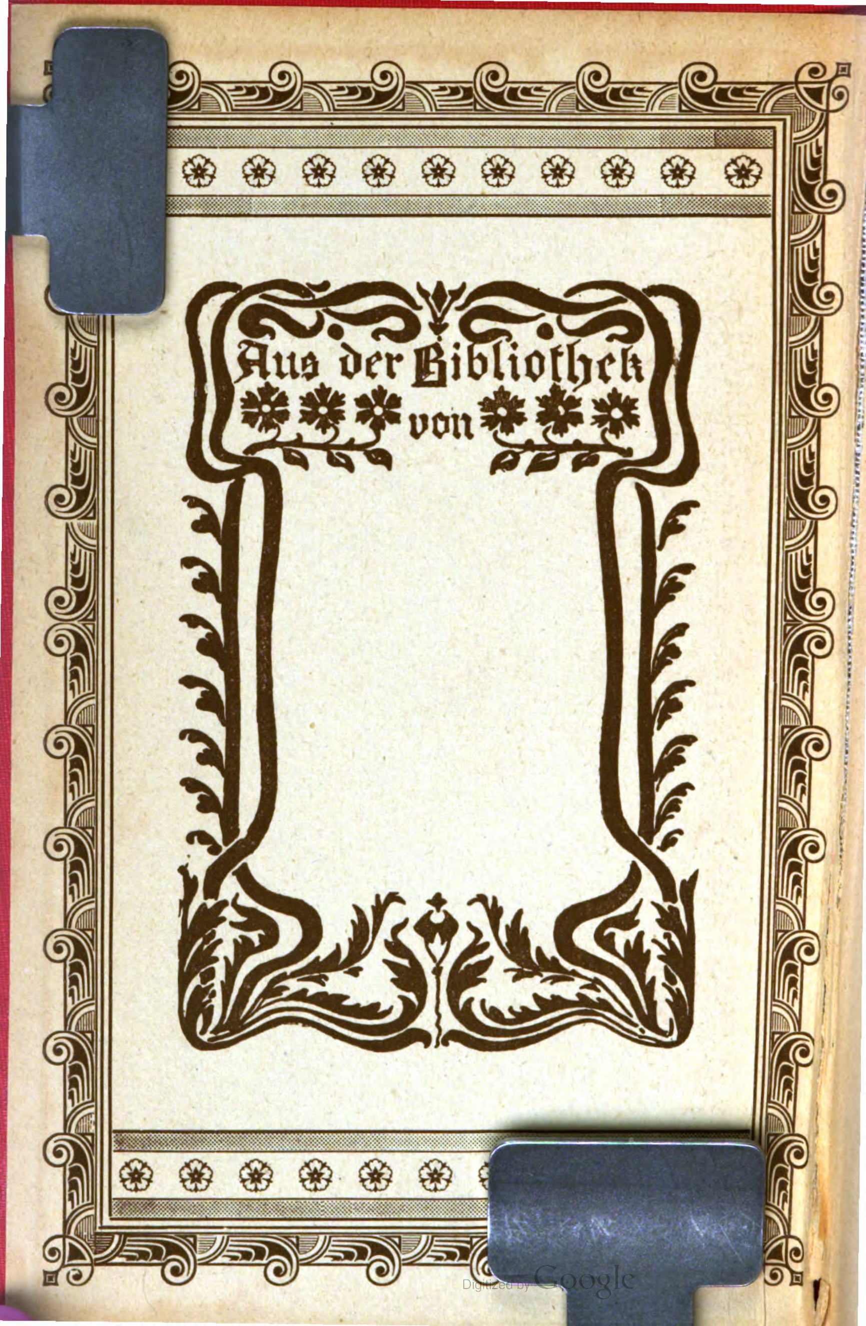
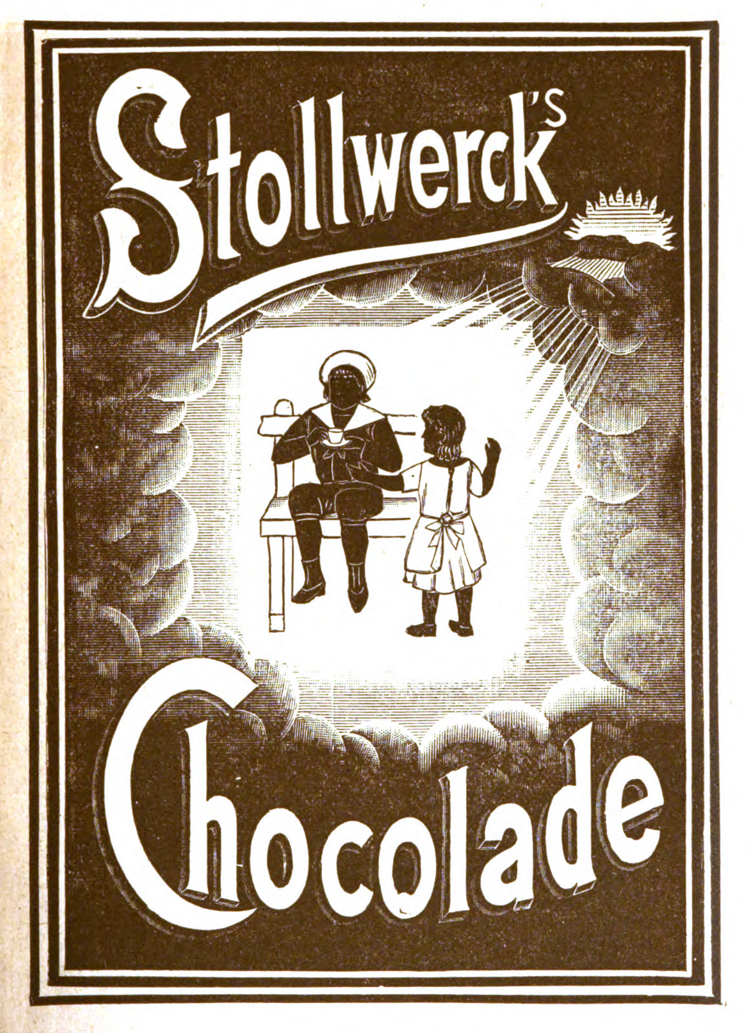


# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.



Aus der Bibliothek
von


Stollwerck's
Chocolade




# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Humoreske „Liebe und Phantasie“ von A. Oskar Klaussmann. (S. 62)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

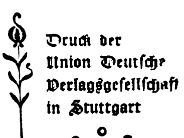
# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen



Jahrgang 1900
Zehnter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft


Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



# Inhalts-Verzeichnis.

**Mannigfaltiges:**







# Der eiserne Ring.

## Roman von Lore Hollweg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

### Viertes Kapitel.

Eine weiche, duftige Sommernacht lag über den herrlichen Ufern des Lago Maggiore. Kein Lüftchen regte sich. Spiegelglatt ruhte die Flut, die Ufer mit ihren zahlreichen Villen und immergrünen Gärten lagen wie träumend in dem nebelglänzenden Mondlicht, das auch vom See selbst magisch flimmernd und glitzernd zurückstrahlte. Von den Ufern spielten die Lichter über die Flut, welche die Lage der einzelnen Städtchen und größeren Gasthöfe markierten, die sich an dem sanft ansteigenden Gelände terrassenförmig aufbauen. Leise glitt da und dort noch eine Barke dahin, unter deren Zelt vielleicht verspätete Ausflügler saßen, oder ein verliebtes Pärchen sich des trauten Glückes freute.

Dort, wo der See eine große Ausbuchtung nach Westen macht, über die die ewigen Schneefelder der Simplonkette ihr geisterhaft weißliches Geleucht verbreiten, taucht in kräftigen Umrissen die Isola Bella wie ein Märchen aus dem See hervor. Bizarr und abenteuerlich verschnittene Taxus-

hecken, Palmen, Magnolien, Kamelien von echt südlicher Entwickelung, das weitläufige alte borromäische Schloß, eine Anzahl kleiner Häuschen, die verstohlen aus dem dunklen Dickicht der Anlagen hervorlugen — alles hat ein originelles Gepräge und wirkt inmitten der spiegelklaren, glänzenden Fläche des Sees, in dem schweigenden Mondlicht und der Stille der Nacht wie ein Zauber.

Aus einer der Villen fiel ein gelblicher Lampenschein, und beim Näherkommen vernahm man die zarten, seelenvollen Klänge eines Chopinschen Notturno. Etwa zwanzig oder dreißig Schritte davon, direkt am Ufer des Sees, dessen leise Wellchen ihnen fast bis zu den Füßen spielten, saß Ellis mit ihrer Freundin, der Gräfin Romiroff. Diese war eine geistvolle, schöne Dame, mit der sich während des langweiligen Hin und Her der Reise sehr nett plaudern ließ. Ellis hatte sie in Aegypten und zwar im Menahouse, dem eleganten Hotel bei den Pyramiden, getroffen. Seitdem reisten sie zusammen und hatten nun auf Isola Bella noch einen kurzen Aufenthalt genommen, um sich allmählich wieder an das europäische Klima zu gewöhnen.

„Wer spielt denn da drinnen wieder so rührend?“ fragte die Gräfin, indem sie dicke Rauchwolken aus ihrer Zigarette vor sich hin blies.

„Miß Lore, meine Reisebegleiterin,“ erwiderte Ellis nachlässig.

„Ah, mein Kompliment! Wohl ihr, wenn sie noch an solchem kindlichen Zauber Gefallen findet! Ich habe die Musik in meinem ganzen Leben nie leiden mögen.“

„Wie kommt das?“

„Ich weiß nicht. Ich hatte auch nie Zeit dazu. Was wollen Sie, Miß Funham? Als ich in Ihrem Alter war, war ich schon Witwe.“

„Ah! Und jetzt sind Sie wieder Witwe?“

„Ja. Zum zweitenmal. Mein erster Mann starb, von meinem zweiten Mann bin ich geschieden —"

Sie wollte eigentlich hinzufügen „worden", verschluckte aber das letzte Wort.

„Und wollen nun nicht wieder heiraten?"

„Nein," lachte die Gräfin, „wenigstens nicht eher, als bis sich ein dritter findet."

Es trat eine kleine Pause ein, während welcher die hübsche, wohl kaum fünfundzwanzigjährige Russin wieder Rauchringel in die stille Nachtluft blies.

Dann fuhr sie mit einer gewissen nervösen Hast fort: „Was wollen Sie, Miß Funham? Meiner Meinung nach hat das Leben einer Frau weiter keinen Zweck, wenn es überhaupt einen hat, was ich sehr stark bezweifle, als die Männer so viel wie möglich zu ärgern. Sie machen's mit uns nicht besser. Sehen Sie, ich bin die Tochter eines kleinen Gutsbesitzers und heiratete mit sechzehn Jahren einen Gardeleutnant, der bei uns im Quartier gelegen hatte. Er war ein fürchterlicher Mensch und alle Tage betrunken."

„Nicht möglich!"

„Doch, meine Liebe. Wir waren verheiratet, ehe wir recht wußten, wie. Das einzig Gute an der Ehe war, daß mein Mann zwei Jahre später starb und mir ein kleines Vermögen hinterließ, das ich in Paris durchbrachte."

„Wie? Sie wurden arm?"

„Warum nicht gar! Ich machte ein großes Haus und brauchte nur zu wählen. Als das Geld fort war, wählte ich. Den Namen meines zweiten Mannes trage ich bis heute noch. Sie können nicht glauben, was das für eine Ehe wurde. Aber Sie sind noch jung. Sie können's noch erfahren. Er glaubte, ich sei eine reiche Frau, und ich glaubte, er sei ein anständiger Mensch. Genug, die

Geschichte dauerte nur ein Jahr. Wir wurden geschieden, und er zahlt mir jetzt noch eine Rente von zwölftausend Franken jährlich. Eine Lumperei. Ich ging nach Rußland zurück und lernte aus lauter Langeweile Zigaretten machen."

„Was?"

„Ja doch. Etwas muß man doch thun. Ich mischte den Tabak, den ich zu den Zigaretten verarbeitete, mit allerhand Narkotika, mit Haschisch, Opium und dergleichen."

„Ums Himmels willen!" rief Ellis erschrocken und rückte unwillkürlich von der schönen Zigarettenmacherin etwas fort.

„Keine Angst," fuhr diese gemütlich plaudernd fort, „ich machte sie nicht für mich. Einige von der letzteren Sorte gerieten, Gott weiß wie, in den Zigarettenvorrat eines russischen Großfürsten. Die Geschichte kam zum Klappen, oder vielmehr nein, sie klappte eben nicht. Man kam dahinter, und ich sollte auf einmal eine Nihilistin sein. Bei Nacht und Nebel mußte ich auf und davon und dankte meinem Schöpfer, als ich die russische Grenze lebendig erreichte. Seitdem bin ich aus meiner reizenden Heimat verbannt. Jetzt abenteuere ich so in der Welt herum, aber du lieber Himmel, es ist alles langweilig. Es ist nichts mit der Welt, und das Leben hat keinen Sinn und keinen Zweck. Es ist alles, alles gleichgültig. Meinen Sie nicht auch, Miß Funham?"

Ellis bewunderte diese Frau. Es war ja, wenigstens anfangs, ein gewisses Grauen dabei. Sie bebte bei dem Gedanken, daß sie auch einmal so ohne jeden inneren Halt, so verkommen und verloren, so unglücklich, so fremd und elend im Strudel der Welt dastehen könne wie diese Frau. Aber sie fühlte sich, statt abgestoßen, mit der Zeit immer mehr und mehr von der schönen Gräfin Romiroff bezaubert, sie bewunderte ihre herrlichen schwarzen Augen,

ahmte ihre kleinen und großen Toilettenkünste nach und trug sich nach dem Geschmack ihrer schönen Freundin, klagte mit ihr über die Oede und Leere des Lebens und jammerte mit ihr, daß die Welt zum Sterben langweilig sei.

„Apropos, warum heiraten Sie denn nicht, Miß Funham?“ fragte die Gräfin wieder nach einer kleinen Rauchpause.

„Ich? Ach Gott, ich weiß wohl, alle Welt wundert sich darüber. Papa will es, und Mama predigt in einem fort,“ warf Ellis lässig hin.

„Dieser Gordon Reedholm, der sich in Ihrer Gesellschaft befindet,“ fuhr die Russin fort, „ist doch ein ganz guter Junge. Auf die Länge der Zeit ist es doch sehr fad, immer mit der Frau Mama herumzureisen. Da ist doch ein gutgezogener Mann immer noch besser. Und wenn es Mister Reedholm nicht ist, so ist es ein anderer. Das ist ja natürlich ganz gleichgültig.“

Ellis glaubte auch dieser Meinung sein zu müssen, wiewohl sie es eigentlich im Innersten ihres Gemütes nicht war. Hin und wieder klang es doch noch aus ihrem Inneren leise und mahnend heraus, wie längst verhallt und verklungen, schwach wie ein fernes Echo. Aber sie gab sich in dieser Zeit förmlich Mühe, alles Hausbackene, Gewöhnliche und Alltägliche abzustreifen und eine vollendete Weltdame zu werden, nach dem Muster der Gräfin Romiroff.

Es wurde kühl, und die beiden Damen gingen zurück nach dem Salon, wo Leonore am Piano saß und spielte. Sie spielte, wie man in Deutschland Chopin spielt, mit jener traumverlorenen Hingabe, jener Innerlichkeit, die sich leicht über den vorgeschriebenen Rhythmus hinwegsetzt und doch gut wirkt. Neben ihr stand Gordon Reedholm, wandte ihr die Notenblätter um und flüsterte ihr ab und zu etwas ins Ohr. Als Ellis aber eintrat, verließ er die Klavierspielerin und näherte sich den beiden Damen.

„Lassen Sie sich nicht stören, Mister Gordon," bemerkte Ellis hart und trocken.

„Sie befehlen?" fragte dieser etwas betreten.

Die Gräfin Romiroff trat mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen etwas zurück.

„Gute Nacht, Miß Funham," sagte sie leise. „Ich gehe Ihnen aus dem Wege."

„O, keine Ursache," erwiderte Ellis nachlässig.

„Ich würde es mir nicht vergeben können, hindernd zwischen zwei glücklichen Herzen zu stehen," kicherte die Russin und verabschiedete sich.

Gordon stand etwas verlegen dabei; er hörte nicht genau, was die beiden Damen flüchtig und leise sprachen, aber er merkte doch, daß er der Gegenstand ihrer Bemerkungen war.

„Haben Sie Geheimnisse mit der Gräfin?" fragte er Ellis, wohl nur, um etwas zu sagen.

„Nicht mehr als Sie," erwiderte Ellis kurz. Dieses geflissentliche Ebnen des Weges zwischen ihr und Gordon, wie es die Gräfin schon mehr als einmal gethan, hatte bei ihr eher einen gegenteiligen Erfolg. Ellis glaubte, die Russin mache sich über sie und ihr Verhältnis zu Gordon lustig, und das verdroß sie.

„Gute Nacht," sagte sie kurz und unvermittelt und wandte sich ab, um den Salon ebenfalls zu verlassen.

Ihre Mutter sah sie überrascht an. „Ellis!" rief sie sie an.

„Was beliebt?" fragte diese zurück.

„Warte. Ich komme mit dir," sagte Frau Funham. Dann blieb sie aber stehen und sah sich nach den Zurückbleibenden, Leonore Heiligenstedt und Gordon Reedholm, um. Erstere schloß gerade das Piano und schien sich auch zurückziehen zu wollen.

„Auf morgen, meine Liebe," fuhr Frau Funham, zu Fräulein Heiligenstedt gewendet, fort.

Es schien ihr offenbar nicht ratsam, diese beiden allein im Salon zurückzulassen. Natürlich merkte das jedermann, was die peinliche und verlegene Situation noch verschlimmerte. Indessen hatte Leonore Takt genug, um sich rasch von den Damen und Mister Gordon zu verabschieden und nach ihrem Zimmer zu gehen. Endlich ging auch Frau Funham und Ellis fort, und Gordon stand allein. Lachend strich er sich über den Schnurrbart und drehte dessen Enden verwegen in die Höhe. Die Sache schien ihn zu belustigen.

Zwischen zwei Feuern zu stehen, hat für einen jungen Mann immer etwas Verfängliches. Gordon stand aber gar zwischen drei! Die Wahl wurde ihm schwer, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn sein Vater in letzter Zeit nicht immer dringender darauf bestanden hätte, der Sache ein Ende zu machen. Der dummen Streiche wären mehr als genug geschehen. Das Ende, wie es sein Vater verstand, konnte nur sein, daß er Ellis einen Antrag machte. Wenn es dem jungen Reedholm nach gegangen wäre, würde er seinen Antrag der Gräfin Romiroff gemacht haben. Das prickelnde, raffinierte Wesen dieser Dame war auch ihm, wie schon so manchem, gefährlich. Aber der Himmel mochte wissen, was alles zum Vorschein gekommen wäre, wenn man sich um diese Dame näher würde bekümmert haben, was doch ohne Zweifel geschehen mußte, wenn er sie heiraten wollte. Gordon sah ein, daß „das" nichts zum Heiraten sei. Um wieviel weniger durfte er hoffen, seinem Vater die sogenannte Gräfin Romiroff als Schwiegertochter zu bringen. Noch fataler lag ihm die Sache mit Miß Lore — so wurde Leonore der Einfachheit halber stets genannt. Miß Lore mit ihrem stillen, keuschen Zauber, mit ihrer zärtlichen Innigkeit war, wie es Gordon ansah, die geborene Hausfrau. Bei keiner Dame seiner ganzen großen Bekanntschaft fiel es ihm so leicht, sie sich als Hausfrau vorzustellen, als bei

ihr. Sie war wie dazu gemacht. Diese Zurückhaltung, dieser Ernst, dieses vorsichtige, verschlossene Wesen weissagten ihm als gefährlichem Herzensdeuter tiefe Schätze.

Aber gerade Lore war für Gordon die unmöglichste Partie von allen. Sein Vater hätte ihn sofort für verrückt erklärt oder entmündigt, wenn er eine Gesellschafterin, also einen etwas besseren Dienstboten, hätte heiraten wollen. Es war eine tolle Welt, aber Gordon war nicht der Mann, sie zu ändern, und so blieb es bei der dritten, nämlich bei Ellis.

Frau Funham hatte gerade an jenem Tage Nachrichten aus London bekommen und war infolgedessen eigentümlich erregt und nervös. Ihr Gemahl wünschte baldigst und jedenfalls noch vor ihrer Rückkehr nach London Gewißheit. Was er unter Gewißheit verstand, war für Frau Funham nach früheren Aeußerungen zweifellos. Zwischen den Zeilen konnte sie deutlich lesen, daß Funham erwartete, Ellis als Frau Reedholm nach London zurückkehren zu sehen.

Als sie daher mit Ellis nach ihrem Zimmer kam, sagte sie unwillig und fast heftig zu dieser: „Ich begreife dich nicht, Ellis!“

Diese sah ihr fragend und erstaunt ins Gesicht.

„Die Sache muß endlich ein Ende nehmen,“ fuhr ihre Mutter erregt fort, „so oder so. Ich dächte doch, Mister Reedholm machte dir lange genug den Hof.“

„Anderen auch,“ gab Ellis kurz und mit einer gewissen Schärfe zurück.

„Das ist nicht wahr!“ erwiderte ihre Mutter bestimmt.

„Ich weiß es. Ich hab's gesehen.“

„Wem?“

„Der Lore macht er den Hof.“

„Warum nicht gar! Er wird seinen Spaß mit ihr gemacht haben, und das ist alles. Uebrigens — das mag

sein, wie es will — ich werde dem Fräulein morgen ihr Gehalt auszahlen und sie entlassen. Sie kann reisen, wohin sie will."

„Oder kann auch hier bleiben."

„Nein. Das kann sie nicht. Dazu langt ihr Geld nicht. Sie wird sich hüten, eine so teure Pension für sich zu bezahlen. Du bist wirklich komisch, Ellis. Ich glaube, du bist eifersüchtig auf sie."

„Da bist du sehr im Irrtum, Mama."

„Na also, was dann?"

Die Frage war kurz, aber sehr bezeichnend für die Sachlage. Was wollte denn nun eigentlich Ellis? Was sollte geschehen?

Vor einigen Tagen war Ellis über den See gefahren und hatte sich, über die Brüstung des kleinen Dampfers gelehnt, im Wasser gespiegelt. Jedermann hat das wohl schon einmal gemacht und über die drolligen, eckigen und zitternden Konturen seines Bildes gelacht, die bei einem solchen Vorgang durch die bewegten Wellen hervorgebracht werden. Ellis hatte aber nicht gelacht, sondern hatte sich, als ihr Bild so zerrissen und zackig, so zitternd und ungewiß auf dem Wasserspiegel erschien, betroffen und tiefernst wieder abgewendet. Das war das Bild ihrer Seele! Dieser Gedanke war wie eine Fackel im Dunkel in ihr aufgetaucht. Das Bild, das dort von ihrem Körper zurückstrahlte, entsprach zum Erschrecken dem Zustand ihrer Seele. Ungewiß und ängstlich hin und her flatternd, wie eine Möwe im Sturm, unwissend, wie geistig blind durch die Welt gehend, hungernd im Ueberfluß, ohne zu wissen, nach was, mit dem unbestimmten und unbewußten Sehnen nach einem festen Punkt im unendlichen Reich der Möglichkeiten, befiel sie manchmal ein plötzlicher Schreck vor sich selbst und vor der Welt. Sie war unselbständig im höchsten Grade, gab jedem Einfluß nach, die Ziellosigkeit

ihrer Erziehung, die von keinerlei Grenzen der Notwendigkeit gezügelte Laune ängstigte sie. Ein Rohr im Wind, das schließlich doch einmal brach. Sie ahnte die Gefahr, ohne sie zu kennen, ohne zu wissen, wie sie ihr begegnen konnte.

Wie oft war sie dem Weinen nahe, aber sie hatte nicht einmal hierzu Zeit, auf der großen Tour nicht und auch früher in London nicht. Es war, als ob all die leeren Nichtigkeiten, Putz und Flitter, Eitelkeiten und Tollheiten sie verhindert hätten, sich selbst zu sehen, wie sie eigentlich war. Sie hatte vor all den herrlichen Kunstschätzen und Denkmälern großer Kulturepochen gestanden, hatte die schönsten Naturwunder gesehen, und sie hatten ihr nichts gesagt, kein Echo in ihrer Brust erweckt. Der geistige Ausdruck hervorragender Künstler, wie ihn die durchwanderten Museen aufbewahrten, hatte nicht zu ihr gesprochen, hatte sie unberührt gelassen, wie wenn man einem Schwerhörigen oder Tauben Musik macht.

Weder ihre Mutter noch sonst jemand hatten eine Ahnung von diesen Stimmungen. Sie war sich ja selbst nicht einmal klar darüber und würde gefürchtet haben, sich zu blamieren, wenn sie davon gesprochen hätte.

Frau Funham hatte mit Vorbedacht den idyllischen Aufenthalt auf der stillen Insel im Lago Maggiore erwählt, in der Hoffnung, daß hier in dieser ruhigen Abgeschiedenheit eine Aussprache der beiden „Liebenden“ stattfinden würde, oder einmal eine Scene sich ereignen werde, wie sie zwischen jungen Leuten doch eigentlich natürlich gewesen wäre, ein Kuß im Dunkeln, ein heimliches Flüstern oder dergleichen als Ausgangspunkt der Verlobung. Aber so sehr auch Frau Funham auf der Lauer war, so nahm sie doch nichts dergleichen wahr. Wie oft hatte sie im Verborgenen gelauscht, wenn Gordon mit Ellis allein war, um den günstigen Zeitpunkt ihrer Dazwischenkunft nicht

zu verpassen — vergebens. Gleichgültiges Geplauder, hin und wieder sogar eine Meinungsdifferenz, ein Zank, nichts sonst hatte sie vernommen. — —

Indessen führte auch hier Beharrlichkeit zum Ziel.

Am nächsten Abend — es war wieder eine herrliche Mondnacht, und die ganze Landschaft erschien wieder wie ein glitzerndes Zauberbild — saß Gordon Reedholm mit Ellis auf einer der Terrassen, die sich am Ende des Parkes amphitheatralisch aus dem See erheben und mit langen Reihen Zitronenbäumen bepflanzt sind. Die Luft war weich und würzig. Aus all den tausend Blüten und Bäumen des Parkes strömte ein berauschender Duft, wohlig und kosend strich der leise Wind über die glatte und glänzende Fläche des Sees, durch das üppige und wuchernde Rankwerk der Kletterrosen an den Terrassenmauern, und aus dem dickbelaubten Wipfel einer nahen riesigen Magnolie klang der klagende Gesang einer Nachtigall — eine seltsame Aufregung ging durch die ganze Natur.

„Und die Welt ist doch schön," sagte Gordon nach einer längeren Pause und mit einer auffallend kräftigen Betonung, als ob irgend jemand seine Aeußerung bestritten hätte.

„Werden Sie nicht sentimental, Gordon, und machen Sie sich nicht lächerlich," erwiderte Ellis. „Ich verbitte mir das."

„Ich weiß nicht, weshalb ich mich lächerlich machen soll, wenn ich einmal sentimental werde, Miß Ellis. Ist nicht alle Welt einmal sentimental?" verteidigte sich der junge Herr. „Ich fürchte sogar, wir wären alle miteinander unausstehlich, wenn wir es nicht hin und wieder einmal wären. Was ist Ihre Meinung von der Sache, Miß Ellis?"

„Nun ja, einmal, der Abwechslung halber, das mag angehen, aber —"

„Hin und wieder, meinte ich," unterbrach er sie leise und neigte sich dicht zu ihr hin.

„Ich sage Ihnen, Gordon, es ist Unsinn," erwiderte sie ebenfalls leise, wehrte sich aber mit keiner Bewegung, obgleich sie ganz deutlich fühlte, wie Gordon den Arm um ihre Taille legte und sie zu sich hinzog.

„Je nun, Unsinn oder nicht. Ist es nicht schön, Ellis, einmal glücklich zu sein?" flüsterte er zärtlich.

„Gordon, machen Sie keine Dummheiten," klang es von ihren Lippen, leise, eintönig, wie träumend.

Gordon machte aber doch Dummheiten. Er zog Ellis vollständig in seine Arme und küßte sie auf die Lippen. Ellis wehrte sich nicht. Mit geschlossenen Augen, bleich, regungslos lag sie in seinen Armen wie im Traum. Nur über die Gesichtszüge flog in kurzen Zwischenräumen ein leises, nervöses Zucken.

Ein harter Tritt knirschte über den Kies, und ehe die beiden sich besannen, was eigentlich vorging, stand Frau Funham vor ihnen.

„Mister Gordon!" begann sie streng und in dem Tone einer regelrechten Schwiegermutter.

Gordon begriff die Situation sofort und vollständig, wenn er auch etwas davon überrascht war, daß Frau Funham just in diesem Moment auf der Bildfläche erschien. Der Arme wußte ja nicht, daß diese aufmerksame Dame schon seit Monaten auf diesen Augenblick gewartet hatte.

„Missis Funham," sagte er, „ich bitte sehr um Verzeihung, wenn ich mich von der Erregung des Augenblicks zu etwas hinreißen ließ, wozu ich Ihr Einverständnis und Ihren Segen noch nicht eingeholt habe. Gestatten Sie mir das auf der Stelle nachzuholen, indem ich Sie feierlichst um die Hand Ihrer Tochter Ellis bitte. Ich glaube mit Ellis so weit im Einverständnis zu sein, daß sie sich meinen Bitten — — —"

„Machen Sie keine überflüssigen Worte, Gordon, und kommen Sie an mein Herz, Sie lieber, lieber Junge," erwiderte Frau Funham, strahlend vor Glück über den endlichen Erfolg. „Wie es mit Ellis steht, habe ich ja gesehen. Wozu also noch viele Worte machen?"

Gordon umarmte nun auch seine zukünftige Schwiegermutter, nicht gerade, weil er durch die schöne Welt oder durch innere Erregung des Augenblicks dazu hingerissen gewesen wäre, sondern weil er glaubte, daß das so sein müsse. Der Vorgang ging sogar mit einer gewissen Rührung vor sich, wenigstens auf seiten der Frau Funham, die bald Gordon, bald Ellis ziemlich energisch und anhaltend küßte, wobei sie sehr redselig wurde und sich an ihre eigene Brautzeit erinnerte. Vor nun bald fünfundzwanzig Jahren. Nächstes Jahr würden sie und Mister Funham ihre silberne Hochzeit feiern, erzählte sie. Gordon verwahrte sich sogleich eifrig dagegen, mit seiner Hochzeit bis dahin zu warten. Im Gegenteil, bis dahin könne noch manches passieren, erklärte er, jedenfalls habe es keinen Sinn, ein Glück, das man heute haben könne, auf morgen zu verschieben, um wieviel weniger auf nächstes Jahr.

Diese Aeußerung schien der Frau Funham sehr großes Vergnügen zu machen, und wenn sie auch scherzweise sagte, das ginge so schnell nicht, so sprach sie doch gleich darauf mit ziemlicher Bestimmtheit davon, daß sie weit davon entfernt sei, sich dem Glück ihrer Kinder hindernd in den Weg zu stellen. Sofort sollten die Depeschen abgehen, die die Verlobung den Beteiligten in London mitteilen sollten, worauf dann allerdings abzuwarten sei, was Mister Edward Funham und Sir Newton Reedholm weiter in der Sache bestimmen würden.

Es wollte Gordon scheinen, als ob Frau Funham von dem Ereignis freudig erregt sei und an diesem Abend

mehr sprach als in den letzten sechs Monaten, die sie zusammen auf der Reise gewesen waren. Während sie durch den Park nach ihrer Wohnung zurückkehrten, kamen weder Ellis, die ziemlich apathisch am Arme ihres Verlobten hing, noch dieser selbst zu Worte, und wenn nicht immer noch die Nachtigall auf dem Magnolienbaum ihre glühenden Liebeslieder in die warme Sommernacht getrillert, so hätte man nichts weiter gehört als Frau Funham.

Es war zu viel. Es kam ein Mißton in Gordons Stimmung.

„Das war vor drei Wochen in Venedig," erzählte Frau Funham, „ich war früh in der englischen Kirche im Gottesdienst gewesen, und nachdem dieser beendet war, folgte die Trauung eines jungen englischen Paares, dem es zu umständlich gewesen war oder zu lange gedauert hatte, deshalb erst nach London zu fahren. Es war herrlich. Die Kirche war hübsch geschmückt, der ganze Altar blühte und grünte wie ein Garten, und die Sonne schien durch die Kirchenfenster goldig auf das junge Paar. Da dachte ich an Ellis. Ich dachte, wie schön es wäre, wenn sie auch einmal in dem alten schönen Venedig getraut werden könnte, wenn sie im vollen Hochzeitsstaat durch den Canal Grande fahren, in einem der herrlichen Palazzi, an denen man dort vorbeifährt, ihre Flitterwochen verleben —"

„Dazu kann wohl Rat werden," warf Gordon ein, vielleicht nur, damit man auch einmal eine andere Stimme als die der Frau Funham höre; „wir haben es nach Venedig viel näher als nach London."

„Ich dächte mir die Sache zu reizend," fuhr Frau Funham angeregt fort. „Und was meinst du dazu, Ellis?"

„Es ist mir ganz gleich," erwiderte diese.

Frau Funham wollte über diese Kühle ihrer Tochter auffahren und hätte ihr, wenn sie allein mit ihr gewesen

wäre, sicher Vorwürfe deshalb gemacht, aber es blieb ihr weder zu dem einen noch zu dem anderen Zeit, weil sie in diesem Augenblick auf die Gräfin Romiroff stießen, die in der Nähe des Hauses, das sie gemeinschaftlich bewohnten, mit Miß Lore ebenfalls noch eine kleine Abendpromenade gemacht hatte.

Die frohe Botschaft wurde den Damen natürlich sofort mitgeteilt, und Frau Funham sagte, nachdem sie die beiden als Verlobte vorgestellt: „Können Sie so etwas glauben, Gräfin? Halten Sie eine solche hinterhältige Verschmitztheit für möglich oder für erlaubt? Sie treiben es natürlich schon Gott weiß wie lange, und wir haben nichts davon gemerkt.“

Die Romiroff war im ersten Augenblick sichtlich betroffen. Sie warf dem jungen Mann einen überraschten, fast vorwurfsvollen Blick zu. Dann faßte sie sich aber und lachte, daß ihre herrlichen Zähne zum Vorschein kamen.

„Sie haben sich gefunden, wie man das Glück findet, nämlich, ohne daß man es sucht,“ rief sie dann mit ihrem immer etwas zweideutigen Lächeln, „aber das ist das Rechte. Meine herzlichste Gratulation, Miß Ellis. Ich hoffe, Sie zweifeln nicht an der Aufrichtigkeit und Innigkeit meiner Wünsche für Ihr Glück.“

Auch Leonore trat bescheiden näher und reichte der glücklichen Braut die Hand. „Ich bin sehr erfreut, Miß Ellis,“ sagte sie leise und mit gesenktem Blick, „daß es mir noch vergönnt ist, Ihnen meine Glückwünsche zu Ihrer Verlobung auszudrücken. Möge Ihnen das Glück an der Seite Ihres Gemahls für Ihr ganzes Leben treu bleiben.“

Ellis fühlte, wie die Hand zitterte, die sie in der ihren hielt. Der ganze Glückwunsch klang wie ein Seufzer aus bedrücktem Herzen.

„Wollen Sie uns denn verlassen, Miß Lore?“ fragte Ellis.

„Ja, Miß Ellis, morgen schon.“

„Warum?“

„Ihre Frau Mutter wünscht es so,“ kam es leise zurück.

„Aber ich wünsche es nicht,“ erwiderte Ellis rasch und entschieden, „und ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie noch bei mir bleiben wollten, bis wir nach London zurückkehren.“

„Ah, wie generös!“ warf die Romiroff spöttisch ein.

„Ich weiß nicht, ob Missis Funham —“ begann Leonore verlegen.

„Ich wünsche, daß Sie bleiben, Miß Lore,“ unterbrach sie Ellis, „selbst für den Fall, daß meine Mutter es nicht will. Wollen Sie mir versprechen, bei mir zu bleiben und mit mir nach London zurückzukehren?“

Es lag etwas Bittendes, etwas Aengstliches in ihrer Stimme, das man an ihr gar nicht gewöhnt war. Sowohl Frau Funham wie auch Leonore sahen sie überrascht an.

„Aber es fällt mir ja gar nicht ein, Miß Lore unter diesen veränderten Umständen abreisen zu lassen,“ rief Frau Funham lebhaft. „Du brauchst nur zu sagen, was du wünschest, Ellis, und die Sache ist abgemacht.“

„Abgemacht!“ wiederholte Ellis und drückte ihrer Gesellschafterin die Hand, als ob sie sich bei dieser für ihre Bereitwilligkeit bedanken wolle, obgleich Leonore noch gar nichts gesagt hatte. Es war sehr merkwürdig, daß niemand auch nur daran dachte, daß Fräulein Heiligenstedt vielleicht auch ihre Gründe haben könnte, abzureisen.

Die Nachricht von der Verlobung der jungen reichen Engländerin brachte auf der kleinen Insel eine große Aufregung hervor. Depeschen wurden aufgesetzt sowohl von Ellis als auch von Gordon und mit einem Ruderboot nach dem nahen Stresa, der nächsten Telegraphenstation,

abgesandt. Auch Frau Funham telegraphierte an ihren Mann. Es war eine sehr lange Depesche, aber sie wollte sie niemand lesen lassen und that sehr geheimnisvoll. Gordon machte sich darüber lustig, dachte sich aber wohl nichts Besonderes dabei und war den ganzen Abend in einer Laune, wie es sich für einen glücklichen Bräutigam gehört.

Leonore allein hatte sich zeitig auf ihr Zimmerchen zurückgezogen, Kopfschmerzen vorschützend, und während unten in dem gemeinsamen Salon die Champagnerpfropfen knallten, lautes Lachen und aufgeregtes Hin und Her sich bemerklich machte, lag die Gesellschafterin auf ihrem Bett und weinte ihre bittersten Thränen.

Warum? Hatte sie sich wirklich Hoffnung auf den jungen leichtsinnigen Reedholm gemacht? Liebte sie ihn etwa gar? Ein Wunder wäre es nicht gewesen, denn der junge Mann hatte ihr während der sechsmonatlichen Reise in seinem Leichtsinn genug vorgeschwatzt, um ihr Herz in Verwirrung zu bringen. Aber Leonore kannte derartige „Scherze", die sich die jungen Herren einer Gesellschafterin gegenüber gestatten zu dürfen glaubten, zur Genüge. Sie war freundlich und bescheiden geblieben und nie aus einer gewissen Zurückhaltung herausgetreten. Sie kannte die Welt und wußte, daß man mit einer hübschen Gesellschafterin wohl gern eine Liebschaft anfängt, sie aber nicht heiratet. Deshalb hatte sie auch die Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten des jungen Reedholm als Scherze aufgefaßt, obwohl sie wohl manchmal mehr waren. Klarer und klüger als viele ihrer Umgebung, hatte Leonore schon bald eingesehen, auf was es bei dieser Reise zwischen dem jungen Reedholm und Ellis ankam, und hatte ihr persönliches Betragen danach eingerichtet.

Und nun, da eingetroffen war, was sie vorausgesetzt und vorausgesehen — nun weinte sie ihre bittersten Thränen,

nicht weil sie sich Selbsttäuschungen und Illusionen in Bezug auf Gordon hingegeben hatte, sondern weil ihre Ansicht vom Gang der Welt sich als richtig erwiesen, weil dieselbe Welt, die anderen, Bevorzugteren, durch gesellschaftliche Stellung und Reichtum Ausgezeichneten ihr ganzes Leben hindurch lächelt, ihnen Glanz und Freude, Pracht und Herrlichkeit bis zum Ueberfluß bietet, für sie, für die Arme und Verlassene nichts als Demütigungen, Hohn und Spott hatte. Entsagen und immer nur Entsagen — das war ihr Los.

Sie war doch auch ein junges Mädchen wie andere, fühlte, dachte, träumte und sehnte sich wie andere auch und vielleicht sogar richtiger, besser, inniger und zärtlicher wie Ellis. Weshalb war ihr die Welt verschlossen, die anderen in so reichem Maße alles bot, was ihr Herz begehrte?

Also eine Ursache hatten die heimlichen Thränen des jungen Mädchens schon, aber keinen Zweck. Es wurde dadurch nicht anders. Sie war und blieb die Einsame, die Heimatlose, die auf Erwerb und den guten Willen ihrer Brotherren Angewiesene, die Demütigungen, Entbehrungen und Beleidigungen nur um so härter und grausamer fühlte, je zarter und empfindlicher sie war.

---

## Fünftes Kapitel.

Schon am nächsten Morgen trafen auf Isola Bella die ersten Glückwünsche für die jungen Verlobten telegraphisch aus London ein. Sie kamen von Edward Funham und Sir Newton Reedholm. Damit war die Verlobung erst geschlossen. Die Zustimmung der beiderseitigen Familienhäupter, wenn sie auch nicht bezweifelt wurde, gab dem flüchtigen Ereignis in der schönen Mondscheinnacht erst die bindende Kraft. Nun erst konnten die Verlobten sich

als zusammengehörig betrachten. Gleichwohl gestaltete sich der Verkehr zwischen Ellis und Gordon durchaus nicht so zärtlich, wie man unter diesen Umständen wohl hätte annehmen können. Gordon war aufmerksam und liebenswürdig gegen seine Braut. Jeden Morgen kam er mit einem frischen Strauß zu ihr, küßte ihr die Hand, führte sie spazieren, schmachtete etwas — nicht zu viel, weil Ellis erklärt hatte, sie könne das nicht leiden — aber alles das erschien mehr als äußere Formsache, als Höflichkeit und wurde auch von Ellis so aufgenommen. Es war kein rechter Zug darin, keine innere Wärme, kein Feuer. Und obgleich die Glückwünsche nach und nach zu ganzen Stößen anschwellten, und jeden Morgen Briefe, Postkarten und Telegramme ankamen, so wollte das Glück aus seinen bescheidenen Anfängen doch nicht recht herauswachsen.

Es wurde im Laufe der nächsten Wochen so viel Glück gewünscht, daß ganz England und Schottland daran genug gehabt hätten, wenn es in Erfüllung gegangen wäre, aber Ellis und Gordon spürten an sich keinen Erfolg. Sie gingen zusammen spazieren oder fuhren auf dem See in einer hübschen Barke unter einem bunten lauschigen Zeltdach, sie küßten sich, indessen, wie es schien, weniger aus eigenem Antrieb, als weil sie das für selbstverständlich hielten, oder weil sie glaubten, daß man allgemein erwarte, daß sie es thäten, und sie ohne das nicht ein richtiges Brautpaar gewesen wären.

Einmal, bei einer besonderen Gelegenheit, fiel ein merkwürdiges Wort, das die Situation zwischen ihnen kennzeichnete. Ellis war eine vornehme, zarte Erscheinung, frisch und in ihrem Wesen anziehend. Auch Gordon war ein hübscher Mann, sympathisch und temperamentvoll, so daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn sie bei ihrem häufigen Alleinsein zu einer wachsenden Vertraulichkeit gekommen wären. Aber bei dem ersten An-

lauf dazu wies ihn Ellis mit den merkwürdigen Worten zurecht: „So liebt man ein Dienstmädchen, Mister Gordon.“

Sie wünschte offenbar nicht, daß Gordon sich ihr gegenüber gewisse Vertraulichkeiten erlaube, und stellte sich unter der Liebe, die ihr gebühre, etwas Vornehmes, Ruhiges, „Gebildetes“ vor. Noch unwilliger wurde sie, als Gordon sie einmal, als sie allein waren, fragte, warum sie immer die Augen zumache, wenn er sie küsse. Das war eine Thatsache. Bei jedem Kuß schloß sie die Augen, und da Gordon keine Erklärung dafür fand, so fragte er eben.

Sie aber antwortete mit einer rasch aufsteigenden Zornesröte: „Mister Gordon, ich verbitte mir solche unschicklichen Fragen!“ und ließ ihn stehen.

So viel merkte Gordon schon sehr bald, daß er an Ellis keine sehr fügsame Frau haben werde, und wenn er in dieser Zeit Vergleiche anstellte zwischen dieser und Leonore, so wurde er ärgerlich, machte im stillen seinem Vater Vorwürfe und kam auf die Idee, daß er wirklich eine Dummheit gemacht habe.

In dieser Idee bestärkte ihn noch das in letzter Zeit etwas veränderte Wesen Leonorens. Die Gesellschafterin zog sich fast stets zurück, wenn sich Gordon seiner Braut näherte, als ob sie nicht stören wolle. Oft hatte sie verweinte Augen, was sich Gordon mit instinktiver Sicherheit in richtiger und für ihn schmeichelhafter Weise deutete, wenn er auch kaum ahnte, wie sehr Leonore in Wirklichkeit litt.

Frau Funham war in dieser ganzen Zeit von einer lebhaften und aufgeregten Thätigkeit. Sie hatte an ihren Gemahl nach London berichtet, daß sie nicht wisse, wie sie die Ungeduld der beiden Liebenden zügeln solle, die unter allen Umständen die Heirat so viel wie möglich zu

beschleunigen wünschten und deshalb vorschlügen, nicht damit zu warten, bis sie nach London zurückkehrten, sondern sich in Venedig in der dortigen englischen Kirche trauen zu lassen. Das hatte zunächst den Widerspruch des Vaters des Bräutigams erregt, der vorschlug, vor allem den Hausstand des jungen Paares zu ordnen, und dann die Trauung in London vorzunehmen. Gleichzeitig erhielt aber Frau Funham von ihrem Gemahl eine Depesche, welche die kurzen, aber nicht ganz klaren Worte enthielt: „So rasch als möglich!“ Frau Funham glaubte zu wissen, was das heißen solle, und veranlaßte den Bräutigam, an seinen Vater zu schreiben, daß er die Trauung in Venedig wünsche. Die Einrichtung des Hausstandes habe Zeit, und er, sowie Ellis seien mit allen Anordnungen zufrieden, die in dieser Hinsicht von ihren Angehörigen in London getroffen würden.

Schließlich gab man dem „Drängen der Verlobten“ nach und beschloß, die Hochzeit in Venedig zu feiern, wohin man alsbald abreiste. Sir Newton Reedholm selbst kam zu der Feier von London, auch Onkel John Funham, der zu jener Zeit gerade in einer Sommerfrische in der Nähe von Luzern weilte, kam mit seiner Familie, um der Feier einen möglichst familiären Anstrich zu geben. Jedenfalls sahen die Verlobten in den Septembertagen, während welcher die Feierlichkeiten mit allem Aufwand und Pomp, den die Sache verlangte, vor sich gingen, eine solche Menge Verwandte und Freunde um sich, erhielten eine so große Zahl von Geschenken und Gratulationen, daß sie sich wohl daheim wähnen konnten.

Frau Funham hatte den schönen, alten Palazzo Gonzaga am Canal Grande gemietet, während Sir Newton Reedholm mit seinem Sohn in einem der großen Gasthöfe wohnte. Der Palazzo Gonzaga eignete sich mit seiner halb morgenländischen, halb romanischen Bauart,

seinen altertümlich verschnörkelten Balkonen und seinen großen dreiteiligen Spitzbogenfenstern zum Abschluß der romantischen Idylle, die auf der Isola Bella ihren Anfang genommen, vorzüglich, und wenn Ellis in jenen Tagen des Glanzes und der rauschenden Festlichkeiten in luxuriösen Toiletten, langen Seidenschleppen und wallenden Schleiern über die breite verwitterte Marmortreppe ging, die nach dem Kanal hinunterführte, um die Gondel zu besteigen, so hätte man denken können, die alten Zeiten der Pracht und Herrlichkeit aus der Ruhmesepoche der Stadt Venedig seien zurückgekehrt. So wie Ellis jetzt mochten sich die jungen, schönen Dogaressen in die bequemen Kissen der Barken zurückgelehnt haben, umgeben von dem Luxus einer Welt, träumerisch über die Wasserfläche starrend, eingelullt von dem Murmeln der Wellen und dem rhythmisch-regelmäßigen Ruderschlag der Gondolieri. So wie vor zwei, drei Jahrhunderten die Dogaressen von Venedig wie Herrscherinnen zu Meer und Land in prächtigen Barken durch die Kanäle der berühmtesten und reichsten Handelsmetropole des Mittelalters gefahren waren, angestaunt, bewundert und beneidet von allen, die das Glück hatten, ihnen zu begegnen, so fuhr jetzt Ellis in den Tagen ihres höchsten Glanzes als Tochter der berühmtesten und reichsten Handelsmetropole der Neuzeit durch das melancholische Schweigen der Wasserstraßen von Venedig, vorüber an den Ruinen der versunkenen Pracht und Herrlichkeit, an den verwitterten Patrizierpalästen, über dieselben ungetreuen Wellen, die auch Glück und Glanz des alten Venedig verschlungen. Ahnungslos, als ob sie nicht wisse und gerade in dieser Umgebung nicht sähe, daß das ewige Auf und Nieder der Menschen das Leben ausmache, daß das höchste Glück für den Menschen die stärkste Warnung bilden sollte, so fuhr Ellis dahin, nur darauf bedacht, daß ihre Toilettenfarben mit der

jeweiligen Dekoration der Barke übereinstimmten, daß sie stets zur Rechten sitze, und daß alle Rücksichten, die man einer Dame schuldig war, beachtet würden.

Durch die halbe Welt war sie in den letzten Monaten gefahren, Meere und Länder hatte sie gesehen, die ältesten Kulturstätten der Menschheit, Aegypten, Griechenland, Rom, die herrlichsten Kunstschöpfungen aller Zeiten waren an ihren Blicken vorübergezogen und hatten nicht mehr Eindruck auf sie gemacht als ein Bilderbuch, dessen erste Eindrücke schon wieder verwischt und verwirrt werden von den letzten. Oberflächlich, gedankenlos, war ihr Geist nur auf Nichtigkeiten gerichtet.

— — — — — — — — — — — —

Es war am Vorabend der Hochzeit, kurz nach dem großen Mahle, das Frau Funham den Hochzeitsgästen in dem maurischen Festsaal des Palazzo Gonzaga gegeben hatte, als John Funham sich in das Zimmer seiner Schwägerin begab, um mit dieser einmal ein ernstes Wort zu reden. John Funham war nicht nach Venedig gekommen, um lediglich mit Frack und Ordensband den Brautvater zu vertreten, sondern hatte die ganze Hochzeit mehr als Vorwand benutzt, um seiner Schwägerin einmal ordentlich die Wahrheit zu sagen. Es waren in letzter Zeit zwei Wechsel von ihm in London nicht eingelöst worden. Er, John Funham, Teilhaber von J. & W. Funham, war dadurch in Verlegenheit geraten und nun der festen Ueberzeugung, daß das so auf keinen Fall weitergehen könne, daß so etwas niemals wieder vorkommen dürfe, und sein Bruder Edward ein Mensch sei, der vom Geschäft nicht so viel verstünde wie ein Nigger von der Telegraphie. John Funham wollte eine solche Geschäftsführung seines Bruders fernerhin nicht mehr dulden. Das alles und noch manches andere wollte er seiner Schwägerin sagen.

Die Sache kam aber etwas anders, als er sich dachte.

„Ist Missis Funham in ihrem Zimmer?“ fragte er den Diener, den er auf dem Korridor traf.

„Ja, Sir. Soeben habe ich ihr noch ein Telegramm hineingebracht,“ antwortete dieser.

„Gut. Sie brauchen mich nicht anzumelden. Ich werde klopfen.“

Damit näherte sich John Funham dem Zimmer seiner Schwägerin und pochte an die Thür. Einen Augenblick lauschte er, bekam aber keine Antwort. Erstaunt pochte er ein zweites Mal und stärker, mit dem gleichen Mißerfolg. Es blieb totenstill im Zimmer. Was sollte denn das heißen? dachte John, und etwas schroff und geradezu, wie er war, trat er ohne weiteres in das Zimmer ein.

Zunächst sah er bei dem etwas mangelhaften Kerzenlicht, das das Zimmer nur spärlich und flackernd erhellte, nichts von seiner Schwägerin. Erst als er suchend näher trat, bemerkte er, daß sie auf den Stufen lag, die nach dem Balkon hinausführten. War sie gefallen? War sie ohnmächtig oder tot?

Rasch trat er herzu und rief sie an. „Martha! Martha!“ Dann faßte er ihre Hand und suchte sie aufzurichten.

„Was ist geschehen?“ fuhr er fort, auf sie einzureden. „Was ist dir?“

Frau Funham ließ ein schwaches Stöhnen vernehmen. Also war sie nur ohnmächtig, dachte ihr Schwager und wollte eben nach der Klingel greifen, um nach Hilfe zu rufen, denn die Frau war zu schwer, als daß er sie allein hätte aufheben können. Da sah er am Boden eine Depesche liegen und hielt unwillkürlich in seiner Bewegung inne, um zunächst nach der Depesche zu greifen. Es waren nur wenige Worte.

„Komm sofort zurück. Es ist alles verloren. Edward.“

So las er, aber er war so erschrocken, so aufgeregt

und verwirrt, daß er momentan nicht wußte, was er las. Unwillkürlich wandte er sich wieder der ohnmächtigen Frau zu und suchte sie aufzuheben. Dabei schlug Frau Funham endlich die Augen auf und sah, wie aus einem fürchterlichen Traum erwacht, erschrocken und ängstlich um sich.

„Wer ist hier?" fragte sie.

„Kennst du mich nicht? Ich bin es ja, John, dein Schwager. Besinne dich, Martha, und erzähle! Was ist denn ums Himmels willen passiert?"

Langsam, starr und irr vor sich hin blickend, strich sich Frau Funham mit der Hand über die Stirn, dann seufzte sie tief auf und sagte: „O mein Gott!"

John Funham half seiner Schwägerin mit großer Mühe in einen Sessel, aber obgleich sie zum Erbarmen aussah, konnte er sich nicht entschließen, nach Hilfe zu rufen. Leise und verstohlen, als ob es sich um ein schreckliches Geheimnis handle, fuhr er fort zu fragen: „Was soll das alles heißen, Martha? Was ist's mit der Depesche hier? Was will Edward damit sagen?"

„Hast du gelesen, John?"

„Ja doch. Aber —"

„Es ist ja alles aus und vorbei. Die Hochzeit —"

„Je nun, die alberne Heirat! Wenn es weiter nichts ist."

„Sie kann nicht stattfinden, John."

„Warum nicht?"

„Weil — — weil — o, es ist zu gräßlich, es ist unglaublich!"

„Was denn nur? So rede doch endlich! Weshalb kann die Heirat nicht stattfinden?"

„Weil J. & W. Funham — bankerott sind."

John Funham, der sich bei seinen hastigen und halblauten Fragen leicht über seine Schwägerin vorgebeugt hatte, fuhr wie vom Blitz getroffen zurück und starrte ihr einige Sekunden wie geistesabwesend ins Gesicht.

„Bankerott?“ wiederholte er, bleich bis in die Lippen hinein. Dann machte er mit der Hand eine wegwerfende Gebärde und fuhr fort: „Das kann ja gar nicht sein. Das ist unmöglich. Woraus schließt du denn das? Aus der Depesche?“

Frau Funham nickte stumm. Erst nach einer kleinen Pause, während welcher man das keuchende Atmen der beiden Verwandten hörte, sagte sie wie gebrochen: „Ich weiß es. Edward hat sich niemals über die Vermögenslage der Firma geäußert, aber ich weiß es doch. Wenn er schreibt: „Es ist alles verloren,“ so kann das nur heißen: J. & W. Funham sind bankerott.“

„Unmöglich!“ protestierte ihr Schwager nochmals.

„Ich habe es gemerkt — schon seit langer Zeit. Er sprach im Schlaf, und auch im Wachen konnte er die Sorgen nicht mehr verbergen, die ihm der Stand der Firma machte. Nun ist er unter der Last der Verbindlichkeiten zusammengebrochen. Es kann nicht anders sein, denn sonst hätte er nimmermehr in dieser Weise telegraphiert, und gerade heute, am Vorabend von Ellis Hochzeit. O, es ist furchtbar! Gerade heute! Gott weiß, welche Unglücksfälle den Sturz der Firma beschleunigt haben. Ich verfolge schon seit langem die Kaffeepreise an der Börse, weil ich weiß, daß Edward immer mit ungeheuren Summen interessiert ist, und gerade jetzt, seit etwa drei Wochen, sind diese Preise fort und fort gesunken.“

„Das will nichts heißen,“ warf ihr Schwager wieder ein, der noch immer die Nachricht nicht fassen, nicht glauben konnte und sich nun in dieser Weise selbst Mut einreden wollte. „Ein vorübergehendes Sinken der Preise reißt J. & W. Funham nicht um. Wer weiß, was Edward meint. Vielleicht ist es gar ein Versehen des Telegraphisten. Man muß in jedem Falle Näheres abwarten.“

Frau Funham sank auf ihrem Sessel immer mehr zu-

sammen, und ihre Augen wurden immer starrer und gedankenloser in das Unbestimmte gerichtet. Die Nachricht schien sie geistig und körperlich ganz zu Boden geschmettert zu haben.

„Abwarten," wiederholte sie hinfällig, „ja, ja, abwarten. Und die Heirat?"

„Die Hochzeit findet natürlich morgen statt," erwiderte ihr Schwager rasch.

„Aber — —"

„Du wirst doch nicht durch eine voreilige Bekanntgabe dieser Depesche das Glück der Kinder in Frage stellen wollen! Eine Depesche! Nun, was ist denn dabei? Man steckt sie in den Ofen und damit gut."

„Wir haben die Verpflichtung, den alten Reedholm über die Sachlage aufzuklären, John."

„Erst dann, wenn wir selbst genau wissen, wie die Sache steht, eher nicht. Ich gehe jetzt, um an Edward zu telegraphieren und nähere Auskunft zu verlangen. Inzwischen thust du, als ob nichts geschehen wäre, Martha. Also kein Wort, bis ich dir selbst Gewißheit bringe. Hörst du?"

Frau Funham hatte bereits diese Gewißheit, die ihr Schwager noch von London zu holen für nötig fand, sie fühlte tief im Innersten, daß es mit der Firma J. & W. Funham aus und vorbei sei, und fühlte auch die Verpflichtung, dem alten und dem jungen Reedholm noch vor der vollendeten Thatsache der Hochzeit Aufklärung über die Sachlage zu geben. Trotzdem fügte sie sich den Anordnungen ihres Schwagers.

John Funham hatte schon die Thür in der Hand, um davonzugehen, als er noch einmal umkehrte und zu seiner Schwägerin deutlich und eindringlich sagte: „Martha, ich verlasse mich auf dich. Kein Wort, keine Andeutung über die Angelegenheit, weder zu Reedholm, noch zu

irgend wem! Wenn du nicht glaubst, unbefangen vor den Leuten erscheinen zu können, so laß dich krank melden, aber auf keinen Fall darfst du dir irgend etwas von dem Vorgefallenen merken lassen. Hörst du?"

Seine Schwägerin nickte mehreremal, stumpf und starr vor sich hin blickend, und John Funham verließ das Zimmer.

Möglicherweise hatte er schon in diesem Augenblick die Idee, die Heirat seiner Nichte Ellis mit dem reichen Reedholm in jedem Falle zu stande zu bringen und als Rettungsanker für J. & W. Funham zu benutzen. Jedenfalls sagte auch ihm ein geheimes Ahnen, daß das Gefühl seiner Schwägerin, das sie beim Empfang der Depesche hatte, das richtige sei, nur wollte und konnte er nicht daran glauben, weil seine ganze Existenz — und sie war die Existenz eines verwöhnten und verschwenderischen Mannes, der nicht danach angelegt war, Geld selbst zu verdienen — mit J. & W. Funham stand und fiel. Was sollte werden, wenn die Firma bankerott war? John Funham war nicht der Mann, der aus seiner freien Ungebundenheit, aus dem unabhängigen Leben heruntersteigen und sich in die Arbeit und Not des Lebens, in den eisernen Ring der Notwendigkeit einfügen konnte. Das Ende von J. & W. Funham war auch sein Ende. Und dieses Ende trat ihm jetzt als ein so fürchterliches Schreckgespenst entgegen, daß er ihm nicht ins Gesicht zu sehen vermochte, und deshalb wollte er nicht an die Schreckensbotschaft glauben. Nein, nein! Das konnte und durfte nicht sein. J. & W. Funham durften nicht stürzen, und wenn die Gefahr dazu vorlag, mußte man sie abwehren um jeden Preis!

Was war's denn auch weiter, was er schlimmsten Falls anstrebte? Ein Arrangement mit Reedholmschem Geld. Wenn Ellis erst Frau Reedholm war, so war doch jedenfalls sie im Trockenen. Und das war schon etwas. Das andere würde sich dann auch finden.

Mit diesen Gedanken, die flüchtig und unklar, wie ein Wetterleuchten durch sein Hirn fuhren, stieg John die breite Marmortreppe des Palazzo Gonzaga hinunter und rief nach dem Gondoliere des Hauses, um nach dem Telegraphenamt zu fahren. Der Mann, ein dunkellockiger junger Italiener, mit roter Bluse und weißen Hosen bunt und malerisch herausstaffiert, lag mit seiner Gondel zum Fortfahren bereit und ruderte sofort herzu.

„Rasch, Girolamo," befahl John, „nach dem Telegraphenamt!"

„Ich bitte um Verzeihung, Eccellenza," erwiderte dieser höflich, „aber Miß Funham hat mir eben sagen lassen, daß ich sie hier erwarten solle."

„Aber ich habe es sehr eilig."

„Miß Funham ließ mir sagen, daß sie es auch sehr eilig habe. Ich warte eben auf sie."

„Wohin will sie fahren?"

„Ich weiß es nicht, Eccellenza."

In diesem Augenblick trat Ellis mit ihrer Gesellschafterin aus dem Haus. Sie war in einer luftigen, hellen Sommertoilette, einen schwarzen venetianischen Spitzenschleier zierlich um den Kopf geschlungen, mit frischen, dunkelroten Rosen besteckt. Ihr Onkel John fand sie hübscher, graziöser und lustiger wie je.

„O, das ist gut, daß wir dich treffen, Onkel!" rief sie diesem laut und geschäftig zu. „Du wirst uns doch hoffentlich begleiten?"

„Wohin?" fragte John.

„Ich weiß noch nicht. Ich muß weiße Rosen haben für morgen."

„Aber ich habe doch heute morgen einen ganzen Korb voll weißer Rosen für dich bringen sehen."

„Es sind nicht die rechten, Onkel. Sie haben alle einen mehr oder weniger rosigen Schein im Kelch. Ich

muß aber durchaus ganz weiße haben. Du mußt mir suchen helfen."

Das konnte lange dauern, aber Ellis war so naiv-ahnungslos, so eilfertig und eifrig bei ihren Vorbereitungen für die Festlichkeiten von morgen, daß John sie nicht enttäuschen oder auch nur beunruhigen wollte. Schließlich konnte es ja auch stehen, wie es wollte, die Hochzeit seiner Nichte schien ihm jetzt das wichtigste auf der Welt. Wie es in London stand, würde man ja wohl noch zeitig genug erfahren.

„Komm!" sagte er und stieg mit den Damen in die Gondel ein, die der Gondoliere sofort in Bewegung setzte. Die Dämmerung legte sich über die Stadt, die stillen Kanäle glänzten in den letzten Abendlichtern, und die alten verfallenen Paläste am Canal Grande hüllten sich in immer dunklere Schatten. Eine melancholische Stimmung der Vergänglichkeit, des Wandels aller Dinge dieser Welt sprach sich in der träumerischen Versunkenheit der einst so mächtigen und reichen Stadt aus, nur Ellis merkte nichts von dieser Stimmung, sondern plauderte unausgesetzt und lebhaft, um ihren Onkel zu überzeugen, daß sie durchaus weiße Rosen haben müsse, da nur diese eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft hätten.

„Alles sehr schön," erwiderte ihr Onkel, „aber woher nehmen und nicht stehlen?"

„Außerdem," plauderte Ellis lebhaft weiter, und ohne sich um den spaßhaften Einwurf ihres Onkels zu kümmern, „außerdem ist es eine ausgemachte Geschichte, daß nur ganz weiße Rosen die Erfüllung der Wünsche am Hochzeitstage garantieren. Also wirst du doch einsehen, Onkel, daß ich keine anderen brauchen kann. Was würdest du denn sagen, wenn du dir zum Beispiel ein echtes Perlenhalsband am Hochzeitstage wünschtest und bekämest dann elende Glasperlen oder ähnlichen nachgemachten Plunder?"

„Ich bin ganz deiner Meinung, mein Kind,“ antwortete John zerstreut und sah über die stillen Wasser der Kanäle, auf denen allmählich auch der letzte Glanz des Abends verlosch. Und wenn es nun einmal ganz Nacht wurde, dachte er bei sich, wenn keine Laterne, kein Hoffnungsstrahl mehr die Finsternis durchdrang, was dann? Was würde dann aus der so anspruchsvollen Tochter seines Bruders, was aus ihm selbst werden, die beide nicht gelernt hatten, im Finsteren zu gehen?

„Man muß auf sich halten,“ fuhr Ellis in ihrer Weisheit tapfer und superklug fort. „Man muß Abstand zu halten wissen von all dem — — nein, ich will nicht sagen Gesindel. Es mögen auch unter den armen Leuten solche sein, die sich für respektabel halten, aber es ist doch nicht das. Es ist mehr Dünkel oder Verkennung der wahren Sachlage als Respektabilität. Der Besitz allein giebt Respektabilität, denn nur er macht unabhängig und frei. Meinst du nicht, Onkel?“

So ging das noch eine Weile weiter. Ellis war nun einmal im Zug und glaubte tiefsinnige Philosophie vorzutragen, wobei ihr gar nicht auffiel, daß ihr Onkel John immer nachdenklicher und einsilbiger wurde.

Es war inzwischen ganz finster geworden, und der Wind hatte sich aufgemacht.

„Es wird noch Sturm geben,“ dachte John bei sich, „er wird vielleicht das schützende Zeltdach von der Barke herabreißen, und diese selbst wird an irgend einem Stein zerschellen. Was dann? Es wird heißen: Rette sich, wer kann! Wer wird sich dann um die kluge Miß Ellis kümmern, die die Welt nur aus dem Gesichtswinkel der verwöhnten Dame kennt? Wer wird sie schwimmen lehren, wenn die Wellen über ihr zusammenschlagen? Wer wird sie mit dem eisernen Naturgesetz der Notwendigkeit vertraut machen? Armut ist auf der Welt ein sehr verbreitetes

Uebel, und es giebt sogar Leute, die sich sehr gut mit ihr abfinden und sich selbst ganz wohl dabei befinden, die im wahrsten Sinn des Wortes aus der Not eine Tugend machen, aus ihr lernen und klug werden. Aber arm werden ist unter allen Umständen ein Unglück, wenn nicht der Untergang. Die Armut ist ein Abgrund, mit dem man vertraut sein muß, über den man nur dann sicher und gefahrlos hinwegkommt, wenn man ihn genau kennt. Wer sollte Ellis in den labyrinthischen Gängen und Höhlen dieses Abgrundes leiten und führen? Würde sie zu Grunde gehen — wie er selbst?"

Endlich wurden die weißen Rosen gefunden, wie sie Ellis haben mußte, und der Gärtner, der natürlich schlau war und rasch sah, wen er vor sich hatte, verlangte für das Stück eine Lira und fünfzig Centesimi, während er sie sonst für den zehnten Teil verkaufte.

„Was? Eine Lira und fünfzig für das Stück?" rief John Funham überrascht. „Das ist aber teuer!"

Ellis lachte ihn aus. „Aber Onkel, schäme dich!" rief sie ihm leicht schmollend zu. „Für mich ist nichts zu teuer. Steige rasch ins Portemonnaie und zahle, sonst werde ich dir wirklich böse. Willst du bei meiner Hochzeit schäbig sein?"

John Funham that, was sie sagte. Er hätte vermutlich noch ganz andere Kindereien erfüllt, weil er eben jetzt diese Heirat als einen Notanker ansah. Glücklicherweise fiel aber Ellis wenigstens vorläufig nichts mehr ein.

So fuhren sie wieder nach dem Palazzo Gonzaga zurück, immer wie von dem Murmeln der Wellen, über die sie hinweg glitten, begleitet von dem weltweisen Geplauder der jungen Dame, die heute, am Vorabend des für sie so wichtigen Ereignisses, glaubte, ihre Reife zeigen zu müssen. Morgen war sie schon eine junge Frau. Sie mußte also heute schon beweisen, daß und wie sie ihren Platz auszufüllen verstand.

Endlich, nachdem John Funham die Damen wieder nach Hause begleitet und sich von ihnen verabschiedet hatte, fuhr er nach dem Telegraphenamt und sandte an seinen Bruder Edward in London folgendes Telegramm ab: „Berichte sofort Einzelheiten, damit wir uns ein klares Bild machen können. John. Martha.“

Inzwischen hatte sich nun wirklich ein ziemlich heftiger Sturm erhoben. Kalte, große Regentropfen klatschten auf die erregten Wellen des großen Kanals, als John wieder nach Hause fuhr, und der Gondoliere, der hübsche und zierlich ausstaffierte Girolamo, hatte über seine bunte Kleidung einen alten Gummimantel gezogen und sah scheußlich aus.

John saß indessen noch ruhig und gemächlich in den weichen Kissen der Barke, die die Stöße linderten, die ihm der Sturm zugedacht. Es war gar keine Gefahr, und John überlegte und fragte sich, was sein Bruder Edward wohl antworten würde. Die Ungewißheit plagte ihn um so mehr, als von der erwarteten Antwort Tod und Leben für ihn abhing. John Funham hatte den besten Teil seines Lebens hinter sich. Er war ein Lebemann gewesen und war körperlich sehr stark abgewirtschaftet. Wenn nun auch noch der Verlust des Vermögens hinzukam, so machte er sich über den Rest seines Lebens durchaus keine Illusionen. Er kannte das Leben und wußte genau, was kommen würde, wenn das Geld alle war.

Aber trotz der Spannung, mit der er der Antwort seines Bruders entgegensah, empfand er auch ein gewisses Grauen davor. Er hatte Furcht, die Bestätigung dessen zu empfangen, was er ahnte.

---

## Sechstes Kapitel.

Am nächsten Morgen spielten sich vor dem Palazzo Gonzaga schon verhältnismäßig zeitig buntbewegte Scenen

ab. Hübsch mit Fähnchen und Wimpeln geschmückte Barken fuhren heran, brachten geputzte Gäste mit lachenden, lustigen Gesichtern in vornehmen und eleganten Toiletten. Ein guter Teil der englischen Kolonie, voran der britische Konsul als amtlicher Vertreter, beteiligte sich an der Feier.

Reizende, farbenprächtige Bilder zogen in der klaren Herbstsonne an dem alten Palazzo vorüber. Luxuriöse Privatbarken mit den entsprechenden Gondolieri in Gala, rote, blaue, weiße Blusen, seidene Schärpen, seidene Zipfelmützen, luftige helle Sommertoiletten der jungen Damen, spiegelblanke Cylinder der Herren — alles glitzerte und strahlte in dem schönen Sonnenschein, daß es eine Lust war, zuzusehen. Neugierige sammelten sich. Immer dichter und gemischter wurde das Gewühl der Barken und Kähne vor dem Palazzo Gonzaga, auf dessen Balkonen sich hin und wieder festlich gekleidete Hochzeitsgäste zeigten, welche sich das lustige Getümmel auf der breiten Wasserstraße ansehen wollten.

Kurz nach zehn Uhr morgens fuhr der Bräutigam mit seinem Vater am Palazzo Gonzaga vor, in einer Barke, deren kostbare und geschmackvolle Dekoration die Bewunderung der Menge erregte. Sitze und Baldachin waren mit weißer Seide überzogen, die Gondolieri ebenfalls weiß mit roten Schärpen und Kappen, während sich über die ganze Barke in hübschen Bögen bunte Wimpel spannten. Lautes Beifallklatschen klang über den Kanal, als die Gondolieri mit leichten, eleganten Ruderschlägen die Barke hart an die Marmortreppe legten, und Sir Newton Reedholm mit Gordon ausstieg.

Unten an der Treppe, unmittelbar an der Stelle, wo die Barke Sir Newtons anlegte, stand John Funham, um seine neuen Verwandten im Namen des Brautvaters zu bewillkommnen. Mister John hatte schon seit einer halben Stunde oben auf dem Balkon gestanden und nach

der Richtung gesehen, aus welcher Sir Newtons Barke kommen mußte. Seine Schwägerin war von Zeit zu Zeit zu ihm getreten, hatte gestöhnt und geseufzt und ihm verstohlen ins Ohr geraunt: „Sie werden nicht kommen. Sie werden Wind bekommen haben. Ach, mein Gott — mein Gott!"

John selbst hatte etwas ähnliches befürchtet, denn der Telegraph war ja nicht nur für J. & W. Funham da. Aber dann war plötzlich die weiße Barke Sir Newtons an der Biegung des Canal Grande erschienen; John atmete auf und sagte zu seiner Schwägerin: „Sie sind da!"

Und rasch wie der Wind verbreitete sich unter der versammelten Schar der Hochzeitsgäste die Nachricht: Sie sind da! Ueberall eine merkwürdige Aufregung, ein freudiges Ah erregend.

John Funham machte eine tiefe Verbeugung, um der Feierlichkeit des Augenblicks Ausdruck zu verleihen.

Aber Sir Newton war offenbar mehr jovial als feierlich gestimmt und sagte lachend: „Well, Mister Funham, da sind wir, das heißt, da ist Gordon. Heute haben die jungen Leute das Wort, während wir das fünfte Rad am Wagen sind. Es müßte denn sein, Sie haben in irgend einem Eiskühler einen guten Tropfen, in welchem Falle ich meinen Mann schon stellen werde."

„Er hat keine Ahnung!" dachte John, dann lachte er vergnügt und versetzte: „Sir Newton, verlassen Sie sich nur auf mich. Wenn wir beide auch ein paar alte Knaben sind, so verstehen wir uns doch besser auf einen guten Trunk als irgend einer in Alt-England."

„Und das will viel sagen," ergänzte lachend Sir Newton, indem beide die Treppe hinaufstiegen.

Gordon ging hinterher. Er schien sich nicht recht behaglich zu fühlen, sah sogar etwas blaß aus und machte ein Gesicht, als ob er zu enge Stiefel anhätte. Er hatte

sich jedenfalls seine Hochzeit anders gedacht. Diese Verbeugungen hie und da, diese ganze steife Feierlichkeit und Förmlichkeit war nicht nach seinem Geschmack. Frau Funham umarmte und küßte ihn auf beide Wangen und nannte ihn ihren lieben Sohn. Das war auch kein Genuß. Von Ellis war nichts zu sehen. Angeblich war sie noch mit ihrer Toilette beschäftigt, und als sie endlich erschien, bewundert, angestaunt, ja förmlich umtanzt von sämtlichen anwesenden jungen Damen mit enthusiastischen Ah und O, da wußte er nicht, ob er ihr einen Kuß geben sollte oder nicht.

Aber Ellis schien das zu wünschen und es für erforderlich zu halten, und so kam denn eine Begrüßung zu stande, die sich Gordon ebenfalls ganz anders gedacht hatte. Indessen tröstete er sich mit dem Gedanken, daß es nun einmal Sitte sei, den intimsten Vorgang im menschlichen Leben mit einer Unmenge Aeußerlichkeiten und Wichtigkeiten zu umgeben, die mit der Sache selbst nichts zu thun haben. Das würde jedenfalls später schon anders werden.

Man hatte allseitig nur auf das Erscheinen der Braut gewartet, um zu der bevorstehenden Feierlichkeit zu schreiten, und so ordnete sich unmittelbar nach ihrem Eintritt der Zug, um zunächst in das britische Konsulat zu fahren, wo die Ehe geschlossen, und dann nach der englischen Kirche, wo sie eingesegnet werden sollte.

John stand oben auf der Treppe, den Hut auf dem Kopfe, sich die Handschuhe anziehend und bereit, eben in die Barke einzusteigen.

„Eigentlich wäre es mir lieber gewesen," sagte Sir Newton zu ihm, „wenn die Hochzeit in London gefeiert worden wäre. Man ist dort doch mehr unter sich, und mir wäre die Reise erspart worden. Aber Ihr Bruder Edward war so nett und liebenswürdig. Er ging ohne

weiteres auf meine Vorschläge ein. Ellis bekommt jährlich tausend Pfund Zuschuß und wird bei einstiger definitiver Regelung mit fünfzigtausend Pfund bei J. & W. Funham interessiert oder auf Wunsch bar ausbezahlt. Das Gleiche habe ich für Gordon garantiert, obwohl mein Sohn später einmal mindestens dreimal so viel von mir erbt."

„Dreimal!" warf John zerstreut ein und rechnete im stillen aus, daß man mit der Hälfte dieser Summe vollständig ausreichen würde, J. & W. Funham wieder flott zu machen, wenn wirklich Gefahr vorhanden sein sollte.

„Ich sage, mindestens dreimal," fuhr Sir Newton fort, „es können aber auch zweihundert- bis zweihundertfünfzigtausend Pfund zusammenkommen, wenn alles klappt. Das erbt Gordon alles."

„Ich gratuliere ihm dazu," bemerkte John noch immer zerstreut und mit seinen Gedanken beschäftigt.

Irgend jemand hinter ihnen sagte etwas, und Sir Newton, der glauben mochte, daß er gemeint sei, drehte sich flüchtig um und fragte: „Was?"

Ein Diener stand hinter ihm.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er, „es ist soeben noch eine Depesche für Mister John Funham abgegeben worden. Da ist sie."

Rasch griff dieser nach der Depesche und schob sie in die Tasche, ohne sie zu öffnen.

„Ich bitte, sich nicht durch mich stören zu lassen," bemerkte Sir Newton. „Geschäfte sind Geschäfte."

„Es eilt nicht," versetzte John. „Irgend eine Gratulation oder dergleichen."

Sir Newton sah ihn etwas betroffen an. Es wollte ihm scheinen, als wenn Mister Funham etwas bleicher und aufgeregter geworden wäre. Dann stiegen sie die Treppe hinunter, und Sir Newton fuhr in seinem ab-

gebrochenen Gespräch fort: „Da Ihr Bruder Edward so freundlich auf meine Vorschläge einging, wollte ich natürlich dem jungen Paare auch nicht hinderlich sein. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, dachte ich, schloß mit Ihrem Bruder den Kontrakt und reiste nach Venedig zur Hochzeit."

Frau Funham ging unmittelbar vor den beiden her und bemerkte den Vorgang mit der Depesche. Einen Augenblick blieb sie stehen. Es schien, als ob sie die Hand ausstrecken wollte. Aber dann ging sie weiter, ohne ein Wort zu sagen.

Die Feier verlief programmgemäß. Der Geistliche, der die Ehe einsegnete, war ein alter, wohlmeinender Herr und hielt eine Traurede, die seiner eigenen Auffassung vom Wesen der Ehe Ehre machte. Der Grundgedanke, der sich wie ein roter Faden hindurchzog, war der Ausspruch des Dichters: „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme."

Schade um die schöne Rede! Wohl hörte man da und dort in der zahlreichen Zuhörerschaft ein gerührtes Schluchzen, aber gerade an den Hauptbeteiligten hallten die Worte vorüber, als ob man einem Tauben Musik mache. John stand dabei und hörte wohl kaum, was gesagt wurde, hatte immer die Hand in der Tasche, in der er die Depesche seines Bruders trug, als ob er mit den Fingern herausfühlen wollte, was darin stand; seine Schwägerin blickte starr zu Boden und fragte sich, was nun wohl aus der Sache werden würde, und Ellis, jetzige Missis Needholm, konnte sich nicht darüber beruhigen, daß Gordon offenbar den Schnupfen hatte, denn er nieste während der Zeremonie zweimal. War das erhört? fragte sie sich. War das nicht eine taktlose Geschmacklosigkeit, die eben nur Gordon fertig brachte? Der Geistliche hätte sich die Lunge wund reden können, um ihr die Bedeutung der Ehe beizubringen, es hätte nichts genützt.

Bei dem darauf folgenden Hochzeitsmahle im Palazzo Gonzaga spielte Sir Newton eine Hauptrolle. Es stellte sich heraus, daß man sich auf Mister Funham wenigstens in Bezug auf einen derben Tropfen im Eiskühler ganz verlassen könne, und Sir Newton verließ sich infolgedessen auch darauf. Sein Gesicht wurde immer röter, seine Augen immer kleiner und vergnügter, seine Laune immer lustiger und ungenierter, und als er gegen Ende des Essens eine Rede über die englische Pferdezucht in Wales begann, wußte alle Welt, woran man mit Sir Newton war. Schließlich versicherte er seinen alten Freund Funham, daß dieser ein famoser Kerl sei, und er niemals eine so fidele Hochzeit gefeiert habe als die seines Sohnes Gordon mit Ellis.

Und John hatte noch immer die Depesche seines Bruders uneröffnet in der Tasche. Er wünschte im stillen Sir Newton mitsamt der ganzen Hochzeitsgesellschaft dahin, wo der Pfeffer wächst, nur um endlich einmal die Depesche lesen und sich über die Lage in London klar werden zu können. Seine Schwägerin hatte ihn schon zweimal nach der Depesche gefragt, flüchtig und verstohlen, damit kein Aufsehen entstehen sollte. Die Situation hatte etwas Unheimliches, John wußte sehr wohl, warum er weder seiner Schwägerin Aufschluß geben, noch selbst Kenntnis von der Depesche nehmen konnte, solange noch Hochzeitsgäste im Hause waren. Wenn Frau Funham, wie gestern schon, wieder in Ohnmacht gefallen wäre, so würde ohne Zweifel unter den Anwesenden eine große Aufregung und eine noch größere Neugier entstanden sein, die leicht zu einem Skandal führen konnte. John wartete also und zügelte seine Ungeduld, bis die Hochzeitsgäste den Palazzo Gonzaga verlassen hatten.

Endlich war der ersehnte Zeitpunkt da. Die Gäste hatten sich entfernt, Ellis und Gordon waren nach dem

Lido in die dort gemietete Villa hinausgefahren, wo sie bis zu ihrer Rückkehr nach London wohnen sollten. Mister Funham sank mit einem tiefen Seufzer in einen Stuhl, um seine Depesche zu lesen.

Allein er hatte sie noch nicht entfaltet, als seine Schwägerin zu ihm ins Zimmer trat und mit mühsam unterdrückter Aufregung sagte: „Um der Barmherzigkeit willen, John, mach ein Ende! Ich ertrage das nicht mehr. Was hat Edward geantwortet?"

„Eben will ich es lesen," erwiderte John mit erzwungener Ruhe. „Du kannst es also gleich wissen, Martha."

Damit riß er das Telegramm auf und las:

„Mein Kassierer Hooling ist durchgebrannt. Obwohl er kaum mehr als zehntausend Pfund mitgenommen hat, entstand durch das Ereignis unter meinen Gläubigern eine Panik, die zu einem Sturm auf die Kasse ausartete. Vor zwei Stunden mußte die Kasse geschlossen, und der Konkurs angemeldet werden. Passiva etwa hundertfünfzigtausend Pfund, hauptsächlich der niedrigen Kaffeepreise wegen. Edward."

Einen Augenblick lang starrte John über das Papier hinweg, dann erhob er sich schweigend und trat ans Fenster. Das war schlimmer, als er gedacht hatte, und erst jetzt begriff er, wie sehr sein Bruder recht gehabt, als er in seiner ersten Depesche schrieb: Es ist alles verloren.

Totenstille herrschte in dem Gemach. Nur das stoßweise Atmen oder Keuchen seiner Schwägerin war zu hören.

Das war, wie es John ansah, nicht nur eine Bankerotterklärung, sondern das war für ihn ein Todesurteil, nichts mehr und nichts weniger. Wenn es aus dieser Lage keinen Ausweg gab, wenn die Firma fiel, so war das für John das Ende. Starr und wie verzweifelt sah er hinunter auf den Kanal. Nicht einen Augenblick lang

gab er sich Illusionen hin. Er sah sofort, daß es für ihn nur zwei Möglichkeiten gab. Entweder ein Arrangement von J. & W. Funham mit ihren Gläubigern und mit Hilfe des Reedholmschen Geldes oder — das Ende. Ein selbstthätiges Eingreifen in sein Schicksal, irgend ein Unternehmen aus eigener Kraft oder eigener Arbeit verwarf er von vornherein als aussichtslos und unmöglich. Er war nicht der Mann danach. Wer wie er von Jugend auf an das Nichtsthun gewöhnt, nichts gelernt und nur als vornehmer Mann gelebt hat, der konnte nicht über Nacht ein unternehmender, arbeitsamer Mann werden. Das wußte John sehr wohl, und deshalb verwarf er auch von vornherein den Plan der Selbsthilfe.

Sir Newton mußte helfen, und wenn dieser nicht half, war's vorbei. Dieser Gedanke prägte sich immer deutlicher bei ihm aus.

Seine Frau und seine Kinder fielen ihm ein. Er hatte außer seinem Sohn Alfred, der in London dasselbe vergnügliche Leben führte wie sein Vater in Italien, noch zwei jüngere Töchter, Mädchen von zehn und zwölf Jahren, die mit zur Hochzeit gekommen waren und heute von aller Welt wegen ihrer Zierlichkeit bewundert worden waren. Wie oft hatte ihn seine Frau gebeten, auf die Zukunft der Kinder Bedacht zu nehmen und nicht alles Geld in der Firma J. & W. Funham stehen zu lassen. Aber John hatte auf die Firma gebaut wie auf einen unerschütterlichen Felsen. Die Jahreszahl 1729, die in Stein gemeißelt über dem Thorweg des Hauses in London stand, und an der er als Junge tausendmal vorübergegangen, war ihm immer so altehrwürdig, so unverwüstlich sicher und solid erschienen, daß er selbst darüber zum sorglosen und leichtsinnigen Menschen geworden war, nicht nur in Bezug auf sich, sondern auch in Bezug auf seine Kinder. Nun, John verfolgte den Gedanken nicht

weiter, sondern machte eine energische und entschlossene Bewegung.

Reedholm mußte helfen. Was sollte denn sonst werden?

„John!“ klang es hinter ihm, müde und verzweifelt.

Er wandte sich vom Fenster ab und bemerkte seine Schwägerin hilflos in einem Stuhl zusammengesunken.

„John, was soll nun werden?“ fuhr Frau Funham leise fort, als ob sie gefürchtet hätte, irgendwie belauscht zu werden.

„Es ist so schlimm nicht, wie es aussieht, Martha,“ tröstete sie John.

„Aber was sollen wir denn nun thun?“

„Zunächst werde ich natürlich Edward mitteilen, daß die Heirat zwischen Ellis und Gordon eine Thatsache ist.“

„Ja, ja. Und Ellis, die von nichts weiß —“

„Sie wird vernünftig sein und sich den Umständen gemäß vernünftig betragen. Wir haben für sie gethan, was menschenmöglich war, wir haben die Heirat unter den verzweifeltsten Umständen noch zuwege gebracht. Sie mag nun auch für uns thun, was sie kann.“

„Was soll sie denn thun?“

„Eine kluge Frau soll sie sein, weiter nichts. Das ist alles, was von ihr verlangt wird. Dann kann es nicht schwer sein, mit den Gläubigern von J. & W. Funham ein Arrangement zu treffen. Man wird sich mit dreißig oder vierzig Prozent zufrieden geben, und unser Schwiegersohn, Mister Gordon, wird seinen Vater so lange bearbeiten, bis er die Mittel zu einem solchen Arrangement bewilligt — wenn Ellis eine kluge Frau ist.“

„Und wenn sie nun nicht das ist, was du eine kluge Frau nennst? Offen gestanden, John, ich wüßte nicht, weshalb wir von Ellis erwarten dürften, daß sie eine — wie du sagst — eine kluge Frau sein soll. Es lag ihr an der Heirat nicht viel. Ich habe das wohl bemerkt.“

„Um so mehr wird ihr daran liegen, wenn sie nun weiß, wie die Sache steht.“

„Ich weiß nicht. Ellis ist immer so sonderbar gewesen. Ich möchte fast bezweifeln, daß sie je eine kluge Frau sein wird.“

„Du mußt ihr die Sache klar machen. Es handelt sich natürlich nur um eine momentane Hilfe. Reedholm wird Gläubiger der Firma mit fünfzig- oder sechzigtausend Pfund, die man braucht, um ein Arrangement zu machen. Ist dann J. & W. Funham wieder frei, und die Kaffeepreise steigen — sie können doch nicht ewig auf einem so niedrigen Kurs bleiben — so wird sich auch die Möglichkeit finden, Reedholm zu befriedigen, und alles ist, wie es immer war. Es handelt sich nur um eine Krisis, nichts weiter. So mußt du zu Ellis sagen, damit sie es ihrem Mann wieder sagt. Reedholm rettet nicht nur die Firma, wenn er uns hilft, sondern er rettet auch das Geld seiner Schwiegertochter, also das Geld seines Sohnes.“

Das sah doch immerhin etwas anders aus als die traurige Thatsache in der Depesche Edward Funhams. Es lag wieder Hoffnung in der Angelegenheit. Es war noch nicht alles verloren, wie Edward Funham telegraphiert hatte. Frau Funham faßte wieder Mut. Sie hoffte sogar — was glaubt der Mensch nicht alles, wenn er hofft? — daß Ellis eine kluge Frau sein würde, wie ihr Schwager das meinte, und sie nahm sich vor, Ellis in der angegebenen Art zu bearbeiten. Daß sie das gern gethan hätte, konnte man aber nicht behaupten. Sie als Frau und Mutter hatte wohl herausgefühlt, daß zwischen Ellis und Gordon nicht alles so war, wie es zwischen Mann und Frau sonst zu sein pflegt, aber Frau Funham handelte nicht mehr aus freiem Willen, sondern sie handelte, weil sie nicht mehr anders konnte, sie mußte Ellis in der

bezeichneten Art bearbeiten, weil ihr nichts anderes übrig blieb. Der Selbsterhaltungstrieb befahl es unerbittlich.

John Funham schrieb sofort einen Brief an seinen Bruder, in dem er ihm auftrug, alle Schritte zur Herbeiführung eines außergerichtlichen Vergleichs mit seinen Gläubigern zu thun. In nächster Woche würde er, John Funham, selbst in London sein.

Dann machte er sich sofort auf, um Sir Newton in dessen Gasthof aufzusuchen.

— — — — — — — — — — — —

Dieser lag auf dem Sofa, hatte eine Tasse schwarzen Kaffee neben sich und war keineswegs guter Laune, denn er fühlte, er hatte zu viel getrunken. Schlafen konnte er gleichwohl nicht, er war zu aufgeregt, so griff er nach den englischen Zeitungen, die im Laufe des Tages angelangt waren. Sie waren noch alle so zusammengerollt, wie man das in London gewöhnlich beim Zeitungsversand macht, mit einem Streifband umwickelt, auf dem seine Adresse stand. Er riß das Streifband von einer der Nummern ab und begann zu lesen.

Plötzlich stand er auf, trat mit der Zeitung in der Hand ans Fenster und strich sie glatt, als ob er nicht genau hätte sehen können. Dann las er unter den Handelsnachrichten: „Der Kassierer von J. & W. Funham, Allan Hooling, ist entflohen. Der Verlust der Firma scheint bedeutend zu sein.“

„Ei, ei!“ murmelte Sir Newton leise vor sich hin und sah nachdenklich über den Zeitungsrand hinweg ins Leere. So kurz die Notiz war, so klar war sie auch. Dann sah Sir Newton nach dem Datum der Zeitung und bemerkte, daß sie schon zwei Tage alt war. Also vor zwei Tagen wußte man in London schon, was die, welche es zunächst anging, in Venedig heute noch nicht gewußt hätten? Er selbst hätte es heute früh schon aus der Zeitung wissen

können, wenn er nicht zu sehr in Anspruch genommen gewesen wäre, und John Funham sollte es nicht gewußt haben? Das war doch wohl kaum anzunehmen, und Sir Newton fand es wahrscheinlicher, daß man es im Palazzo Gonzaga schon früher gewußt, ihm aber absichtlich verschwiegen habe.

Die Geschichte mit der Depesche fiel ihm ein, die John Funham auf der Treppe, vor dem Gange zur Kirche, erhalten hatte, und Sir Newton dachte, daß sein alter Freund John Funham ein schlauer Fuchs sei, der ihn mit ein paar Glas guten Weins über eine Situation hinweggetäuscht hatte, die unbedingt der Aufklärung bedurft hätte.

Er war noch mit diesen Erwägungen beschäftigt, als ein Kellner bei ihm eintrat und ihm meldete, daß Mister John Funham seine Aufwartung zu machen wünsche.

„Gut, mein Freund," sagte Sir Newton zu dem Kellner, „führen Sie den Herrn hierher."

Dann legte er die Zeitungen, und zwar auch die, welche er noch nicht gelesen, in eine Schublade und schloß diese zu.

Gleich darauf trat Funham ein.

„Nun, lieber Freund," begrüßte ihn Sir Newton aufgeräumt und streckte ihm die Hände entgegen, „was führt Sie zu mir? Ist unser junges Paar schon in seinem Heim auf dem Lido? Wollen wir noch einmal hinaus und nachsehen, wie es steht?"

„Ich hoffe, sie werden sich ohne uns behelfen können," sagte John mit einem Versuche, zu lächeln. „Ich komme jetzt in einer ernsten und peinlichen Angelegenheit."

„Was Sie sagen! Will doch nicht hoffen, daß ein Unfall —"

„Leider, leider, Sir Newton, allerdings nicht bei uns persönlich, aber es sind sehr schlechte Nachrichten aus

London eingetroffen, und ich bin hier, um — Sie wissen vermutlich schon, daß —"

John stockte.

„Was meinen Sie, mein Freund? Was soll ich wissen?"

„Von der Krisis, die bei J. & W. Funham ausgebrochen ist?"

„Ich? Kein Wort! Was ist's? Sie machen mich neugierig."

„Nun, die Sache ist die, daß mein Bruder in einer momentanen Kalamität den Kopf verloren hat. Hier lesen Sie selbst. Sie sehen, ich behandle die Sache offen und ehrlich, Sir Newton, wie sich das unter Verwandten gehört, und gebe Ihnen die Depesche, die mein Bruder sandte, selbst zur Durchsicht. Ich bin überzeugt, daß sich die Krisis mit etwa zwanzig- oder dreißigtausend Pfund wird arrangieren lassen, und auch diese Summe wird in einem halben oder ganzen Jahre wieder zur Verfügung von J. & W. Funham sein, weil sich inzwischen doch die Kaffeepreise heben müssen, und auch der Durchbrenner vermutlich wieder eingefangen sein wird, der die ganze Krisis verschuldet hat."

John führte seine Sache nicht schlecht. Er sprach mit einer gewissen Selbstverständlichkeit, als ob es sich wirklich nur um eine vorübergehende Verlegenheit handle, die beizulegen im allseitigen Interesse läge.

„Hm," machte Sir Newton bedenklich, nachdem er die Depesche gelesen, „das ist aber doch eine sehr böse Geschichte, Mister Funham."

„Wie es mein Bruder darstellt, allerdings. Aber ich sagte ja schon, daß mein Bruder den Kopf vollständig verloren hat, und bin überzeugt, daß es nur einer kleinen pekuniären Anstrengung Ihrerseits bedarf, um die Krisis zu beschwören."

„Sie meinen, daß ich —"

„Etwa zwanzigtausend Pfund, Sir Newton, auf sechs Monate, das übrige besorgen J. & W. Funham. Damit wäre das Arrangement gesichert. Bei dem Interesse, das auch Sie seit gestern an J. & W. Funham haben, Sir Newton, glaubte ich mit Bestimmtheit auf Ihre Gefälligkeit rechnen zu dürfen. Es wird Ihr Schaden nicht sein. Ganz gewiß nicht, Sir Newton."

Jetzt war Sir Newton fest davon überzeugt, daß sein alter Freund John Funham schon früher über die Sachlage orientiert gewesen war und ihn absichtlich in die Falle hatte hineintappen lassen. Er ließ sich aber nichts davon merken, und nachdem er sich durch verschiedene Fragen klar geworden war, daß von John nichts weiter über die Angelegenheit zu erfahren sei, erklärte er, daß er sich die Sache überlegen und vor allen Dingen an Ort und Stelle über den Stand von J. & W. Funham Erkundigungen einziehen wolle.

Das sah John Funham für eine gute Vorbedeutung an, und in der festen Hoffnung, daß Gordon und Ellis nunmehr das Ihre thun und Sir Newton vollständig bekehren würden, zog er sich wieder zurück.

Als Sir Newton wieder allein war, dachte er nach. Die Sache war viel, viel schlimmer, als er gedacht. Nicht nur, daß es eine sehr faule Geschichte war, zwanzigtausend Pfund bezahlen zu sollen, wo man mehr als das Doppelte zu erhalten erwartete, er mußte sich auch trotz der Schönfärberei Johns sagen, daß es damit noch lange nicht aus war. Einen Passivstand von hundertfünfzigtausend Pfund konnte man damit nicht ausgleichen. Vielleicht verstand John von Geschäften nicht so viel, um das einzusehen, vielleicht wollte er ihm aber auch nur die Angelegenheit möglichst milde ausmalen, um ihn erst zum Geldhergeben zu bringen. Das dicke Ende würde dann schon nachkommen. Sir Newton glaubte das als ziemlich sicher voraussetzen zu müssen.

„Holla, alter Junge!“ murmelte er für sich. „Du wirst mich nicht reinlegen.“

Dann nahm er sofort eine Gondel, um noch beim Dämmern des Abends zu den Neuvermählten nach dem Lido hinauszufahren.

---

## Siebentes Kapitel.

Ellis hätte es sehr gern gesehen, wenn Leonore ihr in ihr neues Heim gefolgt wäre und ihr geholfen hätte, ihren Hausstand einzurichten. Es war ihr dabei weniger darum zu thun, eine Helferin mehr um sich zu haben, sondern sie hatte zu dem stillen, freundlichen und praktischen Mädchen Zuneigung gefaßt. Es war ihr, sie wußte selbst nicht warum, angenehm, Miß Lore um sich zu wissen. Diese aber hatte es in entschiedenster Weise ausgeschlagen, der neuen Missis Reedholm zu folgen. Einen Grund dieser unerwarteten Weigerung gab sie nicht an, und Ellis riet hin und her, weshalb das junge Mädchen ihr wohl ihre Hilfe verweigere. Endlich glaubte sie es zu wissen und stand nun auch ihrerseits davon ab. Sie besann sich nämlich auf die früheren Annäherungsversuche ihres jetzigen Mannes an Miß Lore und begriff deren Weigerung, ihr zu folgen.

Dieses Alleinsein machte ihr den Schritt aus der elterlichen Familie in die Ehe noch empfindlicher, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Das Haus, das sie bis zu ihrer Rückkehr nach London bewohnen sollten, stand draußen am Meeresstrande in hübscher, aber recht einsamer Gegend. Sie hatte das Haus natürlich schon vorher besichtigt, und es hatte ihr wegen seiner Lage direkt am Meeresstrand auch recht gut gefallen, aber als sie jetzt mit ihrem Gatten nach der Hochzeit hinauskam, erschien es ihr furchtbar einsam und still.

„Hier bleibe ich nicht!“ Das war ihr erster Gedanke, als sie durch die hübschen, aber stillen und etwas frostigen Zimmer ging, begleitet von dem Kammermädchen. Gordon hatte sich kurz nach der Ankunft empfohlen und war in seinem Zimmer verschwunden. Das war nun schon längere Zeit her, ohne daß er wieder zum Vorschein gekommen wäre, und Ellis begann sich zu langweilen.

„Wo ist denn Mister Reedholm?“ fragte sie ihr Kammermädchen.

„Soviel ich weiß, ist er unten im Garten, Missis Reedholm,“ erwiderte diese, „befehlen Sie, daß ich ihn rufe?“

„Sage ihm, daß ich noch einen Spaziergang am Strande zu machen wünsche. Er möge mich begleiten,“ befahl sie dem Mädchen. „Nein,“ besann sie sich, „schicke den Diener und komm sofort wieder.“

„Was hat er unten im Garten zu thun?“ fragte sich Ellis und schaute vom Balkon herunter, sah ihn aber nicht. Dann trat sie zurück in ihr Zimmer und begann mit Hilfe der Kammerjungfer ihren Hochzeitsstaat abzulegen und sich zum Ausgehen zurecht zu machen. Das dauerte natürlich sehr lange, trotzdem ließ sich aber niemand sehen, auch nachdem sie fertig war. Sie stand mit Hut und Mantille im Zimmer und mußte warten. Das war ihr noch nie passiert und machte sie höchst ärgerlich.

„Das kann ja recht nett werden!“ murmelte sie und trommelte ungeduldig mit den Fingern an den Fensterscheiben. Sollte sie nochmals rufen und fragen? Oder gar selber suchen? Sie war empört. Sie am Abend des Hochzeitstages allein zu lassen! War das nun seine Liebe und Ergebenheit? Ob er wohl auch Miß Lore unter ähnlichen Umständen hätte warten lassen?

Endlich hielt sie sich nicht mehr und ergriff im Zorn eine Klingel, mit der sie einen Höllenspektakel machte, der durch das ganze Haus lärmte.

Erschrocken kam der Diener herbeigelaufen.

„Sie befehlen?“ fragte er bestürzt.

„Habe ich nicht befohlen, Mister Gordon zu rufen?“ fragte Ellis.

„Ich bitte sehr um Verzeihung, Missis Reedholm,“ entschuldigte sich der Diener. „Ich fand Mister Reedholm erst lange Zeit nicht, er war nach dem Kaffeehause hinübergegangen, und als er endlich zurückkam, traf er gerade an der Gartenthür mit seinem Vater, mit Sir Newton, zusammen.“

„Nun? Und?“

„Sir Newton Reedholm sagte, er habe mit seinem Sohne zu reden, beide würden später zurückkehren und anfragen, ob sie mit der gnädigen Frau sprechen könnten.“

„Sir Newton will mit mir reden? Was will er denn?“

„Ich bitte um Verzeihung, ich weiß es nicht.“

„Das scheint ja ganz hübsch werden zu sollen,“ dachte Ellis und zog sich verdrießlich in ihr Zimmer zurück.

Eine halbe Stunde später — es war inzwischen völlig Abend geworden — hörte sie draußen Schritte und Stimmen und gleich darauf ließ sich Sir Newton melden.

Als er eintrat, fand er Ellis noch immer mit Hut und Handschuhen zum Ausgehen fertig auf dem Sofa sitzen.

„Verzeihen Sie,“ begann Sir Newton ruhig, „wenn ich mir noch heute abend erlaubte —“

„Erlauben Sie mir zu bemerken, Sir Newton,“ unterbrach ihn Ellis außer sich, „daß ich nicht gewöhnt bin, in dieser Manier behandelt zu werden. Wo ist Gordon?“

„Er ist in diesem Augenblick nach England abgereist, Madame.“

Ellis traute ihren Ohren nicht. „Nach England? Und ohne mich?“ stieß sie hervor.

„So ist es!“ bekräftigte Sir Newton. „Dies ist auch der Grund meines allerdings ungewöhnlichen Schrittes.“

„Ah, das ist stark!“ rief Ellis empört.

„Das finde ich auch,“ erwiderte Sir Newton trocken.

„Und warum, Sir, wenn's beliebt? Hat man vielleicht die Idee, daß ich ihm nachlaufen soll?“

„Was Ihre letztere Frage angeht, so hat man die Idee oder doch den Wunsch, daß Sie sich, bevor Sie Ihrem Gemahl nachlaufen, mit mir oder mit Ihren Verwandten auseinandersetzen möchten. Was aber Ihre erste Frage betrifft, nämlich den Grund von Mister Gordons schleuniger Abreise nach England, so bin ich bereit, Ihnen sofort Auskunft zu geben. Ich bin nur deshalb da und bitte, mir, wenn es Ihnen irgend möglich, etwas weniger — temperamentvoll und etwas ruhiger und überlegter zuzuhören, damit Sie auch begreifen, um was es sich handelt.“

Sir Newton sprach mit einer fast beleidigenden Ueberlegenheit. Es machte den Eindruck, als spräche er mit einem kleinen Mädchen, das von der Welt gar nichts weiß und der Belehrung in jeder Hinsicht bedarf.

Ellis glaubte sich daraufhin vor Sir Newton in Respekt setzen und ihm seine geringschätzige Art mit einem gleichen Trumpf zurückgeben zu müssen. „Mein teurer Sir,“ sagte sie etwas ironisch lächelnd, „obgleich es mir scheint, als ob es Ihnen schwer würde, im Verkehr mit einer Dame den rechten Ton zu treffen oder auch nur die Rücksichten zu beobachten, die ein Gentleman einer Dame schuldig ist, so bin ich doch bereit, Ihre Erklärungen anzuhören, wegen derer Sie angeblich da sind. Ob sie mir genügen oder nicht, wird sich ja dann finden.“

Wenn sie ihr Onkel John in diesem Augenblick hätte sehen und hören können, wie sie sich vor ihrem Schwiegervater in Positur setzte, so würde er sie wohl kaum für das angesehen haben, was er für eine „kluge Frau“ hielt.

„Es thut mir leid,“ fuhr Sir Newton in seinem

ruhigen Ton, aber sehr ernst fort, „wenn ich wider meinen Willen es an der Rücksicht habe fehlen lassen, die ein Gentleman einer jungen Dame schuldig ist. Es würde mir um so mehr leid thun, je mehr gerade Sie nach meinem Dafürhalten jeder Rücksicht bedürfen.“

„Kommen Sie zur Sache,“ unterbrach sie ihn und spielte mit den Fingern ihrer behandschuhten Hand.

„Wie Sie wünschen. Vor Ihrer Hochzeit mit Gordon habe ich mich in Fürsorge für Ihren zukünftigen Haushalt mit Ihrem Herrn Vater, Mister Edward Funham, in Verbindung gesetzt und mit ihm einen Vertrag abgeschlossen, der, da weder Sie noch Gordon eigenes Vermögen oder selbständige Erwerbsquellen haben, für die Kosten Vorsorge treffen sollte, die Ihr Haushalt in Zukunft verursachen würde.“

„Ich begreife nicht, Sir Newton, was ich damit zu schaffen haben soll. Ich bin kein Geschäftsmann. Gehen Sie zu Papa mit Ihren Auseinandersetzungen.“

„Wenn Sie nur noch eine kleine Minute Geduld haben möchten, so würden Sie hören, was Sie damit zu thun haben.“

„Also in Gottes Namen! Aber so kurz wie möglich, wenn ich bitten darf.“ Dabei griff Ellis nachlässig nach einem Riechfläschchen und roch daran. Es war ihr, als ob die staubige Gasluft aus ihres Vaters Comptoir ihr in die Nase gekommen wäre, nur weil sie von Geschäftssachen sprechen hörte.

„Ich werde mich so kurz fassen, als mir es die nötige Rücksicht auf Sie gestattet,“ fuhr Sir Newton fort, „und erwähne deshalb zunächst, daß sich herausgestellt hat, daß Ihr Herr Vater den abgeschlossenen Vertrag nicht zu halten vermag.“

Langsam und erstaunt, offenbar nicht wissend, was sie zu einer solchen Bemerkung sagen sollte, wandte sich

Ellis um und schaute ihrem Schwiegervater stumm ins Gesicht.

„Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe nicht, was Sie meinen, Sir Newton,“ erwiderte sie dann.

„Ich werde deutlicher reden. Es war ausgemacht, daß Ihr Herr Vater zu Ihren Haushaltskosten jährlich tausend Pfund beisteuern sollte —“

„Nun? Das wird geschehen, wenn Papa die Verpflichtung eingegangen ist.“

„Nein. Es wird nicht geschehen, obgleich Ihr Herr Vater die Verpflichtung eingegangen ist.“

Ein jäher Schreck fuhr ihr durch alle Glieder, und ihre Züge erbleichten, als ob sie ein Gespenst gesehen hätte. Im Nu war sie auf den Beinen und stand hochaufgerichtet vor Sir Newton, der sich ebenfalls langsam erhob.

„Was ist mit Papa? Ist er tot?“ kam es fast schreiend von ihren Lippen.

„Nein, nein, beruhigen Sie sich, Ihr Vater ist nicht tot, aber —“

„Aber es ist etwas Fürchterliches geschehen, ich sehe es an Ihren Gesichtszügen. Bei allem, was Ihnen heilig ist, sagen Sie mir, was geschehen ist!“ hastete sie stoßweise hervor. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihr ganzes Wesen schien sich in wenig Sekunden vollständig zu verändern. Wie ein Schauspieler, der von der Bühne abtritt und nun den falschen Bart wegwirft, die Schminke abwäscht und in seinen gewöhnlichen Rock fährt, so stand sie plötzlich ohne alle Künsteleien und Ziererein, ohne alle jene kindischen Eigenheiten einer verfehlten Erziehung vor ihm, bleich und zitternd in der Angst ihrer Seele.

„Mein liebes Kind,“ fuhr Sir Newton beruhigend fort, „Sie dürfen die Sache nicht tragischer auffassen, als sie ist. Nein, nein, hören Sie mir nur ruhig zu. Wenn uns jedes Unglück zu Boden schlagen müßte, was würde

aus uns Menschen werden? Seien Sie stark, Ellis, und denken Sie daran, wie häufig im Leben der Menschen das als ein Glück sich erweist, was uns zuerst als ein großes Unglück erscheint."

„Was — — — was ist geschehen, Sir Newton?" stammelte sie, die Hand auf ihr heftig schlagendes Herz gepreßt. „Sagen Sie mir alles, ich bitte Sie darum. Ist J. & W. Funham — bankerott?"

„Je nun, was kümmern Sie Geschäftssachen?" erwiderte er ausweichend. „Bleiben wir bei unserer Angelegenheit —"

„Sagen Sie mir die Wahrheit," schrie sie mit zuckenden Lippen, „ich bitte Sie, Sir Newton, auf meinen Knieen —"

„Nein doch, nein, Ellis. Setzen Sie sich ruhig hin und hören Sie zu. Sie sollen alles wissen, aber Sie müssen mir versprechen, ruhig zu sein, sonst sage ich kein Wort mehr."

(Fortsetzung folgt.)



# Liebe und Phantasie.

## Humoreske von A. Oskar Klaussmann.

Mit Illustrationen von Richard Mahn.



1.

Elias Spotswood aus Helena im nordamerikanischen Staat Montana kannte den deutschen Dichter Goethe nicht, ebensowenig wußte er etwas von Heine, und hätte man ihrer in seiner Gegenwart erwähnt, so hätte er höchstens gefragt, ob sie Exporteure für Holz oder Schweinefleisch seien, und wie hoch sich ihr Bankconto belaufe. Ueberhaupt hatte er keine Ahnung von der deutschen Litteratur; er hatte das nicht nötig, denn er war reich, und sein Selbstbewußtsein war trotz allen Mangels an höherer Bildung durchaus ungetrübt.

Hätte er eine Ahnung von der Gefährlichkeit der deutschen Litteratur gehabt, so wäre er entschieden dagegen gewesen, daß seine Tochter Bridget die Sommerfrische in dem berühmten Harzstädtchen dazu benutzte, um bei dem Gymnasialoberlehrer Doktor Hanschild Unterricht in der deutschen Litteratur zu nehmen. Es ist an und für sich schon gefährlich, wenn ein junges Mädchen von zwanzig Jahren mit hübscher Figur und dem reizendsten Gesicht von der Welt Privatunterricht nimmt, denn solche leichtfertigen Experimente pflegen oft mit einer Verlobung zu

enden. Ganz besonders gefährlich aber wird die Sache, wenn es sich um den Unterricht in der deutschen Litteratur handelt. Aber wie gesagt, Elias Spotswood aus Helena in Montana lebte in glücklicher Unkenntnis der deutschen Litteratur, und seine einzige Tochter und Erbin Bridget schien furchtlos dem Ende des Unterrichts und allen Folgen entgegenzusehen.

An einem Sommervormittag des Jahres 1889 saß sie auf der Veranda der Pension, in welcher sie mit dem Vater Unterkunft gefunden hatte, und ihr gegenüber saß Doktor Hanschild, der sich ebenfalls zur Sommerfrische im Harz aufhielt. In der bequemen, fast burschikosen Manier, welche den so außerordentlich selbständigen jungen Damen Amerikas eigen ist, hatte sich Miß Bridget in einen Stuhl zurückgelegt und lauschte mit leuchtenden Augen und sich immer mehr rötenden Wangen dem Vortrag, den Doktor Hanschild über die deutsche Lyrik hielt. Er war gerade bei Goethes „Westöstlichem Diwan". Doktor Hanschild sprach aber auch mit einer Begeisterung, die weit über das hinausging, was sich sonst in dem Vortrag eines Lehrers zu zeigen pflegt. Er schien ganz zu vergessen, wo er sich befand; er schien sich im Geist und auf den Flügeln der Phantasie selbst in das Morgenland versetzt zu haben, und sein Vortrag war mehr eine dichterische Leistung als ein trockener Unterricht.*)

So begeistert Bridget seinen Worten lauschte, fand sie doch noch Zeit, sich ihren Lehrer näher anzusehen. Und das geschah heute nicht zum erstenmal. Seine stattliche Gestalt, sein blonder Bart und seine blauen Augen, die doch zeitweise so hell aufblitzen konnten, schienen ihr als Gegenstände des Studiums höchst interessant zu sein.

Jetzt hatte Doktor Hanschild geendet und schien aus

*) Siehe das Titelbild.



einem Traume zu erwachen. Als er den leuchtenden braunen Augen Bridgets begegnete, überkam ihn einige Verlegenheit. Er blätterte nervös in dem Buche, welches er zu seinem Vortrage benutzt hatte, und schien nicht sofort wieder den Anknüpfungspunkt zu finden.

„Sie haben im Orient gewesen, Mister Henstscheild?" fragte Miß Bridget; denn sie sprach seinen deutschen Namen englisch aus, wie dies Engländer und Amerikaner in souveräner Verachtung aller ihnen fremden Sprachen häufig thun.

Doktor Hanschild schüttelte den Kopf. „Niemals," sagte er, „trotzdem ich gern einmal hingekommen wäre."

„Aber Sie haben gesprecht wie ein Mensch, welcher war im Orient."

„Phantasie, Miß Bridget. Ich habe mich nur im Geiste dorthin versetzt; ich habe viel darüber gelesen, und meine Phantasie ist sehr lebhaft."

„O, wie Sie sein glücklich!" sagte Bridget. „Sie haben zwei Leben, ein Leben so und ein Leben anders."

Da Doktor Hanschild diese Bemerkung seiner Schülerin nicht recht verstand, sah er sie fragend an, und Miß Bridget setzte sich im Stuhl zurück und fragte: „Darf ich sprechen englisch, obgleich es ist nicht gestattet, zu sprechen englisch in deutschen Unterricht?"

„Bitte sehr, Miß Bridget," antwortete Hanschild englisch.

„Sie sind ein glücklicher Mann," wiederholte jetzt Bridget ebenfalls englisch, „Sie führen zwei Leben, eines in der Wirklichkeit und eines in Ihrer Phantasie. Wie schön muß das sein! Das Verständnis dafür ist mir erst in Deutschland aufgegangen, und ich glaube, ich habe dieses Verständnis von meiner Mutter geerbt, die eine Deutsche war, aber schon starb, als ich erst zehn Jahre alt war. In Amerika hat man auch viel Phantasie, aber man benutzt sie nur für das Geschäft; wissen Sie, nur für

das Geschäft, nie für ideale Dinge. Wie beneide ich Sie um Ihre Phantasie, die sich dichterisch frei im Unendlichen ergeht! Sie müssen ein Dichter sein."

Doktor Hanschild wurde jetzt ernstlich verlegen und versetzte zögernd: „Ja, ich habe leider einige Kleinigkeiten veröffentlicht."

„Leider?" fragte Bridget erstaunt. „Also Sie verachten die Dichtkunst?"

„Ich nicht, aber meine Vorgesetzten. Der Geheime Schulrat Wurm hat es mir direkt gesagt, daß ich zu einem Philologen verdorben sei, weil ich mich mit derartigen „Alfanzereien", wie lyrischen Gedichten und Novellen, beschäftigte. Derartige Sachen sind verpönt für einen Philologen. Ein Philologe hat fachwissenschaftliche Werke zu schreiben, zum Beispiel über den Imperativ oder über die attische Reduplikation, oder vielleicht darüber, ob an einer Stelle im Livius ein Fragezeichen oder ein Ausrufungszeichen stehen muß."

Da Hanschild wieder deutsch gesprochen hatte, wechselte auch die gehorsame Schülerin wieder die Sprache und sagte: „Sie sein mißbefriedigt von Ihrer Stellung."

Der Oberlehrer zuckte die Achseln: „Wenigstens habe ich jene Befriedigung im Lehrfache nicht gefunden, die ich dort zu finden glaubte. Ich fürchte, ich besitze eben zu viel Phantasie."

„Sie müssen kommen nach Amerika. Dort Sie werden machen Ihr Glück."

„Aber Sie sagten doch soeben selbst, daß man in Amerika nichts kennt als das Geschäft und die Praxis."

„Deshalb eben. Phantasie ist Geschäft in Amerika und wird gut bezahlt. Sie werden verdienen viel Geld mit der Phantasie bei uns."

Auch sie sprach von Geld. Das schien bei diesen Amerikanern die Hauptsache zu sein, und immer wieder

führten sie alles auf Geld, Geld und abermals Geld zurück.

„Da Ihnen die deutsche Litteratur und die deutsche Phantasie so gut gefällt, warum bleiben Sie nicht in Deutschland?“

„O, ich nicht kann,“ antwortete die junge Dame; „mein Vater geht zurück wieder nach Montana. Wir haben überhaupt nur gemacht unsere Reise nach Europa, weil jeder Mensch muß einmal haben gewesen in Europa. Mein Vater geht wieder zurück nach seinem Geschäft, und ich muß bleiben mit meinem Vater. Deutschland ist schön, sehr schön und gefallt mir sehr, aber doch noch besser Amerika, weil Amerika ist meine Heimat. Aber Sie, Herr Henstscheild, müssen kommen nach Amerika. Ich würde sein sehr erfreut, wenn Sie —“

Hier brach Bridget plötzlich ab und blickte verlegen zu Boden.

In Hanschilds Augen war es jäh aufgeblitzt, als das junge Mädchen die letzten Worte gesagt hatte, und als sie jetzt errötend zu Boden blickte, sah sie der Oberlehrer mit so sonderbaren Blicken an, daß Elias Spotswood, wäre er zufällig dagewesen, wohl argwöhnisch geworden wäre.

Aber Spotswood war augenblicklich gar nicht im Harz. Er machte, wie alle Amerikaner, seine europäische Reise mit möglichster Geschwindigkeit, denn Zeit ist Geld. Er reiste ja auch nicht zum Vergnügen oder um sich zu unterrichten in Europa herum, sondern lediglich zu dem Zweck, um dagewesen zu sein; er blieb deshalb im allgemeinen nicht eine Minute länger in einem Ort, als notwendig war, um die Sehenswürdigkeiten, die im Reisehandbuch aufgeführt sind, flüchtig zu betrachten.

Diese Eigenart hatte nicht den Beifall Bridgets gefunden. Sie war als Amerikanerin und als einzige mutterlose Tochter gewöhnt, dem Vater gegenüber stets einen

eigenen Willen zu haben, und so hatte sie sich denn für einige Wochen im Harz festgesetzt, um sich hier, wie sie sagte, in der deutschen Sprache zu vervollkommnen und sich von einem bereits acht Wochen lang dauernden Herumhetzen in Deutschland auszuruhen. Der Vater machte unterdes die Jagd durch Holland, Belgien und Frankreich und sollte erst in vierzehn Tagen wieder zurückkehren.

Mit der Selbständigkeit, mit welcher die jungen Amerikanerinnen im In- und Auslande auftreten, lebte Bridget in der Pension ganz ebenso sicher und behaglich, als wäre ihr Vater dabei. Sie war plötzlich auf den Gedanken gekommen, Unterricht in der deutschen Litteratur zu nehmen. Sie behauptete, das sei sie dem Andenken der Mutter schuldig, und es gehöre zur allgemeinen Bildung auch in Amerika, die deutschen Dichter zu kennen. Hätte sie sich aber selbst geprüft, so wäre wahrscheinlich das Resultat dieser Prüfung gewesen, daß sie unter keinen Umständen bei einem anderen Menschen als bei Doktor Hanschild Unterricht in der Litteraturgeschichte gewünscht hätte; ja wahrscheinlich hätte sie gar nicht an Litteraturgeschichte gedacht, wenn nicht Hanschild ihr in der Pension begegnet wäre. Dieser Mann hatte einen Zug im Gesicht und ein Etwas in den Augen, das ihn unterschied nicht nur von den amerikanischen Männern, sondern auch von den deutschen. Er war für Bridget gewissermaßen ein Rätsel, und sie wollte dieses Rätsel lösen. Der beste Weg dazu schien ihr der Unterricht bei Doktor Hanschild.

Der junge Philologe hatte sich erst ziemlich lange zureden lassen, ehe er sich dazu entschloß, täglich der Amerikanerin eine Unterrichtsstunde zu geben, und wahrscheinlich veranlaßte ihn dazu weniger die Aussicht auf die reiche Bezahlung als die auf ein tägliches Zusammensein mit Bridget. Und doch schien Doktor Hanschild sich vor diesem Zusammensein auch wieder zu fürchten. Er

war so außerordentlich zurückhaltend, wie es selbst die Rücksicht auf seine Würde als Lehrer nicht erfordert hätte. Er kam sich hölzern und langweilig vor, und doch wagte er es nicht, aus einer gewissen Reserve herauszutreten. Wenn Bridget sich zu Aeußerungen hinreißen ließ wie die vorhin halbgethane, dann überlief es ihn glühend heiß, und einen Augenblick war es ihm, als würde er seine klare Ueberlegung verlieren und Dinge reden und thun, die zu keinem guten Ende führen konnten.

## 2.

Obgleich Elias Spotswood sogleich nach seiner Rückkehr weiterreisen wollte, blieb er auf Wunsch seiner schönen Tochter doch noch. Aber der Unterricht mußte abgebrochen werden, denn Doktor Hanschild mußte wieder in das Joch der Schule. In der letzten Stunde gab es sehr peinliche Pausen, in denen Hanschild ganz in Gedanken verloren über das Buch hinwegsah, seinen Vortrag unterbrach und den Faden nicht wiederfinden konnte. Und Bridget half ihm nicht ein, sondern schien ebenfalls traumverloren, aber sie blickte dabei ununterbrochen nach dem Gesicht des Oberlehrers und brachte ihn dadurch immer mehr in Verlegenheit.

Plötzlich sagte sie mit einem viel weicheren Tone als sonst auf englisch: „Ich danke Ihnen für die schönen Stunden, die ich mit Ihnen hier verbracht habe. Sie haben mich in eine neue Welt eingeführt, haben mir nicht nur Verständnis für die deutsche Litteratur beigebracht, sondern auch für die englische, ja für die Litteratur aller Völker, glaube ich. Ich werde oft, recht oft an Sie denken müssen."

Dann schwieg Bridget wieder, und Hanschild kam sich wie ein dummer Junge vor, der keine Antwort fand, der nicht wußte, was er sagen sollte und doch gleichzeitig eine

fürchterliche Angst davor hatte, die Dummheit zu machen, vor der er sich seit Wochen gefürchtet, nämlich Bridget seine Liebe zu gestehen. Er hielt das für unvereinbar mit seinen Pflichten als Lehrer, er hielt es aus tausend anderen Gründen für ganz aussichtslos. Er war nicht in der Lage zu heiraten, vor allem nicht eine Dame, die so verwöhnt war wie Bridget. Diese wollte ja auch, wie sie ihm selbst gesagt hatte, nach ihrer amerikanischen Heimat zurück, und in Amerika fand er kaum eine passende Stellung. Und der Vater würde wohl nie seine Einwilligung zu einer Heirat seiner einzigen Tochter mit einem armen Lehrer geben.

Merkwürdigerweise mußte Bridget gerade etwas ähnliches gedacht haben, denn sie sagte plötzlich: „Ich bin überzeugt, Sie würden sich in Amerika eine gute Stellung schaffen, und zwar in der Journalistik. Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß mein Vater das leitende Blatt in Montana besitzt, den „Montana Courier“, ein Blatt, zwar nicht so groß wie der „New York Herald“ und die anderen Riesenblätter, aber doch von gewaltigem Einfluß, und wenn ich mich auch in Papas Geldsachen nicht einmische, kann ich doch annehmen, daß es einen großen Ertrag bringt. Ihr Englisch ist vorzüglich, ich bin überzeugt, Sie könnten englisch schreiben, und Sie haben Phantasie, eine herrliche dichterische Phantasie. Man kann diese auch für ganz prosaische Sachen verwenden, und Sie würden damit gewiß große Erfolge haben.“

Die Rede seiner Schülerin beglückte den jungen Mann ungemein. Einen Einwand aber konnte er doch nicht zurückhalten.

„Sie sind sehr freundlich,“ sagte er, „wirklich außerordentlich freundlich, mir Erfolge zuzutrauen, und vielleicht haben Sie recht. Aber es wäre leichtfertig von mir, meine gesicherte Stellung hier aufzugeben, Verhältnisse, in die

ich mich hineingelebt habe und die mir eine, wenn auch bescheidene Aussicht für die Zukunft bieten, um ins Ungewisse in ein fremdes Land zu gehen und eine neue Laufbahn anzufangen."

Bridget schien von dieser philisterhaften Anschauung nicht besonders entzückt.

„Man muß eben etwas wagen," meinte sie. „So vortreffliche Menschen die Deutschen sind, so wenig Unternehmungsgeist haben sie, und ich weiß nicht, was Sie groß zu riskieren hätten. Wenn Sie zum Beispiel zu uns nach Helena in Montana kämen, würde mein Vater, der Sie kennt, sich gewiß sehr freuen, wenn Sie für ihn arbeiten würden. Sie hätten dann sofort eine feste Stellung, und da ich glaube, daß Sie sehr viel Erfolg haben werden, so wäre es durchaus nicht unmöglich, daß Sie eines Tages der Geschäftsteilhaber meines Vaters würden und —"

Hier brach Bridget plötzlich ab und schwieg. Sie sah auch mindestens fünf Minuten lang den Doktor nicht an, was dieser feststellen konnte, indem er schüchtern seine Augen erhob. Und als er bemerkte, daß Bridget zu Boden sah, wurden seine Augen kühner. Länger und länger betrachtete er das liebliche Mädchen, das jetzt errötend vor sich hin sah, und wahrhaftig Miß Bridget hatte Thränen in den Augen!

Hanschild wagte sich nicht zu regen. Er hätte gern nach der Uhr gesehen, aber diese Bewegung hätte Bridget mißdeuten können. Er wartete, bis sich die junge Dame einigermaßen erholt hatte und sich die Augen wischte, er wollte eben um jeden Preis etwas bemerken, um dem peinlichen Schweigen ein Ende zu machen, als Bridget sich erhob.

Mit sehr unsicherer Stimme fragte sie: „Aber es giebt vielleicht etwas anderes, das Sie in Europa zurückhält,

als die Angst, Ihre Stellung aufzugeben und in das Ungewisse zu gehen? Vielleicht haben Sie Verpflichtungen zarter Natur? Ich will nicht in Ihre Geheimnisse dringen, aber —"

Dann schwieg sie plötzlich wieder, um dadurch anzudeuten, daß sie in der That die feste Absicht habe, in diese Geheimnisse des anderen nicht einzudringen.

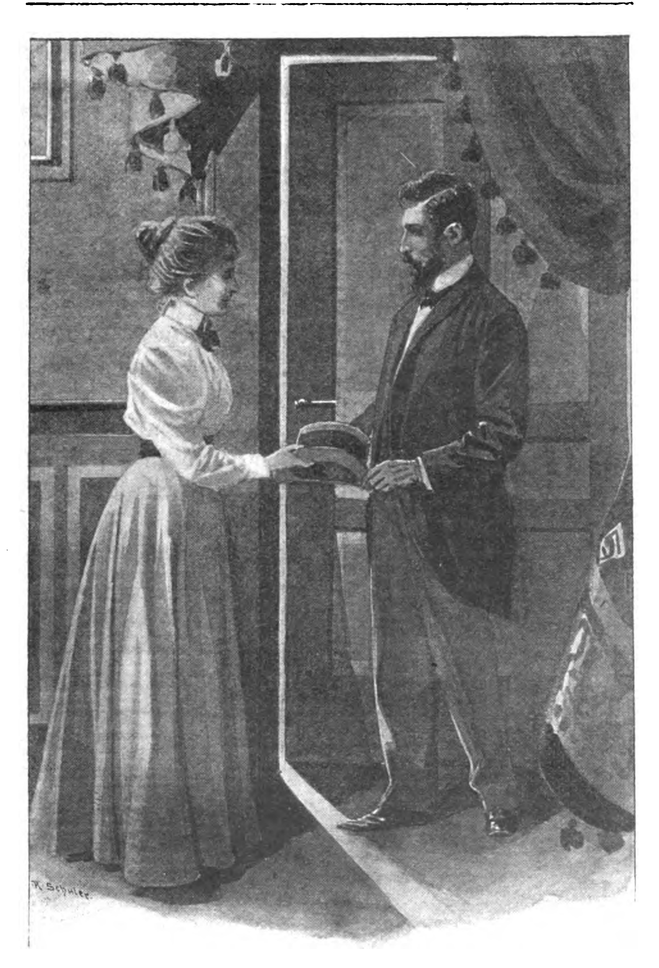
Hanschild beeiferte sich in geradezu verdächtiger Weise, ihre Vermutung zu entkräften. „Nicht die geringsten Verpflichtungen irgend welcher Art halten mich in Deutschland fest," versetzte er. „Ich habe nicht einmal nahe Verwandte. Meine Eltern sind tot, und Verpflichtungen irgend welcher Art, wie Sie andeuteten, habe ich nicht. Ich bin bisher noch keiner Frau begegnet, um derentwillen ich unglücklich gewesen wäre."

„Niemals?" fragte Bridget.

„Bis zu einem gewissen Zeitpunkte nicht, ja, bis zu einem ganz naheliegenden Zeitpunkte nicht, wo ich —" dann brach er plötzlich ab und fuhr mit heiserer Stimme, und indem er konsequent an Bridget vorübersah, fort: „Ich glaube, die Unterrichtsstunde ist längst zu Ende. Ich danke Ihnen, Miß Bridget, daß Sie mir diese Stunden gewährt haben, denn wenn Sie behaupten, Freude gehabt zu haben an dem Unterricht, so war die Freude und das Glück auf meiner Seite noch viel größer. Leben Sie wohl, Miß Bridget, ich — ich werde Ihrer stets gedenken!"

Dann wollte er aus dem Zimmer hinausstürzen. Aber er erinnerte sich daran, daß der gebildete Europäer nicht ohne Hut auf die Straße läuft. Er mußte daher an der Thür umkehren und nach seinem Hut suchen.

Bridget hatte den Hut von dem Kleiderständer genommen und gab ihn dem Oberlehrer in die Hand. „Hier ist Ihr Hut, Mister Henstscheid!"



Und als dieser ihn nahm, ergriff er unwillkürlich auch die Hand Bridgets, und schweigend standen sich die beiden Menschenkinder gegenüber.

Dann sagte Bridget mit thränenverschleierter Stimme,

so sanft und, wie es dem Oberlehrer schien, so zärtlich und doch so bestimmt: „Auf Wiedersehen in Amerika!“

Er eilte ganz betäubt aus dem Zimmer und stürmte aus dem Hause, den Hut schief auf dem Kopfe, und weiter, ohne nach rechts und nach links zu sehen, so daß er wahrscheinlich auch durch ein himmelhohes Feuer gelaufen wäre, wenn dieses in seinem Weg gelegen hätte.

— — — — — — — — — — — —

Acht Tage später reiste Mister Spotswood mit seiner Tochter wieder von Europa ab, ohne zu ahnen, daß das fürsorgliche und kluge Töchterlein ihm einen Teilhaber für sein Geschäft besorgt hatte. Doktor Hanschild aber erhielt am Tage der Abreise Bridgets aus Europa von ihr einen Brief, in dem eine Photographie enthalten war, auf deren Rückseite geschrieben stand: „Ihrem teuren und verehrten Lehrer als Zeichen der Dankbarkeit und Erinnerung. Bridget Spotswood.“

Ganz unten in der Ecke stand mit kleinen zierlichen Buchstaben: „Auf Wiedersehen in Amerika!“

Es war ein Glück, daß die Photographie an einem Sonntag den Adressaten erreichte, so daß Doktor Hanschild in der Lage war, sich in seinen vier Wänden auszutoben. Es hätte sonst wahrscheinlich in der Schule einen Skandal gegeben, wenn die nichtswürdigen Buben bemerkt hätten, daß ihr Ordinarius in einem gewissen Zustande von Unzurechnungsfähigkeit sich befand.

### 3.

Ein halbes Jahr nach der Abreise Bridgets folgte auch Doktor Hanschild ihren Spuren über den Ozean. Er hatte sich noch so viel als möglich im Englischen vervollkommnet und ging nun mit sehr gemischten Gefühlen einer neuen Zukunft entgegen. Die wenigen Bekannten, denen er sich anvertraut und denen er — natürlich unter Verschweigung

seines Verhältnisses zu Bridget — mitgeteilt hatte, daß er aufs Geratewohl nach Amerika gehe, hielten ihn für verrückt und machten nur schwache Versuche, ihn von der Ausführung seines Planes zurückzuhalten. Es hatte ihn in der That einen schweren Entschluß gekostet, seine gesicherte Stellung aufzugeben, obgleich ihm von Tag zu Tag sein Lehramt widerwärtiger wurde. Aber die Briefe, die er in kurzen Zwischenräumen mit Bridget wechselte, stärkten seine Zuversicht, und so dampfte er denn eines Tages nach New York ab und fuhr von dort mit der Eisenbahn nach Helena in Montana.

Elias Spotswood empfing ihn sehr kühl. Er hielt von Leuten, die Unterricht gegen Bezahlung geben, nichts, vor allem nichts von Menschen, die sich mit so unfruchtbaren Dingen, wie es die Litteraturgeschichte ist, beschäftigen. Die Deutschen gar hielt er allesamt für unpraktische Leute, sentimentale Narren, die vom Geschäft, diesem Hauptzweck des Lebens, nichts verständen.

Um so liebenswürdiger empfing Bridget ihren ehemaligen Lehrer, und da es nach Landessitte in ihren eigenen Zimmern geschah, so war die Begrüßung eine um so herzlichere. Bridget hätte ja kein Weib sein müssen, wenn sie es nicht gerührt hätte, daß dieser Mann um ihretwillen alles aufgab, ja, sie leistete sogar keinen Widerstand, als er kühn genug war, sie zu küssen.

Als Amerikanerin ging sie dann aber sofort an die Erledigung der praktischen Angelegenheiten. Sie meinte, ein Antrag beim Vater sei ganz aussichtslos, und wenn sie auch bereit sei, den Geliebten ohne väterliche Einwilligung zu heiraten, so sei es doch thöricht, auf das Geld Verzicht zu leisten, das Elias Spotswood im Laufe der Jahre zusammengeschlagen hatte. Dann entwickelte sie dem Geliebten ihren Plan. Sie riet ihm, er solle bei der Konkurrenz ihres Vaters, bei dem „Pioneer“, ein-

treten. Es waren nämlich seit kurzem in der Umgegend von Helena Silberadern entdeckt worden, und die Verhältnisse in dem früher nur Ackerbau und Holzhandel treibenden Helena hatten sich gewaltig verändert. Die Stadt wuchs und sprengte die alten Verhältnisse, in denen die Einwohner bisher gelebt hatten, von Grund aus. Der „Pioneer“ war ein neues, sehr modernes Blatt, gegründet von einem gewandten Journalisten aus Chicago. Es bestand erst kurze Zeit, lief aber wahrscheinlich schon binnen kurzem dem alten Blatte Spotswoods den Rang ab. Der „Montana Courier“ stand entschieden nicht mehr auf der Höhe der Zeit.

„Und weißt du, Geliebter,“ sagte Bridget schließlich mit einem Abschiedskuß, „wenn du deine herrliche dichterische Phantasie in modern-amerikanischer Weise praktisch bethätigen willst, so wirst du großartige Erfolge haben. Wenn es dir auch schwer werden sollte bei deiner idealen Veranlagung; thu mir's zuliebe! Es geht ja für unser Glück.“

Und Hanschild beschloß, mit seiner Phantasie alle amerikanischen Journalisten auszustechen und zu übertrumpfen. Der lockende Preis war wahrlich jeder Mühe wert.

4.

Jonathan Clarke war der Herausgeber und Besitzer des „Pioneer“. Er erhielt schon am nächsten Tage den Besuch Hanschilds, der bei ihm vorsprach und den Wunsch äußerte, Mitarbeiter des Blattes zu werden.

Clarke sah ihn etwas zweifelnd an. „Sie waren schon Mitarbeiter von Zeitungen in Deutschland und Reporter?“ fragte er.

„Nein, ich war bisher Philologe, habe aber große Lust und auch Begabung zur Journalistik. Ich kann auch dichten, in Versen und Prosa. Machen Sie nur einen Versuch.“

„Well," entgegnete Clarke, „Sie haben eine sehr prägnante und kurze Ausdrucksweise. Das gefällt mir an Ihnen, und wir wollen eine Probe machen. Vor drei Wochen ist Elias M. Simpson zum nächstjährigen Gouverneur von Montana gewählt worden. Der Herr tritt in drei Monaten seine Stellung an und ist eine interessante Persönlichkeit, ein früherer Holzfäller, der sich bis zum Holzhändler und Sägemühlenbesitzer emporgearbeitet hat. Er ist ein grober Kerl und bodenlos eigensinnig, hat bisher jedes Interview abgelehnt, und wir haben über ihn nur allgemeine Redensarten bringen können. Interviewen Sie den Mann, aber machen Sie sich auf Gewaltthätigkeiten gefaßt. Ich bin fest überzeugt, er wirft Sie hinaus. Bringen Sie mir bis morgen ungefähr sechshundert Zeilen. Hier haben Sie eine Probenummer meines Blattes. Guten Morgen."

Einige Minuten später befand sich Hanschild wieder auf der Straße und lernte zum erstenmal die Bedeutung des Wortes „Zeit ist Geld" kennen. Die ganze Unterredung mit Clarke hatte fünf Minuten gedauert.

Unter europäischen Verhältnissen wäre Hanschild vielleicht verzweifelt, wie er den Auftrag ausführen solle. Jedenfalls war derselbe sehr schwierig, sonst hätte Clarke, der selbst ein gewiegter amerikanischer Journalist war, die Sache schon längst selbst erledigt. Aber die Liebe schafft Helden und veranlaßt zu Handlungen, die sich mancher vorher selbst nicht zugetraut hätte. Die Phantasie mußte helfen. Bridget hatte es ja gesagt, daß diese Hanschild zum Siege führen werde.

Er machte einen kurzen Spaziergang, dann war er mit sich im reinen. Er begab sich nach der Wohnung des zukünftigen Gouverneurs, die in der Villenvorstadt von Helena lag, ließ sich anmelden und wurde angenommen, da er mitteilte, er komme in wichtigen Angelegenheiten.

Simpson, der nicht wie ein Mann aussah, der mit sich spaßen läßt, empfing den Besucher in seinem Arbeitszimmer und fragte wie üblich kurz: „Was kann ich für Sie thun?“

„Ich komme, um Sie zu fragen, ob Sie das Amt als Gouverneur anzutreten gedenken.“

Simpson sah erstaunt den Besucher an, der das Englische fließend, aber mit deutschem Anklang sprach. „Aus welchem Grunde fragen Sie mich?“

„Ich fühle mich als Bürger dieses Staates, und ich bin nicht einverstanden mit Ihrer Wahl.“

„Ich kümmere mich den Henker um Ihr Einverständnis,“ rief Simpson. „Ich bin durch die Majorität der Bürger gewählt und kann mich nicht nach den Ansichten jedes Grünhorns richten.“

„Sie thun unrecht. In der Minorität steckt stets mehr Weisheit als in der Majorität, und unter der Majorität sind daher viel mehr Grünhörner als in der Minorität. Und da die Majorität nur ihresgleichen wählen kann, so kommt es vor, daß auch ein Grünhorn Gouverneur wird.“

Simpson war aufgesprungen, streifte kampfbereit seine Rockärmel auf und betrachtete mit wütenden Blicken den unverschämten Besucher. „Packen Sie sich!“ schrie er. „Gehen Sie hinaus, Herr, oder ich werfe Sie durch das Fenster!“

„Ich stehe auf dem Boden der republikanischen Partei,“ erklärte Hanschild.

„Zum Henker, das thue ich ja auch! Was wollen Sie also von mir? Ich glaube, Sie sind verrückt! Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

„Nicht eher, als bis Sie mir erklärt haben, daß Sie auf Ihre Stellung verzichten. Außer mir sind noch viele andere Leute mit Ihrer Wahl unzufrieden, und es ist eines Ehrenmannes unwürdig, sich als Gouverneur Leuten aufzudrängen, die ihn nicht haben wollen.“

Simpson stieß einen grimmigen Fluch aus und warf sich mit Wucht auf den unverschämten Besucher. Er ver-



setzte ihm einen gewaltigen Stoß. Aber Hanschild, der auch nicht ohne Kräfte war, gab diesen Stoß zurück.

Darauf begann eine regelrechte Boxerei zwischen dem zukünftigen Gouverneur und seinem Interviewer, welche damit endigte, daß letzterer nach kurzer Zeit glücklich zur Thür hinausbefördert wurde. — —

Der „Pioneer" war ein Abendblatt. In der sechsten Abendstunde schrieen die Zeitungsjungen in Helena die neueste Nummer aus und vergaßen nicht hinzuzufügen, daß sich ein hochsensationeller Artikel in dem Blatt befinde.

„Neueste Nummer des „Pioneer"! Boxerkampf mit dem neuen Gouverneur!" schrieen die Jungen.

An der Spitze des „Pioneer" stand ein großartiger Artikel, dessen Ueberschriften allein schon fascinierend wirkten. Die oberste und Hauptüberschrift lautete in zollgroßen Buchstaben:

„Boxerkampf mit dem neuen Gouverneur."

Dann folgten in kleiner werdenden Typen, wie es in Amerika üblich ist, die weiteren Ueberschriften, aus denen man den ganzen Inhalt ersehen konnte. Diese lauteten:

„Er bleibt auf seinem Posten.
Steht auf dem Boden der republikanischen Partei.
Kümmert sich den Teufel um die Minoritäten.
Schlägt eine kräftige Faust.
Unser Mitarbeiter verlor einen Rockschoß.
Elias M. Simpson dennoch interviewt."

Dann folgte eine humoristische Schilderung der Scene zwischen Hanschild und dem Gouverneur. Sie begann mit der Erklärung, daß Simpson sich bisher stets geweigert habe, einen Interviewer zu empfangen, daß trotzdem die Presse ihre Pflicht genau kenne und daß sie dieselbe unter allen Umständen ausübe. Da man der Oeffentlichkeit einen Bericht über die Ansichten und über die Persönlichkeit Simpsons schuldig sei, habe der Mitarbeiter des „Pioneer" zu dem Auskunftsmittel einer Boxerei gegriffen, um Simpson aus seiner Reserve hervorzulocken.

Der „Pioneer" verkaufte an diesem Abend gegen dreißigtausend Exemplare, der „Montana Courier" Spotswoods keine fünfhundert. Der Artikel des „Pioneer" erregte überall Heiterkeit und Interesse, und am nächsten Tage hatte das Blatt fünf Seiten Inserate mehr als bisher. Der Artikel war von M. Hanschild gezeichnet, und Spotswood sprach an jenem Abend, als er mit seiner Tochter am Theetisch zusammensaß, kein Wort, machte aber dafür ein sehr grimmiges Gesicht.

Die nächste Abendnummer des „Pioneer" brachte wieder einen sensationellen Bericht.

„Mittelalterlicher Racheakt"

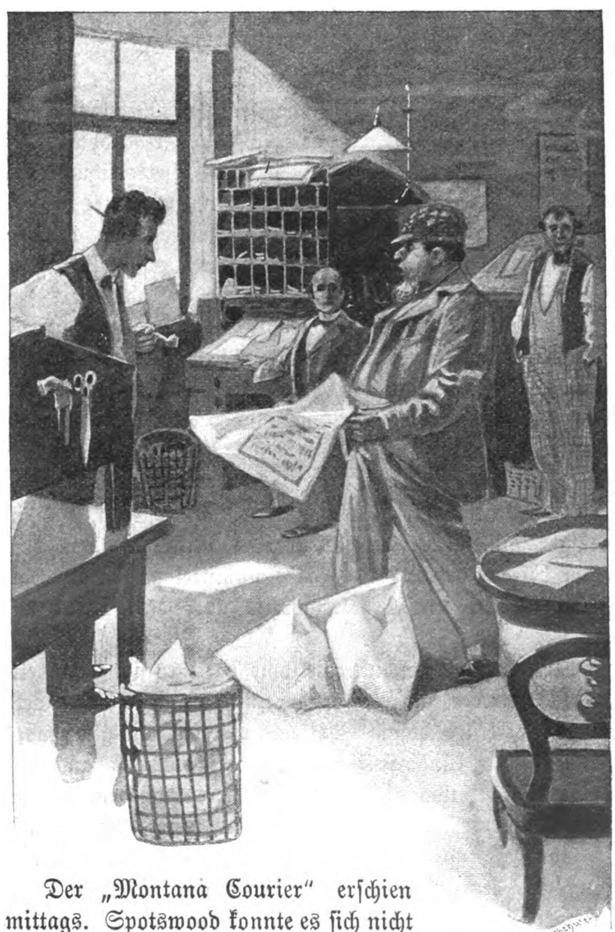
lautete die Hauptüberschrift, und der Text unter dem Dutzend weiterer Ueberschriften lautete:

„Heute nachmittag ist in der Westvorstadt von Helena in einer Villa in der Nähe des Minenbezirks eine ungeheure Frevelthat an einer Frau verübt worden. Missis M. — die Diskretion verbietet uns vorläufig und bis nähere Feststellungen gemacht worden sind die Nennung des Namens — wollte ihre Equipage besteigen, die vor der Thür der Villa hielt, als sich ihr zwei Männer näherten, von denen der eine ein Paket trug. Gerade als Missis M. ihren Fuß auf den Wagentritt setzte, waren die beiden Männer, ihrer Kleidung nach den besseren Ständen angehörig, zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken. Der eine dieser Männer riß Missis M. den Hut vom Kopfe, der andere stülpte ihr einen großen dunklen Gegenstand über Kopf und Gesicht. Mit einem dumpfen Aufschrei sank Missis M. zusammen; die beiden Attentäter entflohen. Mister M., der das Attentat auf seine Frau vom Fenster der Villa aus mit ansah, stürzte hinaus und fand folgendes: Ein eiserner Helm in der Form eines sogenannten Topfhelms, wie sie bei den mittelalterlichen Turnieren üblich waren, bedeckte den ganzen Kopf der unglücklichen

Missis M., und nur ein visierartiges Gitter in der Vorderseite ermöglichte der unglücklichen Frau das Sprechen. Alle Versuche, den Helm vom Haupte der Missis M. zu entfernen, waren vergeblich. Wie die Ueberfallene, die mit großer Mühe aus ihrer Ohnmacht zum Leben wieder zurückgebracht worden war, angab, hatte sie das Einschnappen einer Feder gehört, als ihr der Helm über den Kopf gestülpt wurde. Zwei der besten Schlosser Helenas, Künstler in ihrem Fach, die herbeigeholt wurden, waren außer stande, das Geheimnis der Feder zu entdecken und den Helm vom Kopfe der Missis M. zu entfernen. Die Dame wird vorläufig nur durch einen Strohhalm flüssige Nahrung zu sich nehmen können. Natürlich bedeutet es eine schwere Schädigung ihrer Gesundheit, wenn es nicht gelingt, den Helm von ihrem Kopfe zu entfernen. Mit Gewalt kann der Helm nicht zertrümmert werden, weil dabei Gefahr sowohl für den Kopf, als für das Gesicht und insbesondere die Augen der behelmten Dame zu erwarten wäre. Unzweifelhaft liegt ein Racheakt vor, und man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß die beiden Attentäter im Auftrage oder auf Veranlassung einer Frau handelten, welche sich durch die phänomenale Schönheit der Missis M. in den Schatten gestellt sah."

Die Sensationsmeldung machte einen riesigen Eindruck. Der „Pioneer" wurde abermals in vielen Tausenden von Exemplaren verkauft, und alle Welt zerbrach sich den Kopf, wer wohl die Missis M. sein möchte, deren Kopf in einem mittelalterlichen Turnierhelm gefangen saß.

Spotswood machte am nächsten Morgen seinen Mitarbeitern die schwersten Vorwürfe, daß sie von dem Vorfalle nichts wüßten. Die Reporter des „Montana Courier" hatten aber unterdes bereits festgestellt, daß von einem derartigen Vorfall in ganz Helena nichts bekannt war. Auch die Polizei wußte nicht das mindeste davon.



Der „Montana Courier“ erschien mittags. Spotswood konnte es sich nicht versagen, in dieser Nummer darauf hinzuweisen, daß die Sensationsnachricht des Konkurrenzblattes von Anfang bis zu Ende erfunden sei, und die entrüsteten Worte hinzuzufügen: „Das erbärmliche, lügnerische

Machwerk richtet sich selbst, und unsere Leser werden uns Dank wissen, daß wir sie mit derartigen Kindereien nicht belästigen."

Der „Montana Courier" hatte einen stärkeren Absatz als sonst; alle Welt war aber auf das Abendblatt des „Pioneer" gespannt, da dieses doch eine Verteidigung und Erklärung der Sensationsnachricht bringen mußte.

Das Abendblatt des „Pioneer" brachte denn auch an der Spitze einen Artikel, der die Hauptüberschrift trug:

„Mittelalterliche Rache und heimische Industrie."

In diesem Artikel wurde erzählt, daß, nachdem zwanzig Stunden lang von den berühmtesten Mechanikern und Technikern versucht worden sei, die unglückliche Missis M. von dem Topfhelm zu befreien, man noch einen Versuch mit den berühmten Feilen aus der Fabrik von Plumtree Brothers gemacht habe. Diesen Feilen konnte der Helm und seine Feder nicht widerstehen, und in weniger als einer Viertelstunde sei Missis M. von dem Helm befreit worden und habe unmittelbar darauf mit ihrem Gatten eine Erholungsreise nach dem Osten angetreten.

Also um eine geschickte Reklame hatte es sich gehandelt, und Plumtree Brothers, welche ein gewaltiges Stück Geld an Clarke dafür bezahlt hatten, machten ein glänzendes Geschäft und kündigten gleichzeitig Spotswood an, daß sie fortab bei ihm nicht mehr inserieren würden, da bei dem Konkurrenzunternehmen ihr Geld besser angelegt sei.

Ganz Helena und Umgegend lachte über den Reklamewitz, und der „Pioneer" hatte abermals dank der „dichterischen Fähigkeit" seines neuen Mitarbeiters Hanschild einen gewaltigen Vorsprung gewonnen. Der „Montana Courier" aber hatte sich bodenlos lächerlich gemacht, denn er hatte einen Reklamescherz ernst genommen und als Thatsache behandelt. Ja, ja, es war eine neue Zeit in Helena

gekommen, und Spotswood lief Gefahr, zum „alten Eisen“ geworfen zu werden. Sein Blatt war verloren, wenn es ihm nicht gelang, eine solche neue, hervorragende Kraft sich zu sichern wie diesen verwünschten deutschen Lehrer, den er so verächtlich behandelt hatte. Woher aber ein solches Genie nehmen? Wie verzweifelt rannte er mit der Nummer des Konkurrenzblattes im Zimmer auf und ab und warf seinen Redakteuren die gröbsten Redensarten an den Kopf.

Es war doch gut, daß der verzweifelte Spotswood eine kluge, opferbereite Tochter hatte. Diese wies den Vater darauf hin, daß er den genialen Henstscheild sehr rasch für sich gewinnen könne, wenn er ihn zu seinem Schwiegersohne mache.

Und nach einer Stunde Ueberlegung stimmte Elias Spotswood seiner Tochter bei. —

Er hatte es nicht zu bereuen, denn nach einem halben Jahr stand durch Hanschilds Thätigkeit der „Montana Courier“ so hoch, daß der „Pioneer“ nach der nächsten Minenstadt verlegt wurde.

Am Hochzeitstage aber sagte Bridget ihrem Gatten in deutscher Sprache: „Ich haben gesagt dir, deine Phantasie sein ein großer Glück und Geschäft. Dichter in Amerika werden gut bezahlt. Möchtest du wieder sein ein mißbefriedigter Lehrer in Deutschland?“

Hanschild schloß ihren Mund mit einem Kusse.





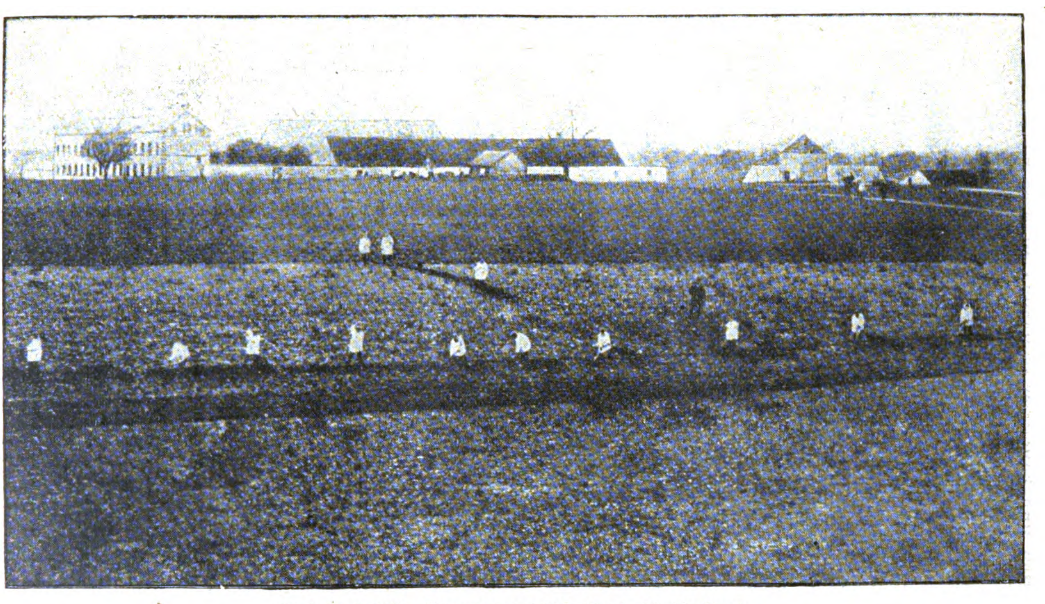
# Rettungshäuser für die Jugend.

Ein sozialpolitisches Kapitel. Von Ernst Montanus.

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wer den sittlichen Zustand eines Volkes heben will, muß mit der Jugend beginnen. Alle Bemühungen, das Proletariat zu vermindern und das Verbrechertum einzuschränken, müssen, wenn sie durchgreifenden und dauernden Erfolg haben wollen, bei der Kindererziehung einsetzen und von der Errettung verwahrloster Kinder ihren Ausgang nehmen, denn der Kinderstube entspringt der Quell des Segens oder des Fluches für das kommende Geschlecht. Deswegen ist die Frage der Rettungshäuser für die Jugend, der Besserungs- und Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, die wir nachstehend etwas näher zu erörtern gedenken, eine so hochwichtige.

Wie Johann Heinrich Pestalozzi als der Vater der neueren Pädagogik gerühmt wird, so ist sein Name auch mit der Geschichte der Asyle für die arme, verlassene Jugend auf das innigste verknüpft. Vor hundert Jahren sammelte er in seiner Anstalt zu Stans verwahrloste und verkommene Bettelkinder um sich, um sie durch die von ihm geplante Verbindung von Landwirtschaft mit Fabri-



Landwirtschaftliche Besserungsanstalt in Frankreich (La Loge).

kation und häuslicher Erziehung zu braven und nützlichen Menschen heranzubilden. Nach ihm waren Männer wie Johann Falk, Reinthaler, v. d. Recke, Zeller und andere in gleichem Sinne thätig; die meisten der gegenwärtig in den verschiedenen Kulturstaaten vorhandenen Rettungshäuser für Unmündige sind aber erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts entstanden. In Deutschland giebt es über 400 Erziehungsanstalten dieser Art; allein ihre Zahl genügt noch bei weitem nicht für die Aufgabe, die solchen Asylen für die Hebung der untersten und bedauernswertesten Schichten des Volkes erwächst. Um so nötiger und dringender aber ist diese Rettungshausarbeit, je deutlicher und erschreckender die Statistik die Zunahme gerade der Zahl jugendlicher Verbrecher von Jahr zu Jahr nachweist.

Man braucht nur in den Tagesblättern, zumal in denen der Großstädte, die Polizeiberichte und Gerichtsverhandlungen zu verfolgen, um wahrzunehmen, wieviel jugendliche Uebelthäter vor den Schranken der Behörden erscheinen. Das sind aber bei weitem nicht alle der sittlichen Hilfe bedürftige Kinder, denn die Mehrzahl der Unmündigen, die sich thatsächlich gegen die Gesetze vergehen, kommt gar nicht vor die Polizei und die Gerichte. Aus diesem Grunde ist es sehr schwierig, die Ziffernverhältnisse des jugendlichen Verbrechertums in den Kulturländern festzustellen; immerhin aber genügen die vorliegenden Daten, um darzuthun, daß das jugendliche Verbrechertum fast überall in trauriger Weise steigt.

Nach W. D. Morrison steht es fest, daß in Frankreich die Zahl der Missethäter unter 16 Jahren ebenso zweifellos in der Zunahme begriffen ist, wie die der 16- bis 21jährigen. In Holland haben sich die auf Kinder unter 16 Jahren bezüglichen Ziffern im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte verdoppelt. In Rußland steigt die Zahl gerichtlich Verurteilter im Alter zwischen 14 und 21 Jahren

Ein Schlafsaal in der Anstalt zu Mettray.

rascher als die Bevölkerung und hat gegenwärtig eine noch nie vorher erreichte Höhe erreicht; auch in Italien zeigt sich eine bemerkenswerte Zunahme der jugendlichen Missethäter unter 14 Jahren, wie von 14 bis 21 Jahren. Die schweizerische Statistik erteilt uns nur Aufschluß über die den vorhandenen zehn Besserungsanstalten zugewiesenen jugendlichen Personen. Diese Anstalten sind nun zwar stets so überfüllt, daß sie längst nicht mehr ausreichen; trotzdem ist der Leiter des statistischen Amtes in Bern, Dr. Guillaume, der Meinung, daß innerhalb der Eidgenossenschaft das jugendliche Verbrechertum nicht zunimmt, er gesteht aber zu, daß es auch keineswegs abnimmt.

England galt bisher als eine glänzende Ausnahme, weil in seinen Gefängnissen die Zahl der Häftlinge unter 16 Jahren seit geraumer Zeit stetig abnimmt. Morrison und andere Statistiker und Kriminalisten haben aber neuerdings überzeugend nachgewiesen, daß jener Umstand an und für sich nicht maßgebend ist für die Abnahme des jugendlichen Verbrechertums, und daß dieses auch in England zunimmt. Allerdings ist diese Zunahme dort im Verhältnis nicht größer als das Wachstum der Bevölkerung, und dieser Umstand ist nachgewiesenermaßen in erster Linie den energischen Anstrengungen der Privatwohlthätigkeit zur Rettung verwahrloster Kinder zu danken. In Oesterreich-Ungarn tritt die stetige Zunahme der Jugendmissethaten klar zu Tage, und während in Deutschland die von Erwachsenen begangenen Gesetzesverletzungen, soweit sie die Kriminalstatistik nachzuweisen vermochte, seit zehn Jahren um 25 bis 30 Prozent zunahmen, betrug das Anwachsen des jugendlichen Verbrechertums über 50 Prozent!

In einem jüngst erlassenen Aufrufe des Berliner Vereins zum Schutze der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung wird die traurige Thatsache festgestellt, daß in den

Jahren 1882 bis 1893 allein die Zahl jugendlicher Verbrecher zwischen 12 und 18 Jahren von 30,719 auf 46,078 stieg. „Von diesen 46,000 wird ein sehr großer Prozentsatz wieder rückfällig; sie sind also von früher Jugend an dem Verbrechertum verfallen und bleiben ihm erhalten. Sich selbst eine Pein, bleiben sie eine Bürde für den Staat, eine Quelle der Gefahr und Beunruhigung für ihre Mitmenschen." — Was beginnen aber die Polizeibehörden und die Gerichte nun mit den ihnen vorgeführten jugendlichen Uebelthätern?



Eine junge Märtyrerin.

Nach dem deutschen Strafgesetzbuche müssen jugendliche Personen im Alter von 12 bis 18 Jahren, wenn sie bei Begehung einer strafbaren Handlung die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaßen, wegen mangelnder Geistesreife freigesprochen werden. In dem betreffenden Urteil ist jedoch zugleich darüber

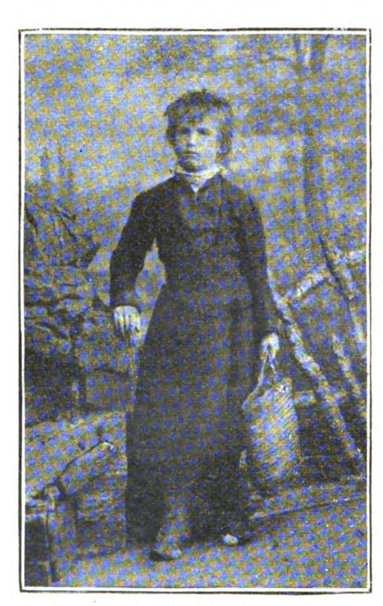
Bestimmung zu treffen, ob der Angeschuldigte seiner Familie zurückgegeben oder ob er einer Erziehungs- und Besserungsanstalt überwiesen werden soll, um darin so lange zu verbleiben, als es die der Anstalt vorgesetzte Verwaltungsbehörde für erforderlich erachtet, jedoch nicht über das vollendete 20. Lebensjahr hinaus. Wo vom Staate oder von öffentlichen Korporationen errichtete Rettungshäuser nicht vorhanden sind, müssen die Korrigenden an Privatanstalten, Privatvereine oder geeignete und zuverlässige Privatpersonen überwiesen werden. Die staatlichen Anstalten sollen bestimmungsmäßig für je 20 Korrigenden ausreichen und dürfen nicht den Charakter von Gefängnissen tragen. Jede soll mit einer Landwirtschaft verbunden sein. Bei guter Führung können die in vorstehend angedeuteter Weise untergebrachten jugendlichen Personen bereits nach beendeter Schulzeit und Konfirmation in Lehre oder Gesindedienst bei geeigneten Personen untergebracht werden — allerdings widerruflich und mit der ausdrücklichen Maßgabe, daß sie bei schlechter Führung in die Anstalt zurückgeschafft, andererseits aber nach Ablauf eines angemessenen Zeitraumes endgültig entlassen werden. Außerdem besteht in Preußen noch ein besonderes Gesetz, betreffend die Unterbringung verwahrloster Kinder; Zwangserziehung kann als Strafe für nichtsnutzige Kinder bis zu 12 Jahren verhängt werden, indessen nicht durch die Schulbehörde, sondern nur durch das Gericht. Es wird mehrfach dahin gestrebt, die Zulässigkeit der Zwangserziehung mindestens bis in das 14. oder 15. Lebensjahr auszudehnen an Stelle der bisher zulässigen Gefängnisstrafen.

Aehnliche Bestimmungen kennt auch die englische und französische Gesetzgebung. In Frankreich heißen die Rettungshäuser für die verwahrloste Jugend offiziell „Maisons de correction“, wofür man die Bezeichnung „Maisons de réformes“ vorgeschlagen hat, wie ja in Belgien seit

1891 alle derartigen Anstalten als Wohlthätigkeitshäuser (Maisons de bienfaisance) bezeichnet werden. Man schickt alle jugendlichen Personen dorthin, die verurteilt wurden, aber die Erkenntnis der Strafbarkeit ihrer ungesetzlichen Handlung noch nicht besaßen. Die sämtlichen Anstalten oder Kolonien zerfallen in solche, die der Staat oder die Kommunen errichtet haben, und in solche, die von Privatleuten ins Leben gerufen und unterhalten werden.

Die öffentlichen „Kolonien", wie die gewöhnliche Bezeichnung lautet, stehen unter staatlicher Verwaltung und Leitung und bekommen Aufseher aus der Gefängnisverwaltung überwiesen. Es giebt deren in Frankreich gegenwärtig acht für Knaben, nämlich: Aniane, Auberive, Belle-Isle-en-Mer (wo ein Teil der Zöglinge für den Eintritt in die Marine vorbereitet wird), Les Douariaires, Saint-Hilaire, Saint-Maurice, Le Val d'Yèvre (die älteste dieser Anstalten) und Eysses. Eysses und Aniane beschäftigen ihre Zöglinge mit industriellen Arbeiten, die übrigen mit landwirtschaftlichen. Für Mädchen existiert nur ein einziges Rettungshaus in Doullens. Alle diese öffentlichen Kolonien sind besser eingerichtet und gebieten über mehr Mittel als die Privatanstalten, vermögen aber trotzdem keine so günstigen Ergebnisse zu erzielen wie diese. Man legt das einerseits ihrer Ueberfüllung zur Last, andererseits aber auch dem Aufsichtspersonal; es sind das, wie schon erwähnt, Beamte von der Gefängnisverwaltung, die sich durchweg besser zu Kerkermeistern als zu Erziehern eignen. Auch sind meist ehemalige Gefängnisse dazu benutzt worden, um diese Besserungshäuser darin einzurichten, und infolgedessen gelten ihre Insassen bei der Bevölkerung der umliegenden Gegend ebenfalls als Gefangene und Verurteilte, was gleichfalls ein Uebelstand ist. Das geht so weit, daß vor einigen Jahren die Gemeinde von Auberive den in der dortigen Anstalt gestorbenen Kindern sogar das Be-

gräbnis auf ihrem Friedhofe verweigern wollte. Und doch sind die in den Besserungshäusern befindlichen Kinder keine Verurteilten, sondern man hat sie mangels des Bewußtseins der Strafbarkeit ihrer Handlungen freigesprochen; die Unterbringung in jenen Anstalten ist eine reine Präventivmaßregel, die nicht in ihre Personalpapiere aufgenommen wird.

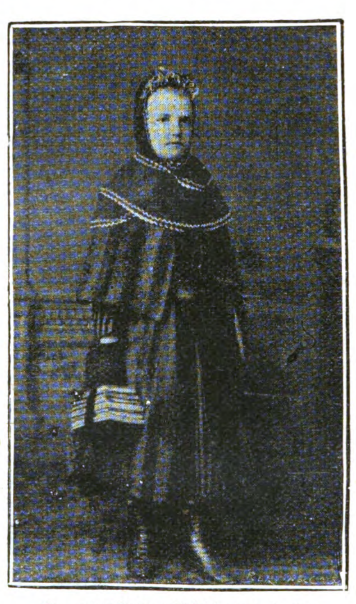


Ein zehnjähriges Mädchen vor der Unterbringung in der Anstalt.

Während die staatlichen Kolonien alle ganz gleichartig eingerichtet sind, zeigen die Privatanstalten eine viel größere Verschiedenartigkeit; man kann sie jedoch in drei Hauptklassen teilen. Die erste davon gehört klösterlichen Orden, so die Anstalten Saint-Ilan, Saint-Eloi, Saint-Joseph. Die zweite Klasse der Privatkolonien wird von Laiengesellschaften unterhalten, wie die zu Sainte-Foy in der Dordogne oder zu Mettray; letztere ist das älteste französische Rettungshaus und bereits zu Anfang der Regierung Ludwig Philipps gegründet worden. In diesen Anstalten herrscht das Familiensystem, das heißt die gruppenweise Unterbringung der Zöglinge in getrennten Gebäuden. Die dritte Klasse umfaßt die zahlreichen Anstalten, welche ein-

zelnen menschenfreundlichen Privatpersonen gehören; so die Häuser in Bar-sur-Aube, La Loge, La Couronne, Le Luc, Autreville und Bologne (Haute-Marne).

Die Reglements sämtlicher Anstalten stimmen so ziemlich überein; als Beispiel sei nachstehend das des Etablissements zu Bologne für die Werktage wiedergegeben: 5 Uhr 10 Minuten früh im Sommer und Winter Aufstehen (auf ein Trommel- oder Hornsignal), jeder Zögling hat sein Bett selbst zu machen; 5 Uhr 20 Minuten Verlassen der Schlafsäle, Frühstück, Spiel; 6 Uhr Beginn der Schul- oder Arbeitsstunden; 9 1/2 Uhr zweites Frühstück; 10 Uhr Wiederaufnahme des Unterrichts und der Arbeit bis um 1 Uhr; 1 Uhr 20 Minuten Mahlzeit, Erholung, Musikunterricht; 2 Uhr 25 Minuten Beginn der Nachmittagsarbeit in den Werkstätten u. s. w. bis um 7 Uhr. Dann waschen und säubern sich die Zöglinge wie in der Mittagspause, um hierauf in den Speisesälen die Abendmahlzeit einzunehmen. Um 8 Uhr gehen sie im Winter schlafen, während sie im Sommer erst noch eine halbe Stunde spielen.



Ein zehnjähriges Mädchen nach der Unterbringung in der Anstalt.

Die Strafen, die zur Anwendung gelangen dürfen, bestehen in Verweisen, Verlust der den besseren Zöglingen

verliehenen Streifen und Vertrauensposten, Pfahlstehen (eine auch sonst in Frankreich übliche Schulstrafe während der freien Zeit), Entziehung des Weines bei der Hauptmahlzeit, Einsperrung und endlich für die Widerspenstigen und Auffässigen Ueberweisung in ein besonderes Strafviertel. Körperliche Züchtigungen sind vollständig ausgeschlossen, doch gelangen mitunter Nachrichten in die Oeffentlichkeit, aus denen hervorgeht, daß dieser Paragraph des Reglements nicht immer befolgt wird.



Ein dreizehnjähriger Knabe vor der Aufnahme.

Die französischen Besserungsanstalten erzielen durchweg gute Ergebnisse, und jahraus jahrein werden in ihnen zahlreiche, dem schlimmsten Elend entrissene, von den eigenen Eltern oder Verwandten zum Betteln oder zu noch Schlimmerem angehaltene Kinder zu braven Menschen und zu nützlichen Angehörigen des Staates herangezogen. Die meisten Kinder werden den Anstalten überwiesen, nachdem sie von den Polizeiorganen beim Betteln oder Vagabundieren abgefaßt wurden. In Paris werden jährlich gegen 2000 Kinder arretiert, darunter durchschnittlich 800 kleine Vagabunden. In La Petite Roquette, dem Pariser Korrektionshaus für verurteilte Knaben unter 16 Jahren,

befand sich vor mehreren Jahren ein kleiner, 11jähriger Bursche, der bereits 22mal wegen Vagabundierens verhaftet worden war.

Die meisten dieser kleinen Vagabunden laufen von Hause fort, um übler Behandlung zu entfliehen, oft auch weil sie der Hunger forttreibt. Manchen gefällt dann das umherschweifende Leben, und sie laufen fort, so oft man sie auch zu den Ihren zurück- oder in Anstalten unterbringt. Die meisten sind tief beklagenswert, und wenn sie in einer Rettungsanstalt untergebracht werden, so haben sie trotz ihrer Jugend schon eine Geschichte hinter sich, die eine Kette von Not und Mangel, von Entbehrungen und Mißhandlungen darstellt. In nicht wenigen dieser bemitleidenswerten Kleinen offenbart sich trotz der schlechten Beispiele, die sie von klein auf vor Augen gehabt haben, trotzdem manche zwischen verkommenen und lasterhaften Menschen aufgewachsen sind, ein tiefes Empfinden für das Rechte und Gute. Die kleine Sophie G. lief, als sie von ihren nächsten Angehörigen zum Stehlen angehalten wurde, von Hause fort und ließ sich um keinen Preis zur Rückkehr bewegen. Sie wurde endlich im Zustande äußerster Erschöpfung von der Polizei



Ein dreizehnjähriger Knabe nach der Aufnahme.

aufgegriffen und einem Rettungshause überwiesen, wo sich diese junge Märtyrerin (siehe das Porträt auf S. 89) vortrefflich hielt.

Alle Kinder werden schmutzig, zerlumpt und verkommen eingeliefert; weilen sie aber erst einige Wochen in einer Rettungsanstalt, so sind sie gar nicht mehr wiederzuerkennen, wie das unsere Bilder auf S. 92, 93, 94, 95, 98 und 99, die nach in den Anstalten aufgenommenen Photographien gefertigt sind, deutlich zur Anschauung bringen. Eine ähnliche erfreuliche Umwandlung geht auch mit den meisten dieser Kinder in moralischer Beziehung vor sich. Es zeigt sich fast immer, daß in jedem von ihnen ein guter Keim schlummert, der bei richtiger Behandlung gefördert und zum Gedeihen gebracht werden kann. Das ist sogar bei vielen unglücklichen Wesen der Fall, die alle Kennzeichen des von Lombroso aufgestellten Verbrechertypus aufweisen — ein neuer Beweis, daß diese Theorie an starker Einseitigkeit leidet.

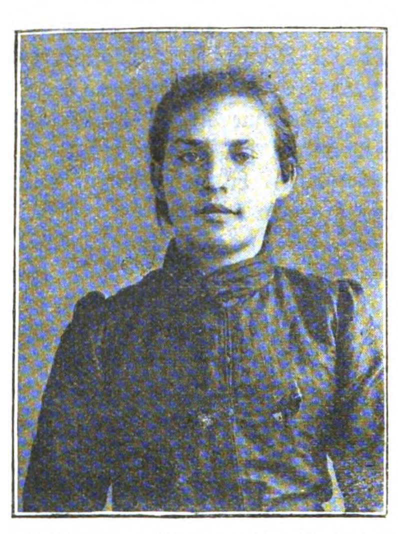
Immerhin sind die französischen Anstalten nach dem Urteil der Sachkundigen noch in manchen Punkten verbesserungsbedürftig. Wie Advokat Rollet, der verdienstvolle Gründer der „Patronage de l'enfance et de l'adolescence", wiederholt betont hat, würden sie noch viel günstigere Ergebnisse zu erzielen vermögen, wenn ihre Verwaltung an Stelle des Ministeriums des Inneren dem des öffentlichen Unterrichts überwiesen und letzteres dann für ein geeigneteres Personal sorgen würde. Weniger bloße Wächter als vielmehr Erzieher!

Der eben genannte Kinder- und Menschenfreund hat seine Theorie in zwei kleinen Kolonien, Jançay und Lhomaizé im Departement Vienne, zur praktischen Anwendung gebracht und damit ausgezeichnete Ergebnisse erzielt. Dies System beruht kurz gesagt auf der Erziehung in kleinen Gruppen und nach rein pädagogischen Grundsätzen; es ist

dies auch das Schweizer System, bei dem kaum zwei Prozent Rückfällige sich ergeben. Der von Rollet ins Leben gerufene „Kinder- und Jugendschutz“ in Paris (Rue de l'Ancienne-Comédie) bietet obdach- und heimatlosen Kindern und Jünglingen (unter 18 Jahren) eine Zufluchtsstätte und nimmt auch solche auf, die das Gericht ihm anvertraut, anstatt sie in eine Korrektionsanstalt zu schicken. Für Mädchen (aber auch für Frauen jeden Alters) thut das Gleiche der Verein „Oeuvre des Libérées de Saint-Lazare“ in Paris (Place Dauphine Nr. 14). Es giebt zahlreiche derartige Hilfsvereine, die gewissermaßen eine Ergänzung der Rettungsanstalten bilden. Beispielsweise ist für das ganze Seinedepartement bestimmt die „Société de Patronage des Jeunes Détenus et des Jeunes Libérés“, die fortwährend 100 bis 150 Zöglinge unter sich hat, die bei tüchtigen Handwerkern, meist in Paris, seltener in der Provinz, in die Lehre gegeben und untergebracht werden. Jeden Sonntag aber finden sich alle Zöglinge in dem Pariser Lokal dieses wohlthätigen Vereins, in der Rue de Mézières Nr. 9, ein; dort bekommen sie frische Wäsche und, wenn es nötig ist, neue Kleidungsstücke, erhalten, nachdem sie Toilette gemacht haben, Musik- oder Turnunterricht und ein kräftiges Mittagsmahl. An jedem ersten Sonntag im Monat findet auch nachmittags eine gesellige Vereinigung und Unterhaltung statt.

Eine sehr gut geleitete Anstalt ist die oben erwähnte Kolonie zu Mettray im Departement Indre-et-Loire, unweit von Tours, die eine Landfläche von 600 Hektar zur Verfügung hat. Dies ganze Gelände wird von den jungen Kolonisten (colons) — so werden sie offiziell genannt — bebaut, und man braucht sie nur bei der Arbeit zu betrachten, um den wohlthätigen Einfluß zu erkennen, den diese auf sie ausübt. Es können aber nicht alle Zöglinge auf dem Felde Verwendung finden; die Kolonie braucht

auch Schneider, Schuster, Bäcker, Anstreicher, Stellmacher u. s. w., und in all diesen Handwerkszweigen werden wiederum andere Zöglinge durch tüchtige Meister unterwiesen, so daß sie alles liefern können, was die Anstalt braucht. Die „Kolonisten" sind eingeteilt in Familien zu je 40 Kindern, von denen jede unter einem Aufseher oder Familienoberhaupt steht. Jede Familie hat ihren Speisesaal und ihren Schlafsaal für sich.



Vierzehnjähriges Mädchen vor der Aufnahme.

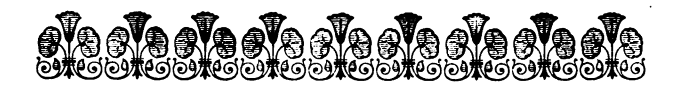
Wie Mettray als das beste Institut in Frankreich gilt, so besitzt Deutschland eine Musteranstalt für verwahrloste jugendliche Individuen am Rauhen Haus, das von Wichern 1833 in dem Dorf Horn bei Hamburg im Sinn der inneren Mission begründet wurde. Auch hier sind die Kinder in Familien eingeteilt, deren jede 12 Kinder umfaßt und unter Aufsicht und Leitung eines jungen Handwerkers steht. Ihre Wartung und Pflege ist Gehilfen anvertraut, die in der Anstalt einen besonderen Unterricht für ihre Wirksamkeit an anderen Instituten im Dienste der inneren Mission erhalten. Am weitesten ausgedehnt und verallgemeinert sind die Rettungs- und Besserungsanstalten für die Jugend in England, wo sie vom Staate beaufsichtigt und unterstützt werden. Man unterscheidet

dort Industrial Schools (Arbeitsschulen im engeren Sinn) und Reformatory Schools (Besserungsschulen).

Es ist nicht zu viel gesagt mit der Behauptung: „Wer ein Kind rettet, der rettet ein Geschlecht.“ Die Sache der Rettungshäuser verdient es, daß alle, welche ein Herz für unser Volk und dessen Zukunft haben, ihr die wärmste Teilnahme zuwenden. Vor allem aber haben der Staat und die Gemeinden das größte Interesse an dem hinreichenden Vorhandensein und der zweckentsprechenden Einrichtung, sowie dem Gedeihen solcher Anstalten, denn nicht umsonst hat der edle Schweizer Zellweger, der sich unvergeßliche Verdienste um die verwahrloste Jugend seines Vaterlandes erworben hat, gesagt: „Bauet Paläste den Verbrechern, Arbeitshäuser den Trägen, und ihr werdet dort das Laster und hier den Hang zum Müßiggange nicht ausrotten; gebet ihr aber der verlassenen Jugend eine gesunde Erziehung und Unterricht und Arbeit, so habt ihr der Armut an die Wurzel gegriffen und derselben ihren Stachel genommen.“



Vierzehnjähriges Mädchen nach der Aufnahme.



# Der Terno.

## Erzählung von A. Vogel vom Spielberg.

❦ ❦



Weit draußen in Favoriten, dem südlichsten und höchstgelegenen Stadtbezirk Wiens, der in seiner modernen Anlage mit den breiten und geraden Straßen eine Stadt für sich zu bilden scheint, befand sich in einer stillen kleinen Gasse die Werkstatt des Schuhmachers Anton Pomeisl.

Gleichzeitig auch als Wohngemach dienend, lag diese Werkstatt so tief unter dem Straßenniveau, daß man sechs ziemlich steile Stufen hinabzusteigen hatte. Daran schloß sich eine kleine dunkle Küche, die selbst bei Tage durch eine Petroleumlampe, die über dem Herde hing, beleuchtet werden mußte.

In dieser engen, von dumpfer Luft erfüllten Küche stand ein dürftig ausgestattetes Bett — die Schlafstelle des Lehrjungen. Dieser war das einzige Wesen, welches die Eheleute Pomeisl um sich hatten. Ihre vier Kinder waren alle in zartem Alter gestorben, und Gesellen hielt der Meister nicht; er hatte nicht mehr zu thun, als er allein leisten konnte.

Der Lehrbub war, wie alle seinesgleichen, mehr Dienstmagd der Frau Meisterin als Gehilfe des Meisters, mußte Stuben- und Küchenboden reinigen, die Fenster putzen,

das Wasser vom Brunnen holen und vom Morgen bis zum Abend wie ein Windhund herumrennen, wenn es für die Wirtschaft etwas zu beschaffen oder Flickarbeiten und neugesohlte Stiefel abzuliefern gab. Die neue Ware trug der Meister selbst den Kunden zu.

Zu essen bekam der Lehrjunge nicht viel, und setzte es zwischen Meister und Meisterin Zank und Streit ab, dann war der Bursche gerade gut am Platze, um dem Zorne beider als Blitzableiter zu dienen.

So hatten sie es noch mit allen Lehrlingen, die im Laufe der Zeiten im Hause gewesen waren, gehalten; so hielten sie es auch jetzt mit dem Knaben, der erst seit einigen Wochen bei ihnen weilte, um das ehrsame Schusterhandwerk zu erlernen.

Es war an einem grimmig kalten Februarmorgen, und nächtliches Dunkel hüllte noch die Riesenstadt ein, als Schani,*) der bisher in tiefem Schlafe dagelegen, ein seltsames Traumbild hatte.

Er sah einen dichten, krausen und wirbelnden Nebel aufsteigen, der sich dicht zusammenballte, dann zerteilte und merkwürdige Figuren sehen ließ: gerade Striche und krumme Linien, aus denen nichts Rechtes zu machen war.

Und wieder wogte und braute der helle Nebel, sich ballend und zerfließend, hin und her, die Striche und Linien formten sich allmählich zu Ziffern, und plötzlich leuchteten in goldenem Glanze die drei Zahlen: 29, 39, 40.

Die Erscheinung war so lebhaft, daß der Schläfer jäh emporfuhr und in die Dunkelheit, die ihn umgab, hinausstarrte. Abergläubisch wie die meisten Leute aus dem Volke, bezog er diese Zahlen natürlich sofort auf das Lotto, das fast von jedermann mit größtem Eifer gespielt wurde.

Er rieb sich den Schlaf aus den Augen und dachte nach.

*) Johann.

Wenn sie vielleicht gezogen werden sollten, diese Nummern — welches Glück! Wie reich wäre er dann, und wie könnte er seiner armen Mutter helfen! Er war ihr Aeltester; aber sie hatte noch drei Kinder und brachte sich in ihrem Witwenstand als Wäscherin fort, brauchte alles für die Kinder auf, rackerte sich ab bis zur Erschöpfung und hatte nur den einen Wunsch auf Erden, eine Greislerei*) zu betreiben. Aber dazu gehörte Geld — viel Geld, wenigstens drei- bis vierhundert Gulden. Und die jemals zusammenzukriegen, war so aussichtslos, daß sie lieber gar nicht mehr daran denken wollte, die arme gute Mutter.

Aber er dachte nun daran, der gute Schani. Dieser Traum war doch jedenfalls ein Wink des Schicksals. Er wollte das Glück ergreifen und die paar Kreuzer, die er im Laufe der letzten Wochen an Trinkgeldern eingenommen hatte, in die Lotterie setzen. Und wenn die Nummern wirklich herauskommen sollten — ach, wie herrlich wäre es dann, mit dem Gewinste in der Tasche zur Mutter zu kommen und ihr das Geld zu geben und dabei zu sagen: „Da hast es, Mutterl, ich hab's für dich gewonnen. Mach damit deine Greislerei auf!“ Wie wollte er sich dann an ihrer Ueberraschung und an dem Jubel seiner jüngeren Geschwister weiden! Und wie wollte er sich darüber glücklich fühlen!

Diese Vorstellung regte ihn so auf, daß es ihn nicht mehr in dem warmen Bette litt. Mit einem Satze war er draußen und bei seinen Kleidern, die an einem Nagel an der Wand hingen. In der Tasche befand sich in einem auf der Gasse aufgeklaubten, arg hergenommenen Portemonnaie, das irgend jemand weggeworfen hatte, seine ganze Barschaft.

Er zählte nach. Es waren nur zehn Kreuzer. Also

*) Viktualiengeschäft.

genau um die Hälfte zu wenig. Denn heute war Freitag, der Vortag der Ziehung, und das wußte er von früher her, wo er — noch bei der Mutter daheim — unzähligemal für die Nachbarinnen in die Lotterie gegangen war, daß am vorletzten Tage der jeweiligen Ziehung der geringste Einsatz zwanzig Kreuzer betrug.

Für den Augenblick fühlte er sich recht herabgestimmt; allein das ging vorbei. Er wußte, wie er sich zu helfen hatte, um die noch nötigen zehn Kreuzer zu bekommen.

Eine Stunde später, als die Meisterin in der Küche den Frühstückskaffee bereitete, schlich er sich an sie heran und trug ihr mit fröhlichem Wagemut sein Anliegen vor.

„Frau Meisterin," bat er in gedämpftem Tone, um von dem Meister im Zimmer nicht gehört zu werden, „ich bitt' Sie vielmals, schenken S' mir zehn Kreuzer."

Die Schustersfrau, ein großgewachsenes, robustes Weib von etwa vierzig Jahren, mit harten Gesichtszügen und kaltblickenden Augen, fuhr überrascht herum und schaute den fünfzehnjährigen, schwächlichen Knirps, der ihr kaum bis zur Schulter reichte, erstaunt an.

„Was?" rief sie in ihrem immer belfernden Tone. „Was willst haben? Zehn Kreuzer! Von mir?"

„Ja," bat er treuherzig. „Ich bitt' recht schön darum. Ich brauchet's notwendig."

„Für was denn?" begehrte sie zunächst zu wissen, indem sie ihn von oben herab betrachtete.

„Für d' Lotterie, Frau Meisterin. Mir hab'n drei schöne Nummern geträumt."

„So, so?" machte sie gedehnt. „Aha, an solche Sachen denkt der Lausbub! Na wart, Bürscherl, ich werd' dich lehren, der Frau Meisterin mit so was z' kommen! Da hast deine Lotterie!" Sie nahm ihn bei den Ohren und beutelte ihn tüchtig hin und her.

Er war daran zu sehr gewöhnt, als daß er sich dar-

über gekränkt hätte, und schüttelte es von sich ab wie ein Hund die Prügel. Es raubte ihm weder den Mut zu fernerer Bitte, noch die Hoffnung auf endgültigen Erfolg.

„Sein S' nit bös, Frau Meisterin," bat er nach einer kleinen Weile weiter. „Aber 's laßt mir keine Ruh' nit, ich muß setzen und hab' zu wenig Geld. Und wann S' mir nix schenken wollen, Frau Meisterin, dann setzen S' halt die zehn Kreuzer mit mir. Ich bitt' recht schön drum."

„Das setz' ich mit dir, frecher Kerl überanand! Da hast's! Da!" Es waren zwei derbe Kopfnüsse, die sie ihm versetzte. „Daß dir's für ein anderes Mal merkst, deiner Frau Meisterin mit solchen Sachen z' kommen. Und dank dem lieben Gott dafür, daß ich's nit dem Meister sag'! Und daß d' dir nun die Gedanken an die Lotterie schön vergehen laßt! Hörst?"

Er nickte resigniert mit dem Kopfe und beschied sich notgedrungen; allein er konnte sich die Lotteriegedanken nicht vergehen lassen. Sie beherrschten ihn vollständig. Er fand es gar so grausam, das Glück förmlich im Bereiche seiner Hand zu haben und doch nicht danach fassen zu können, weil ihm die paar Kreuzer fehlten. Und er wußte es: wenn morgen dann die geträumten Nummern wirklich gezogen werden sollten, würde er sich zeitlebens als unglücklicher Mensch fühlen.

Kurz vor dem Mittagessen schickte ihn der Meister fort, damit er ein Paar neugesohlte Stiefel einem Kunden liefere. Das erfüllte Schani mit neuer Hoffnung. Der Eigentümer dieser Stiefel war ein Lehrer an der nahen Volksschule, ein gutmütiger, alter Junggeselle, dem es auf zehn Kreuzer mehr oder weniger nicht ankam. Ihn also wollte er darum bitten.

Als er aber hinkam, harrte seiner eine neue Enttäuschung. Der Lehrer war nicht daheim und die alte Frau, bei der er ein möbliertes Zimmer bewohnte, nahm

die Stiefel in Empfang und beschied den Lehrjungen für den Abend wieder, um das Geld dafür zu holen. Doch fiel es ihr nicht ein, dem Burschen für den vergeblichen Weg auf Rechnung ihres Mieters ein Trinkgeld zu geben.

Ganz niedergeschlagen machte sich Schani auf den Rückweg. Er spürte nicht die grimmige Kälte, die durch das dünne Röcklein auf ihn eindrang, ihm Ohren und Nase rot und die starren Hände blau färbte; er sah nichts von dem blauen Himmel und der Wintersonne über sich und nichts um sich her von dem bewegten Straßenleben. Er sah immer nur die geträumten Nummern vor sich, dachte unabläſſig nur an die zehn Kreuzer, die ihm fehlten, um sein Glück zu versuchen und damit vielleicht auch das Glück seiner armen Mutter zu begründen.

Und keine Seele in der reichen Millionenstadt, die ihm helfen wollte in seiner Herzensnot!

Es erfüllte seine junge Seele mit verzweifeltem Weh, und große Thränen flossen ihm die Wangen herab.

„Ja, warum heulst denn, Schani?" klang plötzlich eine Männerstimme an sein Ohr, und eine weiß behandschuhte Hand legte sich ihm auf die Schulter.

Er schrak zusammen, blickte auf und sah einen jungen, uniformierten Sicherheitswachmann vor sich. Der Wachmann war mit Meister Pomeisl bekannt, kam öfter zu Besuch und konnte den armen Lehrjungen gut leiden.

„Na, sag's nur, Schani," munterte er ihn auf, „was dir fehlt. Hast vielleicht wieder Schläg' 'kriegt?"

Schani schüttelte den Kopf. „Das nit, Herr v. Bachinger," entgegnete er, den Polizisten ohne weiteres adelnd, wie es in Wiener Volkskreisen üblich ist. „Aber ich thu' mich gar so viel unglücklich fühlen."

„So?" lächelte der Wachmann gutmütig. „Warum denn aber?"

Schani schaute ihn mit zagendem Blicke an. Derselbe

Respekt, den er vor dem Meister hegte, erfüllte ihn auch behördlichen Personen gegenüber. Durfte er es daher wagen, dem Gewaltigen so ohne weiteres zu sagen, was ihn bedrückte? Er fand den Mut dazu nicht.

„Na," drängte Bachinger mit wohlwollendem Tone. „So red doch, Schani! Fürcht dich nit! Ich thu' dir ja nix. Oder hast vielleicht gar was ang'stellt und fürchtest dich vor der Straf'?"

„Gott sei Dank, nein," erwiderte Schani ermutigter. „Ang'stellt hab' ich nix nit; aber —" Er verstummte und blickte befangen zur Erde nieder.

„Aber was? Heraus damit! Seh' ich denn wie ein Menschenfresser aus?" So gedrängt, fand Schani den Mut, dem freundlichen Wachmanne zu gestehen, was ihm sein junges Herz abdrücken wollte.

„Mir hab'n heut in der Früh — grad vor'm Aufstehen — drei Numero g'träumt. So deutlich hab' ich s' g'sehn, daß ich s' hätt' greifen können. Aus 'n Nebel sind s' aufg'stiegen, die drei Numero, ich seh' s' immer noch vor mir und könnt' 's Ganze malen — grad so, wie's g'wesen is."

„Hm," machte der Wachmann, der aufmerksam zugehört hatte. Und nochmals: „Hm, ich versteh' schon, Schani, da möchtest halt gern in die Lotterie setzen — was?"

„Ja," rief nun auch Schani. „Freilich möcht' ich's gern. Aber ich hab' zu wenig Geld dazu."

„Aber geh doch!" wies ihn Bachinger gutmütig und halb belustigt zurecht und streifte mit mitleidigem Blicke die kleine schwächliche Gestalt in dem dürftigen Anzuge. „Dir thät's auch besser, die paar Kreuzer, die du hast, aufs Essen zuzulegen oder auf ein wärmeres Röckerl zusammenzusparen. Bist ja doch nur ein armer Lehrbub! Wie kann denn so ein Bürscherl wie du nur an die Lotterie denken?"

„O niemals nit, Herr v. Bachinger," beteuerte Schani, indem er sich die erstarrten Hände rieb und fröstelnd die Schultern höher zog, „g'wiß niemals nit hab' ich g'setzt; aber der Traum heut früh laßt mir keine Ruh' nit! Und ich müßt' gleich auf der Stell' vor Schrecken sterben, wenn morgen die Numero 'rauskommen thäten und ich s' nit g'setzt hätt'! Jesus Maria, wär' das ein Unglück!"

„Hörst denn nit auf, du dummer Bub!" lächelte der Wachmann. „Red'st grad so daher wie ein echter alter Lotteriebruder. Na, und was thät'st denn mit 'n Geld, wannst setzen könnt'st und g'winnen thät'st? He? Möcht'st halt aufhau'n, gelt, und lustig leben?"

„O, aber nein!" verwahrte Schani sich voll Eifer. „Der Mutter möcht' ich alles geben, daß sie sich ein Greisler-g'schäft kauft und sich nimmer mehr so rackern und plagen müßt wie jetzt."

„So?" Bachinger betrachtete den Burschen mit dem von kindlichem Eifer verschönten Antlitz lächelnd, und sein Wohlwollen nahm zu. „Na, das wär' freilich schön von dir. Und — hm — wieviel fehlt dir denn aufs Setzen, he?"

„Zehn Kreuzer nur, Herr v. Bachinger. Ich hab' schon die Frau Meisterin drum gebeten; die hat mich aber ge-beutelt, und zwei feste Kopfstückeln hab' ich auch von ihr 'kriegt."

„Laß gut sein," tröstete ihn Bachinger. „Von mir kriegst keine Beutler. Sag mir deine Numero, Schani, und ich setz' mit dir. Is's dir so recht?"

„Freili — freili!" rief Schani, während sein Antlitz vor Freude erglühte. Er nannte die drei Nummern, der Wachmann schrieb sie in sein Notizbuch ein, zog dann sein Geldtäschchen und händigte dem Burschen fünfzehn Kreuzer ein.

„Wir setzen fünfundzwanzig," sagte er dabei, „und teilen alsdann ehrlich, wenn wir 's Glück haben und g'winnen

sollten. Kommt der Terno heraus, macht's zwölfhundert Gulden, es kämen auf jeden also sechshundert Gulden."

„O, ich dank' schön, Herr v. Bachinger!" rief Schani ganz glückselig. „Ich dank' Ihnen viel tausendmal dafür."

„Is schon gut, 's wär' gar nit ohne, wenn wir den Terno machen thäten. — Aber jetzt muß ich zum Dienst," setzte er hinzu, „und bin erst morgen mittag wieder frei. Sollten wir gewonnen haben, dann siehst mich morgen abend um sechs Uhr bei euch. Red aber nix davon, Schani, daß ich mit dir in die Lotterie g'setzt hab'. Es könnt' dem Meister nit recht sein, daß ich mich mit dir auf solche Sachen eing'lassen hab'."

Schani nickte eifrig mit dem Kopfe. „G'wiß, Herr v. Bachinger, ich red' kein Wort davon."

„Na, dann is's gut. B'hüt di Gott! Und viel Glück!" Er winkte ihm mit einer Hand zu und ging mit strammen Schritten seines Wegs.

Schani eilte in entgegengesetzter Richtung fort zur nächsten Lottokollektur und besetzte dort die geträumten Nummern. Er barg den Lottoschein, den sogenannten Risconto, wie ein Kleinod in dem alten Geldtäschchen und dieses an der Brust und eilte heim.

Es kostete ihn keine Mühe, sich vor den Meistersleuten zusammenzunehmen und eine gleichgültige Miene vorzustecken, so ruhig war es nun in ihm, nachdem sein brennendes Verlangen gestillt worden. Mochte ihm auch der Gedanke an die Lotterie ab und zu durch den Sinn fahren, so sorgte die rastlose Beschäftigung, mit der ihn Meister und Meisterin in Atem hielten, schon dafür, daß er seine Gedanken bei der Arbeit haben mußte und in der Nacht tief und fest schlief.

Erst am nächsten Nachmittage, als die alte Wanduhr die zweite Stunde schlug, kam die Unruhe wieder über ihn. Jetzt entschied es sich! Jetzt zog der Knabe aus dem

Waisenhause, den das Los jeweilig dazu bestimmte, vor einem vielhundertköpfigen Publikum im großen Saale des Lottoamtes die fünf Nummern aus der Trommel, die gewannen. Waren seine drei, seine Terne darunter?

Dem Schusterjungen wurde es beklommen zu Mute; aber einige Minuten später, als im Lottoamte der feierliche Akt der Ziehung zu Ende sein mußte, fühlte sich Schani wieder ruhig wie bisher. Jetzt war's entschieden! Und nur noch zwei Stunden Geduld, dann würde er erfahren, ob das Glück ihm hold gewesen sei.

Gegen vier Uhr trieb es Meister Pomeisl mit unwiderstehlicher Gewalt ins Wirtshaus nebenan. Kaum war er draußen, stahl sich auch Schani fort, als er die Meisterin in der Küche mit der Bereitung des Kaffees beschäftigt wußte. Und Schani rannte, was er rennen konnte, zur Lottokollektur, wo bereits eine ganze Schar von alten Weibern auf das Resultat der heutigen Ziehung harrte.

Eben wurde neben der Ladenthür die ersehnte schwarze Tafel mit den fünf Nummern ausgehängt. Und schon von weitem nahm Schani wahr, daß drei von diesen Nummern mit gezackten Linien eingeringelt seien. Das Kennzeichen, daß richtig eine Terne gezogen worden war.

Und diese eingekreisten Nummern waren die seinen! Wie er sie im Traum gesehen, so standen sie da auf der Tafel!

Sein Herz schlug zum Zerspringen vor Glück und Seligkeit. Aber er verriet sich vor den Leuten nicht; er machte es wie sie, indem er in die Kollektur hineinging und sich den blauen Ziehungsstreifen geben ließ. Dann stürmte er wieder heim.

Der Meister war noch nicht zurück. Dafür empfing ihn die Frau Meisterin, die eben ihre Jause einnahm, mit unheildräuender Miene.

„Wo bist denn gewesen, Herumtreiber, niederträch-

tiger?“ zeterte sie ihn an und fuhr mit geballten Händen auf ihn los.

Er duckte sich blitzschnell und wich ihr geschickt aus.

„Frau Meisterin!“ stieß er aufgeregt hervor, im instinktiven Drange, sich zu entschuldigen. „Ach Gott, Frau Meisterin, hätten S' doch mit mir in die Lotterie g'setzt, dann hätten S' jetzten auch ein Terno! Ich hab' ihn g'macht! Ich!“ Und er hielt ihr den Ziehungsstreifen hin.

Ihre Fäuste sanken jäh herab. Sprachlos vor Staunen, mit offenem Munde und weitaufgerissenen Augen starrte sie ihn an.

„Ja,“ jubelte er auf und that einen Freudensprung, „'s is wahr, Frau Meisterin! Ich hab' 'n Terno g'macht und sechshundert Gulden gewonnen!“

Sie fand die Sprache wieder. „Sechshundert Gulden!“ Hastig klang es aus ihrem Munde. Dann langgedehnt: „Die g'hören dein?“

„Ja, mein g'hören s', Frau Meisterin! Wie wird sich meine Mutter freu'n!“ Er war vor Glückseligkeit ganz außer sich.

Sie schwieg eine Weile still; stand da, die breiten Schultern vorgeneigt, das Kinn auf die Brust herabgesenkt, den Blick unter den halbgeschlossenen Lidern starr und brütend auf den vor Freude fassungslosen Lehrjungen gerichtet.

„Und woher hast denn 's Geld g'habt — he?“ fragte sie dann mit seltsam dumpfem Tone. „Es hab'n dir doch zehn Kreuzer g'fehlt. Hast's vielleicht g'stohlen?“

„Aber nein, Frau Meisterin!“ verwahrte er sich treuherzig und eifrig. „Ich bin ein ehrlicher Bub, hab' im Leben noch nix nit g'stohlen.“

„Na, woher hast es dann g'habt, das Geld?“ begehrte sie zu wissen, und in ihre Augen trat ein lauernder Ausdruck.

„Halt geben hat mir's jemand," entgegnete Schani.

„So?" meinte sie gedehnt. „G'schenkt hat dir's jemand? Wer denn aber? He?"

Schon wollte er ihr offenherzig die ganze Wahrheit sagen, als ihm einfiel, daß der Wachmann ihm Verschwiegenheit aufgetragen hatte. Und viel zu ehrlich, um dawider zu handeln, entgegnete er ausweichend und doch wahrheitsgetreu: „Auf der Gassen ein Bekannter, den ich zufällig getroffen hab'."

Sie fragte und forschte nicht mehr. „So?" sagte sie bloß. „Na, es is gut." Und fuhr dann auf: „Aber unerhört, ganz unerhört ist's, daß so ein elendiger Hascher auf den erschten Wurf gleich so ein Glück hat! Aber deswegen bleibst doch nur ein lumpiger Schusterbub — verstanden?! Und ich rat' dir" — bös schillerte es in ihren Augen auf — „red zum Meister nix nit davon, sonst wirst etwas erleben!"

Er duckte sich eingeschüchtert zusammen und nickte mechanisch: „Ja, ja, Frau Meisterin."

„Am Herd draußen steht dein Kaffee, und dann wasch die Küche auf."

Schani gehorchte augenblicklich, und sie vernahm das plätschernde Geräusch des Wassers auf dem Küchenboden.

Sie aber saß nun da auf dem alten Ledersofa und starrte düster vor sich hin, von dumpfer Wut und fressendem Neid erfüllt.

Sechshundert Gulden! Das war das einzige, was sie denken konnte, und daß sie das Glück leichtsinnig und gedankenlos versäumt.

Die blauen Bankscheine, die der Bub draußen einheimsen würde, stiegen vor ihren Blicken auf, flatterten in sanftem Wirbeltanze durch die Luft — zum Greifen nahe. So deutlich sah sie es. Und nichts sollte davon ihr gehören! Nichts!

Erstickend stieg es ihr die Kehle empor, als würde sie von einer fremden Hand gedrosselt. Und aus dem Spiegel gegenüber an der Wand schaute ihr ein Antlitz entgegen, vor dem sie erschrak, so aschgrau und verzerrt sah es aus.

Eine halbe Stunde verstrich, ohne daß sie es wahrnahm. Erst die Rückkehr ihres Mannes, der jeden Nachmittag eine Stunde im Wirtshause saß, brachte sie darauf.

Er war ein wenig angetrunken und dann stets in heiterer Stimmung, zu Scherz, ja selbst zu Zärtlichkeiten gegen seine Gattin aufgelegt.

So ließ er sich auch jetzt neben ihr auf dem Sofa nieder in der Absicht, ihr ein bißchen schön zu thun, damit sie über sein langes Wirtshaussitzen und den kleinen Schwips, den er mit heimgebracht, nicht zu schimpfen anfange. Er legte den Arm um sie und zog sie an sich.

Das schreckte sie aus ihren dunklen Gedanken auf.

„Laß die Spaßetteln, du Saufbruder!“ belferte sie ihn an. „Ich bin dazu nit aufg'legt.“

„Na, na, friß mich nur nit gleich,“ gab er beschwichtigend zur Antwort. „Du schaust ja heut wieder einmal wie 's richtige Donnerwetter aus. Was is dir denn nur über d' Leber g'laufen, Katherl?“

Sie schwieg auf diese Frage, starrte mit brütendem Blick ein Weilchen vor sich hin und stand dann jäh von ihrem Sitze auf. Es war in ihr zur Entscheidung gekommen. Die dunklen Gewalten hatten über sie den Sieg davongetragen. Der Gewinn mußte ihr gehören und nicht dem blöden Buben draußen.

Entschlossen schritt sie auf die Küchenthür zu.

„Warum gehst denn von mir und dein' Kaffee weg?“ fragte Meister Pomeisl leicht enttäuscht. „Ich hätt' so gern mit dir geplauscht.“

„Ich aber nit mit dir,“ gab sie zur Antwort. „Da hab' ich doch G'scheiteres zu thun.“ —

Schani war inzwischen mit dem Aufwaschen der Küche fertig geworden und hing soeben die ausgewundenen Scheuerlappen über dem Herde zum Trocknen auf.

Das Bürschchen war ganz rot im Gesichte vor Anstrengung, seine Kleidung ganz durchnäßt und seine mageren Arme mit den hinaufgekrempelten Hemdärmeln von dem kalten Wasser rot und mit einer dicken Gänsehaut bedeckt.

„Zünd die Latern' für'n Keller an," befahl die Meisterin kurz, „und nimm die Schwingen!"

Der Bursche that, wie ihm geheißen; sie selbst griff nach der Holzhacke.

„Vorwärts!" heischte sie, da er sie vorangehen lassen wollte. „Du mußt doch leuchten, blöder Aff'!"

Er ging voran, sie hinterdrein, über den mit einer schwachen kleinen Gasflamme erhellten Korridor des Tiefgeschosses zur Kellerthür hin, die sie hinter sich ins Schloß drückte.

Dunkel gähnte ihnen die Kellertreppe mit den steilen Stufen entgegen. Noch dunkler, in nachtschwarzer Finsternis, von feuchter dumpfer Luft erfüllt, lag der schmale Kellergang da. Er machte eine scharfe Biegung und wieder eine, ehe die beiden am Ziele waren. Dann blieben sie vor einer der Thüren aus roh aneinandergefügten Holzlatten stehen. Die Schustersfrau machte das kleine Vorhängeschloß auf und trat nach dem Jungen in den kleinen Kellerraum. In einer Ecke stand ein Waschtrog mit den übrigen Geräten zum Reinigen der Wäsche, in einer anderen Ecke lag ein Vorrat von großen Kohlenstücken und ein Haufen Koks, daneben aufgestapelt altes Bauholz, halbvermorscht und für billiges Geld zu Heizungszwecken angekauft. Ein Holzklotz diente zum Zerkleinern dieses minderwertigen Brennholzes, mit welchem sich die ärmere Bevölkerung mit Vorliebe behilft.

Schani hängte die Laterne an einem Nagel in der

Bretterwand über diesem Holzklotz auf, stellte die Schwinge daneben und schleppte eine Anzahl der Scheite herbei. Frau Pomeisl nahm das Beil und machte sich sogleich an die Arbeit. Sie spaltete die Scheite einigemal der Länge nach und hieb aus voller Kraft mit der scharfen Schneide des Beiles zuerst von oben, dann von unten darauf ein, brach sie hierauf mit ihren muskulösen Händen entzwei und warf die also zerkleinerten Stücke in die Schwinge.

Schani sah dabei nicht müßig zu. Er wußte, was er zu thun hatte, wenn die Meisterin Holz spaltete, und that es unverweilt, indem er mit einem starken Hammer die großen Kohlenstücke entzwei schlug und sie dann in die zweite Schwinge that.

So war eine kleine Weile unter emsiger Thätigkeit vergangen, und beide Schwingen waren schon halb voll. Auf einmal klang ihr Ruf zu ihm herüber:

„Schani!“

Ihm kam die Stimme ganz seltsam rauh vor, sie berührte ihn eigentümlich, ohne daß er sich selber klar werden konnte, weshalb.

„Frau Meisterin?“ fragte er zum Zeichen, daß er auf sie höre und ihrer Befehle harre.

„Herkommen sollst!“ heischte sie kurz.

Im Augenblick warf er den Hammer weg und war bei ihr. Sie brach eben ein mit dem Beil durchschlagenes Scheitchen mit einem Astknoten entzwei.

„Hast mich ang'logen,“ forschte sie, sich mit dem Brechen abmühend, „oder nit? Hast wirklich 'n Terno g'macht?“

„Wirklich, Frau Meisterin,“ beteuerte er in ehrlichem Eifer und ganz arglos. „Ich werd' mir doch nicht herausnehmen, die Frau Meisterin anzulüg'n.“

Sie legte das astige Scheitchen, das nicht entzwei gehen wollte, übers Knie und strengte ihre Hände an, während sie den Burschen mit lauerndem Blick ins Auge faßte.

„Dann zeig mir halt einmal den Ziehungszettel. Hast ihn bei dir?“

„Ja freilich,“ versicherte er hastig, griff in die Seitentasche des dünnen Röckchens und reichte ihr den blauen Streifen hin.

Das Scheit ging auseinander, sie warf es weg und nahm den Streifen entgegen.

„Und welche sind da deine Nummern?“ fragte sie scheinbar harmlos.

„29, 39, 40. Die sind's!“ rief er stolz und glücklich. „Die drei sind's.“

„So?“ Und dann immer mit dem gleichen lauernden Blicke: „Und der Risconto, was is's mit dem? Hm?“

„Der Risconto?“ wiederholte er verständnislos. „Was soll's denn damit sein?“

„Herzeigen sollst ihn, dummer Bub! Mit meinen eigenen Augen will ich ihn sehen, bevor ich dir's glaub'! Verstanden?“

Gewohnt, ihr auf den Wink zu gehorchen, fuhr seine Hand mechanisch unter die Hemdbrust, wo sein Schatz in dem alten Geldtäschchen geborgen war, nahm den Lotterieschein heraus und reichte ihr ihn hin. Sie trat damit näher zur Laterne hin, las die Nummern still für sich und nickte leise mit dem Kopfe.

„Ja,“ sagte sie, „'s is richtig wahr. Da hast!“ Sie händigte ihm den blaugrünen Zettel wieder ein und wandte sich neuerdings ihrer Arbeit zu. „Tummel dich!“ fügte sie noch hinzu. „Ich werd' bald fertig sein.“

Er verwahrte seinen Schatz hastig an der früheren Stelle, klopfte dann gehorsam seine Kohlen weiter, mit dem Rücken gegen die Meisterin gewendet, und hörte, wie sie emsig fortfuhr, mit großer Kraft auf das Holz loszuschlagen.

So vergingen wieder einige Minuten. Die Holzschwinge war nun schon voll, allein Frau Pomeisl schien

das nicht zu sehen. Sie nahm noch immer neue Scheite und hieb darauf ein. Und sie sah auch nichts davon, sie that es ganz mechanisch. Ihr Geist war mit ganz anderem beschäftigt. Und dieses eine nahm sie mehr und mehr in seinen Bann, umstrickte sie mit dämonischer Gewalt. Es wuchs und wuchs in diesen wenigen Minuten in ihr ins Riesengroße. Mochte kommen, was da wollte — sie mußte diesen Lotterieschein haben!

Und plötzlich war der letzte schwache Widerstand in ihr erstorben. Eine dunkle, unheimliche Gewalt trieb sie vom Pflocke weg, die wenigen Schritte zu dem ahnungslosen Lehrling hin.

Und jetzt sauste das Beil durch die Luft und fiel schwer, mit dumpfem Aufschlag auf das Haupt des armen Bürschchens nieder.

Mit einem halberstickten Stöhnen sank er um, als hätte ihn der Blitz gefällt. Das rote Blut strömte ihm über das Gesicht, floß auf den Boden.

Die Hand, die schon zum zweiten Schlag erhoben war, sank jäh herab. Das Mordwerkzeug entfiel ihr, wie entgeistert stand sie da und starrte mit entsetzten Augen auf ihr Opfer, das in dem dunklen Kellerraume, von dem flackernden Laternenschein unheimlich beleuchtet, regungslos und mit geschlossenen Augen in seinem Blute dalag.

Sie hatte es gewollt — ja. Aber nun, da es geschehen und sie zur Mörderin geworden war, packte sie das Grausen.

Ihre erste Regung war, fortzulaufen, soweit sie ihre Füße tragen konnten. Dann kam die überlegende Vernunft. Sie begann sich zu fassen. Die Hauptsache war, die Spuren ihrer Unthat zu verwischen. Und wenn sie schon gemordet hatte, um ihr Opfer zu berauben, so wollte sie nun auch das haben, um dessenwillen sie es gethan.

Sie lauschte angestrengt hinaus, ob niemand käme.

Nein! Keine Stimmen, keine Schritte — alles still. Und der Bub selbst starr und steif, mit vom Blut bedeckten, unkenntlichen Antlitz. . . .

Das Grauen schüttelte sie abermals, ließ ihre Zähne aneinander schlagen, allein sie überwand es willenskräftig, kniete neben dem leblosen Körper nieder, öffnete ihm den Rock und nahm das Geldtäschchen an sich. Dabei spürte sie etwas Warmes, Klebriges an ihrer Hand — sein Blut.

Schaudernd wischte sie es an seinen Kleidern ab und steckte das Geldtäschchen ein.

Und wieder lauschte sie hinaus und machte sich alsdann, da nichts sich regte, entschlossen daran, den Ermordeten zu verbergen.

Sie machte zwischen der Bretterwand und dem Kohlenhaufen einen Raum frei, schleifte den Leib des Knaben hin und legte den Waschtrog darüber. Ueber die weit vorstehenden Beine legte sie die übrigen Waschgeräte, füllte die Zwischenräume mit Holzscheiten aus und bedeckte die kleine Blutlache an der Stelle, wo er früher gelegen hatte, mit Kohlen.

Das war fürs erste genug. Das andere wollte sie später thun. Jetzt nur hinauf, damit ihr langes Ausbleiben nicht auffalle, und dann rasch fort, um einen Spaten zu holen. Mit dem sollte heute noch der Kellerboden aufgegraben werden. Dann waren alle Spuren verwischt, und der Junge einfach verschwunden — verschollen. Das ereignete sich ja oft genug. Niemand würde Verdacht gegen sie schöpfen. — —

Nachdem ihn seine Frau so schroff verlassen, holte sich Meister Pomeisl den für ihn warmgehaltenen Kaffee aus der Herdröhre in der Küche, nahm gemütlich auf dem Sofa Platz und that sich bei Kaffee und Pfeife gütlich, als plötzlich die Ladenthür aufging, und der Wachmann Bachinger hereinkam.

„Hab' die Ehre, Herr Pomeisl," grüßte er mit froher Miene und schüttelte dem Schuster kräftig die Hand. „Da bin ich wieder einmal, um zu schau'n, wie's Ihnen und der Frau Meisterin geht."

„Na, 's könnt' schon besser sein," entgegnete Pomeisl, den Rest seines Kaffees schlürfend. „Die Zeiten wollen halt nit schöner werden. Und wie geht's Ihnen denn, Herr Bachinger?"

„Danke, recht gut," sagte Bachinger, indem er auf Pomeisls Einladung Platz nahm und die Pickelhaube auf den Tisch legte.

„Und der Fräul'n Braut?"

„Ich komm' grad von ihr, wir haben's heut abg'macht, daß in drei Wochen g'heirat't wird."

„Ah, da schau her!" staunte der Schuster mit großen Augen und schlug mit der Hand auf den Tisch. „So bald schon? Ja, warum geht's denn auf einmal so schnell?"

„Na, weil's halt auf einmal geht," lautete die heitere Antwort. „Drei Jahr' hab'n wir eh schon warten müssen. Is das nit lang g'nug?"

„Freilich, freilich is's lang g'nug," bestätigte Pomeisl.

„Ich glaub's, Herr Pomeisl. Aber wo is denn der Schani?"

„Ich weiß nit, wo der Mistbub wieder steckt," polterte der Schuster. „Vielleicht hat ihn meine Alte um was g'schickt oder selber mitg'nommen. Sie is vorhin in 'n Keller gegangen. — Aber warum fragen S' denn nach ihm, Herr Bachinger?"

„Na, halt nur so, wie man halt fragt," erwiderte der Wachmann mit gemachtem Gleichmut, der jedoch von seinem glückstrahlenden Blick Lügen gestraft wurde.

„So?" meinte Pomeisl zweifelnd. „Wirklich nur deswegen? Und wegen sonst nix?"

„Na ja," gestand Bachinger, den es drängte, sein Glück mitzuteilen, „ich hätt' halt was mit ihm zu reden."

„Mit dem Schani?" Meister Pomeisl hob gespannt den Kopf. „Ja, was haben S' mit ihm?"

„Na, drei gute Nummern hat er halt geträumt," versetzte Bachinger mit der Sprache herausrückend, „und hat mir dadurch zu ein' Terno verholfen, weil ich mit ihm g'spielt hab'."

„Is's wahr?" Pomeisl fuhr in die Höhe und stand mit offenem Munde da. „Is's wirklich wahr?"

„So wahr, wie ich da sitz', Meister. Deswegen kann ich jetzt schon meine Lini heiraten. Und das hab' ich nur dem Schani zu verdanken."

Der Schuster stand ein Weilchen ganz verblüfft da. „Na ja, ich glaub's schon, daß S' jetzt leicht lachen haben, Herr Bachinger," sagte er dann neidisch, mit sauersüßer Miene. „Aber wir, meine Alte und ich ... Warum hat denn der Mistbub uns nix davon g'sagt?"

„Hat er ja eh, Herr Pomeisl. Der Frau Meisterin wenigstens hat er's g'sagt und hat sie gebeten, sie soll mit ihm setzen, weil er selber zu wenig Geld g'habt hat; aber sie hat nix davon wissen wollen."

„Dummes Weibsbild!" regte Meister Pomeisl sich auf. „Da hat sie's jetzt davon! Und ich mit ihr — das Nachschau'n! Zum Aus-der-Haut-fahren is's! Aber wie sind denn Sie dazu 'kommen, Herr Bachinger?"

„Wie ich dazu 'kommen bin?" Bachinger erzählte ausführlich seine Begegnung mit dem Lehrling. Pomeisl hörte aufmerksam zu und fand, daß alle Schuld nur auf seiten seines Weibes läge, und er den beiden anderen ihr Glück nicht neiden dürfe.

„Na ja, 's hat halt nit sein söllen," meinte er, als Bachinger zu Ende war, resigniert. „Der Bub hat sich halt aus Respekt vor 'n Meister nit getraut, mir davon

was zu sagen — das is ganz in der Ordnung. Aber meiner Alten werd' ich's nit verzeihen, daß s' so dumm g'wesen is, so ein Glück auszulassen."

Jetzt ging draußen die Thür. Sie hörten das Geräusch von niedergestellten Sachen und Schritten, die sich näherten. Die Zimmerthür ging auf — Frau Pomeisl trat ein.

Sie fuhr sichtlich zusammen, erblaßte und blieb ein Weilchen wie angenagelt stehen, als sie den Wachmann Bachinger vor sich erblickte. Ihre Kniee zitterten in dem furchtbaren Schrecken, der sie erfüllte, und sie konnte kein Wort hervorbringen.

Dem Wachmann fiel das auf; ihrem Gatten, der voll Groll gegen sie war, nicht.

„Wo warst denn so lang?" rief er ihr unwirsch entgegen. „Und wo is denn der Bub? Der Herr Bachinger wart't auf ihn."

Sie fühlte, daß sie sich auffällig mache, und raffte sich gewaltsam auf.

„Weiß ich's?" gab sie in dem an ihr gewohnten belfernden Tone zurück. „Er is heut schon einmal heimlich davong'rennt — weiß der Teufel wohin! Und jetzt vielleicht wieder. Ich war ums Holz und hab' ihn nit g'sehn. Was will denn der Bachinger von ihm? He?"

Sie forschte es mit lauerndem Blick.

„Was er von ihm will?" fuhr der Gatte grimmig auf sie los und streckte ihr die Fäuste entgegen. „Niederschlagen könnt' ich dich, du dummes Weibsbild! Ein'n Terno hat er mit 'n Bub'n g'macht! Das will er von ihm!"

Ihr war's, als hätte sie einen Faustschlag auf den Kopf erhalten. Ihre Beine knickten zusammen, sie wankte, mußte sich stützen und sank schwer auf einen Stuhl; sie saß da mit kreideweißem Gesicht und starrte aus schreckensvollen Augen auf den Wachmann hin.

„Na ja, jetzt is ihr der Schrecken in die Glieder g'fahr'n," polterte der Schuster weiter. „'s Glück so in der Hand zu haben und 's auszulassen!"

Der Wachmann schüttelte leise, fast unmerklich den Kopf. Ihm schien eine andere Erklärung ihres seltsamen Gebarens näher zu liegen. Es konnte nicht der Schrecken über die versäumte Terne sein. Sie sah ja so entsetzt aus, als sähe sie ein Gespenst vor sich.

Und wie sein Blick ganz unwillkürlich an ihr herabglitt, entdeckte sein scharfes Auge einige kleine Blutspritzer auf den weißen Blumen ihrer blauen Schürze.

Und jäh kam eine dunkle Ahnung, ein furchtbarer Verdacht über ihn. Er hatte alle Mühe, sich zusammenzunehmen, um sich durch nichts zu verraten. Doch da es ihn machtvoll antrieb, sich sogleich Gewißheit zu verschaffen, ob seine grauenhafte Vermutung begründet sei, mußte er nur darauf bedacht sein, möglichst unauffällig fortzugehen.

„Regen S' Ihnen nit so auf, Herr Pomeisl," sprach er dem Schuster gütlich zu. „'s laßt sich ja nix mehr ändern. Und Sie sehen ja selber, daß die Frau Meisterin über ihr Pech ganz weg is. Tröſten S' sie lieber — 's thut ihr not, der armen Frau. Und ich" — er griff nach seiner Pickelhaube, indem er sich erhob — „will nit länger stören. Ich schau' halt später wieder her, ob der Schani da is." Er setzte den Helm auf, salutierte stramm und ging gemessenen Schrittes die Treppe hinauf.

Kaum war er aber auf der Gasse, da eilte er im Sturmschritt zu dem Hausthor und den Flur entlang, zum Hausbesorger hinein.

„Herr Hausmeister," wandte er sich an den ältlichen Mann, der eben mit seinem Weibe beim Kaffee saß und zusah, wie seine drei Katzen ihre Milch ausleckten, „ich bitt' Sie, zünden S' schnell die Latern' an und gehn S' mit mir in 'n Keller 'nunter. Ich muß was nachschau'n.

Und Sie, Frau Hausmeisterin, Sie bitt' ich, daß S' zu niemand davon was sagen."

„Was giebt's denn nur, Herr Wachmann?" fragte das Ehepaar wie aus einem Munde.

„Das weiß ich selber noch nit," entgegnete Bachinger achselzuckend. „Deswegen schau' ich ja erst nach und möcht' Sie bitten, Frau Hausmeisterin, beim Hausthor achtzugeben, wer aus und ein geht."

Sie nickte bereitwillig, und er forderte dann ihren Mann auf, die Schlüssel für die Vorlegeschlösser mitzunehmen. Unbemerkt gelangten beide die dunkle Treppe hinab und hielten auf Bachingers Frage nach dem Pomeislschen Keller vor einer der Thüren an.

„Da is er," sagte der Hausmeister. „Soll ich aufsperren?"

Und da der Wachmann bejahend nickte, probierte er die Schlüssel, bis er den richtigen fand. Das Schloß ging auf, sie traten ein. Der Wachmann nahm die Laterne an sich und leuchtete in dem dunklen Raume umher. Er brauchte nicht lange zu suchen. Die hinter dem Kohlenhaufen an der Wand liegenden Waschgeräte lenkten seine Aufmerksamkeit sogleich auf sich.

Mit einem Schritte war er dort und hob den Waschtrog etwas in die Höhe. Beide Männer standen erschüttert vor dem blutbedeckten, leblosen Körper des armen Buben.

„Jesus!" schrie der Hausmeister, aber der Wachmann mahnte ihn sofort zur Ruhe. Er brachte den Waschtrog in die frühere Lage, gab dem Hausbesorger einen Wink und verließ mit ihm den Keller, der wieder sorgfältig versperrt wurde.

„Sie lassen jetzt niemand aus dem Haus mehr hinunter," wies er den noch immer fassungslosen Hausbesitzer in flüsterndem Tone an, „stellen sich selber beim Hausthor auf und geben auf die Schusterin, die Pomeisl, gut

acht. Sollt' sie fortgehn, so gehn Sie ihr nach und lassen sie nit aus den Augen. Verstehen S' mich?"

„Ja, ja, Herr Wachmann," sagte der Hausmeister bedachtsam. „Ich werd' schon aufpassen — und das gehörig."

Wenige Augenblicke später stand er vor dem Hausthor aufgepflanzt und ließ die Thür des Schusters nicht aus den Augen; nachdem er sich durch einen Blick hinein überzeugt, daß die Schustersfrau daheim war; wie es schien, in einem heftigen Streit mit ihrem Mann begriffen.

Währenddessen eilte Bachinger zu dem nächsten Rayonposten, um Meldung von dem geschehenen Verbrechen zu machen.

„Geh gleich hin," sagte er dann zu dem diensthabenden Kollegen, „und mach dort halt, was du glaubst. Ich geh' aufs Kommissariat, die Anzeige zu erstatten, und schick die Kommission hin."

— — — — — — — — — — — — — —

Die Schustersleute waren thatsächlich in einen fürchterlichen Streit geraten und schrieen aufeinander so ein, daß sie den lauten Schall der Thürglocke und die schweren Schritte des ankommenden Polizisten überhörten. Erst als er knapp vor ihnen stand, nahmen sie ihn wahr. Und wie vorhin bei Bachingers Anblick, fuhr die Schustersfrau erschreckt zurück, während ihr Mann verwundert zwar, aber sichtlich harmlos fragte:

„Was verschafft uns denn die Ehr', Herr Wachmann?"

„Ihr Lehrbub soll erschlagen worden sein, Herr Meister," entgegnete der fremde Wachmann nachdrücklich, indem er seine Blicke prüfend von dem Manne auf das Weib gleiten und dieses dann nicht mehr aus den Augen ließ.

Es entging ihm nicht, daß sie abermals heftig zusammenschrak und starr auf ihn hin sah.

„Jesus Maria!" schrie Pomeisl erschrocken. „Der Schani um'bracht! Das is ja gar nit möglich!"

„'s is aber doch so," bestätigte der Wachmann ernsthaft. „Der Hausmeister und mein Kollege Bachinger hab'n ihn im Keller gefunden. Und jetzt" — er richtete den Blick fest auf die Frau — „werden wir halt in den Keller hinuntergehen."

„Ich bin dabei," entgegnete der Schuster, „und du, Weib" — ein furchtbarer Verdacht dämmerte in ihm auf —, „dich frag' ich nur, ob du was davon weißt?"

Sie nahm sich mit verzweifelter Anstrengung zusammen. „Nix weiß ich davon," erklärte sie mit schriller Stimme. „Wie sollt' ich's denn? Ich hab' den Buben seit 'n Nachmittag nit g'sehn!"

„Ich will's hoffen," entgegnete ihr Mann mit einer Stimme, die dumpf und rauh vor unterdrückter Aufregung klang. „Komm alsdann mit. Du hast's ja g'hört, daß wir mit dem Herrn Wachmann in den Keller müssen."

Sie richtete sich mit jähem Ruck empor.

„Na ja, ich geh' schon mit." Ihr Ton klang entschlossen.

Sie gingen, von dem Wachmann, der die Frau scharf im Auge behielt, gefolgt, zunächst zum Hausbesorger, der bei der Ankunft des Polizisten seinen Posten vor dem Thore verlassen hatte. Er und seine Frau schlossen sich den dreien an.

Und dann standen sie alle in dem kleinen Kellerraume, den der gelbliche Kerzenschein in der Laterne des Hausmeisters schwach und trüb erhellte.

„Dort liegt er," sagte der Hausmeister halblaut, indem er auf den umgestürzten Waschtrog deutete.

Von leisem Grauen geschüttelt, traten sie näher hinzu. Der Wachmann hob den Trog leicht in die Höhe; gerade nur so viel, daß die menschliche Gestalt mit dem blutigen Haupt darunter zu erblicken war.

„Er is's, der Schani," sagte der Schuster ergriffen. „Und er is tot — erschlagen!"

„Der arme Bub!“ rief die Hausmeisterin, schlug entsetzt die Hände zusammen und schluchzte auf. „So ein' armen Hascher so elendig hinzuschlachten! O du mein Jesus!“

Die Schustersfrau rührte sich nicht. Sie stand mit herabhängenden Armen und leicht verschlungenen Händen da und dachte nur daran, wie sie das Geldtäschchen mit dem Lotterieschein, das sie eingesteckt, herausbekommen könnte, um es ungesehen wegzuwerfen; allein der Wachmann ließ sie ja nicht aus den Augen.

Er war, nachdem er den Trog gelüftet, sogleich wieder zu ihr getreten und gab auf jede ihrer Bewegungen acht. Da wußte sie, daß sie verloren sei. Denn wenn man den Risconto bei ihr fand, lag es klar zu Tage, daß sie einen Raubmord begangen hatte. Sie gab sich verloren. Das war ihrer gebeugten Haltung, ihrem tief herabgesenkten Kopfe anzusehen.

Ihr Mann trat an sie heran. „Hast du's gethan, Weib? Sag's!“ begehrte er in dumpfem Tone zu wissen.

Sie gab keine Antwort. Nur ihr Haupt sank noch tiefer auf die Brust herab — ein stummes Eingeständnis.

Scheu wichen die Hausmeistersleute vor der Mörderin zurück.

„O du — du!“ brachte Pomeisl erstickt hervor. Seine Hände waren grimmig geballt. „Du —“ Die Stimme versagte ihm. Er wandte sich jäh mit einer Gebärde der Verzweiflung von ihr ab und stürzte davon.

Der Wachmann legte ihr die Hand auf die Schulter, erklärte sie im Namen des Gesetzes für verhaftet und forderte sie auf, mit ihm zu gehen.

Und sie in ihrer inneren Gebrochenheit vermochte kein Wort zu erwidern und ging voran. Die übrigen folgten, der Keller wurde bis zum Eintreffen der polizeilichen Kommission wieder abgesperrt. —

Kaum eine Viertelstunde später war die Polizeikommission zur Stelle, um den Thatbestand im Keller unten aufzunehmen. Und nun erst gewahrte man, daß der Körper des armen Lehrlings noch warm, daß noch Leben in ihm war. Man schaffte ihn zunächst in Pomeisls Wohnung, wo der Arzt ihn verband und ihn auch so weit wieder zum Bewußtsein brachte, daß er auf die Frage nach dem Thäter die verständliche Antwort stammeln konnte: „Die Meisterin.“ Und auf die Frage nach dem Grunde der That: „Der Risconto.“ Dann wurde er wieder bewußtlos und in diesem Zustande ins Krankenhaus geschafft.

Acht Wochen blieb er dort, dann war er völlig geheilt und stand kurz darauf als Zeuge vor den Schranken des Schwurgerichts, welches über seine ehemalige Meistersfrau wegen versuchten meuchlerischen Raubmordes das Urteil zu fällen hatte. Es lautete auf sechsjährigen schweren Kerker und hatte die weitere Folge, daß Meister Pomeisl die gesetzliche Rechtswohlthat für seine Person in Anspruch nahm, seine Ehe gerichtlich scheiden zu lassen.

Schani kam wieder zu seiner Mutter ins Haus.

Sie ließ ihn nicht mehr von sich. Sein Lotteriegewinn hatte sie in die glückliche Lage versetzt, ihren Lebenstraum zu verwirklichen, und sie betrieb nun eine Greislerei. Dabei kann sie ihren Aeltesten gut brauchen. Und später einmal, wenn er zum Mann geworden, will sie ihm das Geschäft übergeben, und er soll Geschäftsmann bleiben.



# Im Paradiese des Quarnero.

## Bilder aus Abbazia. Von Georg Hellbrunn.

Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Das österreichisch-ungarische Küstengebiet an den Südabhängen des Karstes, jenes Landdreieck zwischen Triest, Pola und Fiume, war bis in die neueste Zeit selbst für die meisten Bewohner des Kaiserstaates nicht viel mehr als ein geographischer Begriff. Dalmatien kannte man, schon wegen seiner interessanten Altertümer, weit besser, aber Istrien und der Golf von Quarnero vermochten weder die Archäologen noch die Touristen oder Geschäftsreisenden anzulocken.

Der Quarnero ist ein nordöstlicher Busen des Adriatischen Meeres zwischen Istrien einerseits, dem kroatischen Küstenland und den Quarnerischen Inseln andererseits. Diese Bucht hat schroffe und kahle Felsenufer, aber verschiedene gute Ankerpunkte, darunter das wichtige und rasch aufblühende Fiume, der einzige Seehafen Ungarns. Von den Quarnerischen Inseln sind Veglia, Cherso und Lussin die größten, außer denen nur noch die Eilande Unie und Sansego menschliche Bewohner haben. Im ganzen hat die Westküste des Quarnero oder die Ostküste von Istrien nicht weniger als 294 größere und kleinere Inseln und Riffe aufzuweisen.

Um jene Bucht der Adria herum hat sich nun in letzter

Zeit eine neue, eine österreichisch-ungarische Riviera zu entwickeln begonnen, die ihren italienischen und französischen Schwestern sehr nachdrücklich Konkurrenz macht. Abbazia und Volosca, Ika, Lovrana, Medvea und Moschenizze haben sich zur Sommer- wie zur Winterzeit als Seebäder oder klimatische Kurorte eines rasch zunehmenden Besuches zu erfreuen, und namentlich das reizende Abbazia (sprich: Abbadsía), das vor zehn oder fünfzehn Jahren noch niemand kannte, darf gegenwärtig auf den Rang eines Welt- und Modebades Anspruch erheben.

Dieses Seebad, das seines wunderbar milden Klimas wegen zugleich auch ein mit Recht geschätzter Winterkurort ist, also das ganze Jahr hindurch „Saison“ hat, liegt in der Bezirkshauptmannschaft Volosca (Istrien), vier Kilometer südwestlich von der Station Mattuglie-Abbazia der Südbahnlinie St. Peter—Fiume, in herrlicher, durch den Monte Maggiore (1396 Meter) geschützter Lage unmittelbar am Quarnerobusen.

Der verstorbene Kronprinz Rudolf weilte gern dort, auch zahlreiche Familien des österreichisch-ungarischen Adels kamen nach Abbazia, allgemein bekannt wurden seine Vorzüge aber doch erst seit dem Besuche der deutschen Kaiserfamilie im Jahre 1894. Seitdem ist es ein richtiges Fürstenbad geworden, in dem beispielsweise im Frühjahre 1898 gleichzeitig oder kurz hintereinander das rumänische Königspaar, der Großherzog und die Großherzogin von Luxemburg, der Großherzog von Toscana, Fürst Ferdinand von Bulgarien und seine Mutter, König Alexander von Serbien und andere Fürstlichkeiten weilten. Das rumänische Herrscherpaar war schon wiederholt in Abbazia, und „Carmen Sylva“ äußerte mehrfach ihre Befriedigung darüber, wieder in diesem „Paradiese des Quarnero“ zu weilen. Ihr Gemahl, König Carol, war es, der im Jahre vorher an der Berglehne oberhalb des Ortes einen Felsen entdeckte,



Gesamtansicht von Abbazia. Nach einer Photographie von E. Jelussich.

von dem man die reizvollste Gesamtaussicht auf Abbazia und den Quarnero genießt. Er hat eine prächtige Weganlage nach dem Felsplateau herstellen lassen und sie darauf dem dortigen Verschönerungsverein überwiesen; der Felsen selbst wurde „Königin Elisabeth-Fels“ getauft.

Es ist in der That keine Uebertreibung, wenn man jenes köstliche Fleckchen Erde als ein Paradies bezeichnet, und man kann nur darüber staunen, daß es so lange Zeit hindurch verhältnismäßig unbekannt geblieben ist. „Niemand wußte,“ schreibt eine Oesterreicherin, „daß zu Füßen des entwaldeten Karstes der Eingang in liebliche Thäler zu finden sei; daß die launische, boradurchwühlte Adria dort stille, lorbeerumbuschte Buchten bildet, wo die schaumgekrönten Wogen sich wohlig an Reben- und Rosengelände schmiegen, auf den fischreichen Wassern tiefrote und orangefarbene Segel gleiten und in manch lauer, mondvergessener, leis atmender Lenznacht der Quarnero die Walstatt erbitterter Kämpfe der heimischen Fischer mit fremden aus Chioggia oder noch weiter hergekommenen Strandleuten ist.“

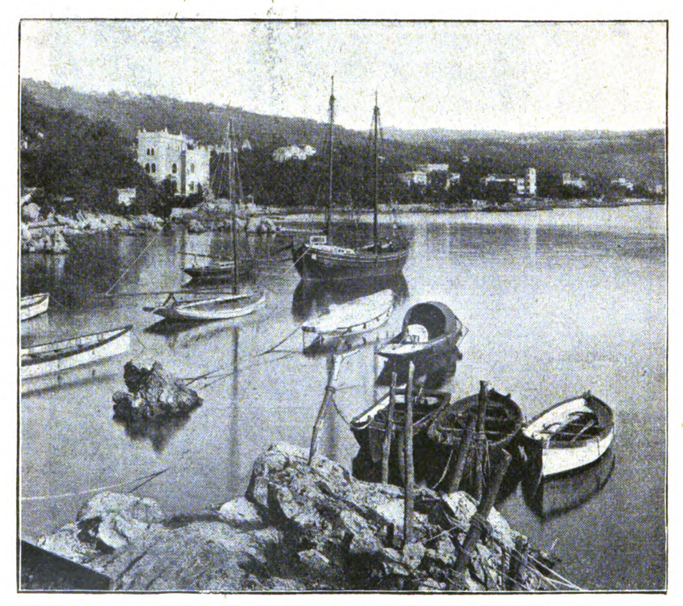
Abbazia ist die letzte Station der Südbahnstrecke Wien—Fiume. Fiume bildet den Mittelpunkt des Quarnero und ist nicht nur ein Hauptort des Schiffbaues, sondern auch einer der bedeutendsten Handelsplätze Oesterreich-Ungarns, durch den das Innere der im Osten gelegenen Teile der Monarchie, besonders Ungarn mit seinen Nebenländern Kroatien und Slavonien, am Weltverkehr teilnimmt.

Handel, Industrie und Seeverkehr sind in der überaus schön gelegenen Stadt sehr bedeutend und haben sich während der letzten zwei Jahrzehnte in wahrhaft überraschender Weise gehoben. Nicht minder interessant ist Fiume durch seine historischen Erinnerungen. Zuerst war jene Gegend, so weit die geschichtliche Kunde zurückreicht, von Phönikern bewohnt, später von Palasgern, Etruskern



Blick auf den Quarnerogolf.

und Japiden, bis letztere von den Liburniern verdrängt wurden. Unter der Römerherrschaft gehörte Fiume zu Illyrien, bis es gegen Ende des 5. Jahrhunderts durch Theoderich Italien einverleibt wurde. Später ließ es Karl der Große nach der Eroberung durch eigene Her-



Hafenpartie.

zoge regieren, dann wurde es nacheinander ein Lehen der Patriarchen von Aquileja, der Grafen v. Duino und der Herren v. Valsa oder Walsee, welche Vasallen der Herzoge von Oesterreich waren. Der Bischof von Pola belehnte 1139 die Grafen v. Duino mit Fiume, und diese blieben im Besitze der im Mittelalter St. Veit am Flaum genannten Stadt bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Robert, der letzte Herr v. Walsee, trat sie 1471

an Kaiser Friedrich III. ab, der sie zu einer habsburgischen Domäne machte. Unter Maria Theresia kam Fiume 1776 an Kroatien und drei Jahre darauf an Ungarn. Nach der französischen Occupation gelangte es 1814 unter österreichische Herrschaft, bis Kaiser Franz I. es 1822 wiederum Ungarn zuteilte, mit dem es nach nochmaliger Trennung im Jahre 1849 dann 1870 endgültig vereinigt worden ist.



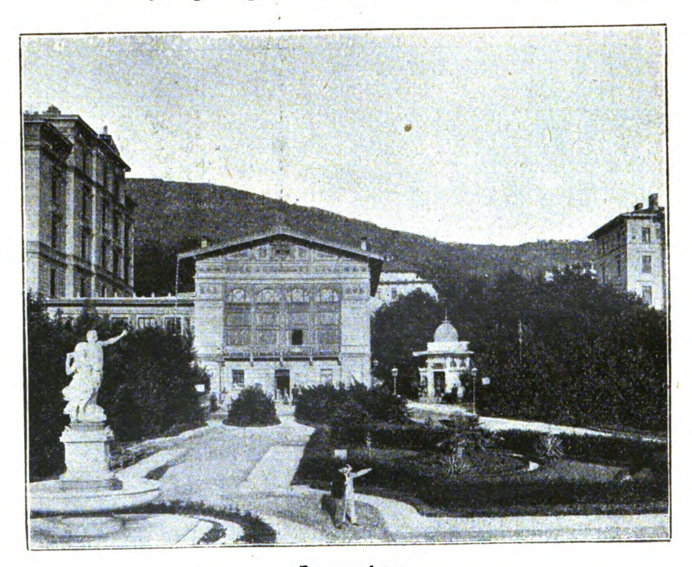
Die Kirche der ehemaligen Abtei di S. Giacomo al Palo.

Ein prächtiger Fahrweg führt von Fiume längs des Meeres nach Abbazia, das man zu Wagen in fünf Viertelstunden erreicht. Auch von der Bahnstation Mattuglie-Abbazia, wo stets Wagen und Hotelomnibus halten, zieht sich eine gute Fahrstraße hin. Endlich unterhalten Lokaldampfer von Fiume aus eine tägliche drei- bis viermalige Verbindung mit Abbazia, unter Berührung von Volosca, einem hübschen am Meere gelegenen Städtchen.

Der Fahrweg von Fiume führt über den istrischen Grenzort Cantrida bis an den Fuß der Gebirgskette, um bei Prelucca, wo bedeutende Thunfischereien sind, und die

großen Steinbrüche für die Fiumianer Hafenbauten sich befinden, sich nach Süden zu wenden. Bald ist Volosca erreicht, das zahlreiche schöne Landhäuser aufzuweisen hat, und dessen meist weiß getünchte Häuser vom Strande aus amphitheatralisch emporsteigen.

Weiterhin gelangt man nun auf einem reizenden Wege,



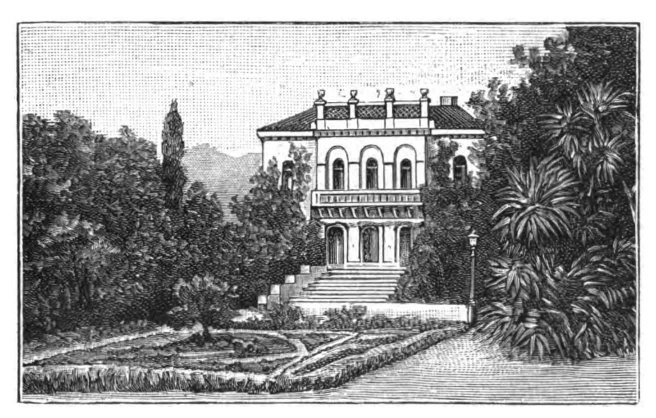
Brunnenplatz.

der sich zwischen Lorbeergebüsch und Oliven-, Eichen- und Kastanienbäumen dahinzieht, und an dem auch mehrere in neuerer Zeit gebaute elegante Villen sich erheben, nach dem Kurort Abbazia, zu dem außerdem ein vom österreichischen Touristenklub, Sektion Abbazia, angelegter Strandweg führt.

Seinen Namen trägt der Ort, der auf dem besten Wege ist, ein zweites Nizza zu werden, von der gegen Ende des 14. Jahrhunderts dort errichteten Benediktinerabtei

S. Giacomo al Palo, denn das italienische Wort für „Abtei" heißt eben „Abbazia". Das Kloster ging später in die Hände der Jesuiten über und wurde 1773 vom Staate eingezogen; die kleine Kirche erhebt sich noch gegenwärtig unmittelbar am Strande, während das Kloster selbst verfiel.

Auch Abbazia war zu einem armseligen Fischernest mit wenigen Hütten herabgesunken, als Anfang der vierziger



Villa Angiolina.

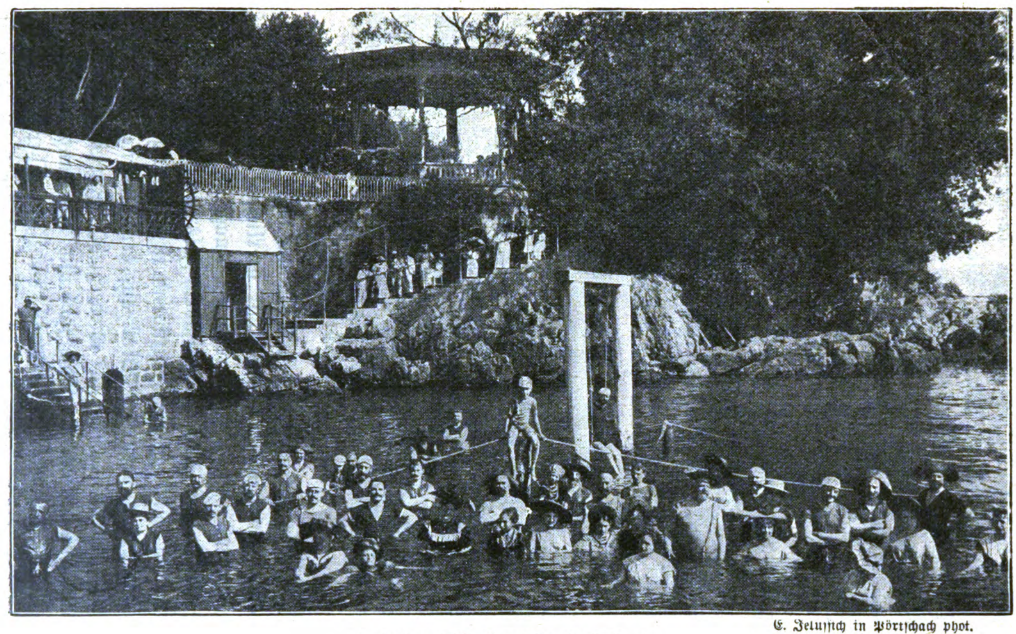
Jahre unseres Jahrhunderts ein reicher Handelsherr aus Fiume, Ritter Ignaz v. Scarpa, ein Schwiegersohn des Finanzministers Baron Bruck, auf die landschaftlichen Reize der Gegend aufmerksam wurde und den größten Teil des Ortes ankaufte. Er ließ die anmutige Villa Angiolina dicht am Meer erbauen, die später in den Besitz des Grafen Chorinsky überging und dann von der österreichischen Südbahngesellschaft angekauft wurde, der jetzt beinahe ganz Abbazia gehört. Von den Terrassen der Villa Angiolina genießt man eine entzückende Aussicht auf den Golf und die Quarneroinseln; an das Haus schließen sich prächtige

Garten- und Parkanlagen mit Kamelien, Myrten, Magnolien und Lorbeergebüschen.

Die Südbahngesellschaft hat auch zwei große, mit allem Komfort ausgestattete Gasthöfe, Hotel Quarnero und Hotel Kronprinzessin Stephanie, mit verschiedenen Dependancen errichten lassen, sowie die Villa Amalia, die Kaiser Wilhelm II. und die Kaiserin Auguste Viktoria bei ihrem Aufenthalte in Abbazia bewohnten, während die kaiserlichen Kinder mit ihren Lehrern und Erziehern in der Villa Angiolina untergebracht waren. Zwischen der letzteren Villa und dem Quarnerohotel liegen die Seebäder; in dem unmittelbar am Ufer gelegenen Musikpavillon finden häufig Konzerte statt. Der Meeresgrund besteht aus weichem, feinkörnigem Sande, und die Temperatur des Wassers beträgt im Sommer 20 bis 22 Grad Celsius. Um den Kurgästen aber auch während des Winters das Schwimmen im Meerwasser zu ermöglichen, soll noch eine Warmbadeanstalt mit Schwimmbassin errichtet werden.

Das neuerbaute prächtige Kasino ist dazu bestimmt, einen gesellschaftlichen Vereinigungspunkt für die Kurgäste zu bilden, der bisher noch mangelte und nur notdürftig durch das Café Quarnero ersetzt wurde. Fortwährend wächst die Zahl der Privatvillen, die durchweg mit Vorgarten oder Park versehen sind. Ferner ist vorhanden ein k. und k. Offiziershaus, das die Südbahn anläßlich des vierzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers bauen ließ; die Kuranstalt „Quisisana“ mit ausgedehnten Parkanlagen; ein Touristenhotel mit Meerbädern und ein das ganze Jahr geöffnetes, trefflich geleitetes Kindersanatorium, das an einem der schönsten Punkte Abbazias, an dem oben erwähnten Strandwege nach Volosca, etwa acht Minuten vom Landungsmolo und von dem großen Parke entfernt liegt. Prächtig ist der Brunnenplatz.

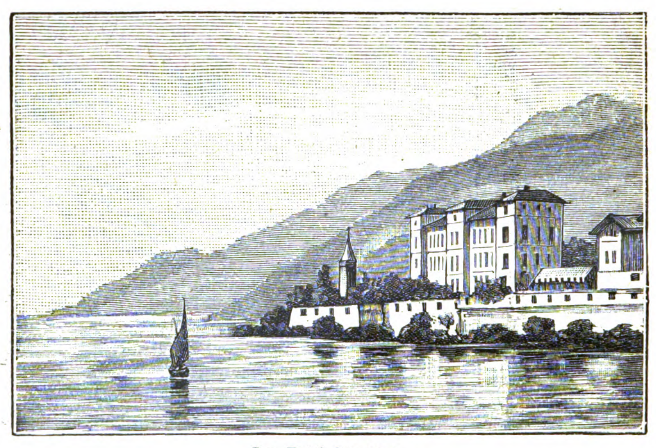
Die Straßen von Abbazia sind elektrisch beleuchtet;



E. Jelussich in Pörtschach phot.

Seebad und Musikpavillon in Abbazia.

gutes und reichliches Trinkwasser beschafft eine Wasserleitung vom Monte Maggiore. Die gewaltige Masse dieses Berges hält im Winter die kalten Winde ab, so daß man selbst im Januar seine Strandpromenade ohne Ueberzieher machen kann. In der heißen Jahreszeit aber gewähren die Lorbeerhecken des ausgedehnten Parkes Schatten. Solche schattigen Laubgänge ziehen sich auch noch überall ein gutes



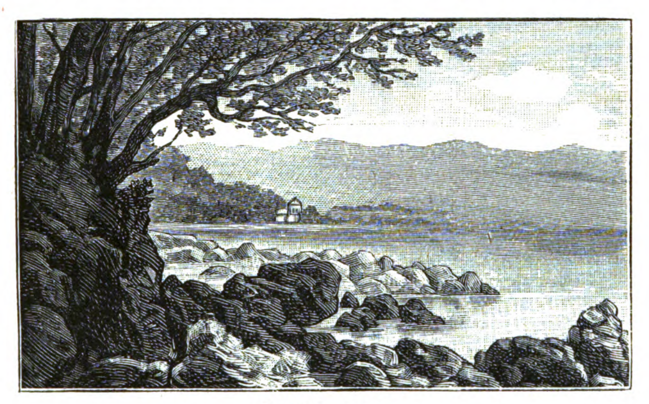
Das Hotel Quarnero.

Stück den Berg hinan, so daß man ohne Beschwerde die zahlreichen Aussichtspunkte mit herrlichen Fernsichten auf Berg und Gestade zu erreichen vermag.

Von dem „Königin Elisabeth-Fels" ist schon die Rede gewesen; nicht minder entzückend ist die Aussicht von der Aurorahöhe oder der Blick auf den Quarnerogolf, den unsere Ansicht auf S. 131 wiedergiebt. Zur Rechten schaut man auf den Monte Maggiore und das ganze in Istrien verlaufende Gebirge, links ist die Insel Cherso sichtbar.

Im Hafen finden Freunde des Wassersports jederzeit Kähne und Boote zu Ruderpartien und Segelfahrten. Von

diesem Punkte des Gestades gewahrt man in der Ferne das Städtchen Castua (nordwestlich von Fiume), das durch seine interessanten römischen Altertümer wie durch seine malerische Lage zu Ausflügen lockt. Auch in Abbazia selbst und seiner nächsten Umgebung fehlt es nicht an den herrlichsten Promenaden und Spaziergängen. In einer romantischen Felsschlucht entspringt die Wrutkiquelle, und prächtige, immergrüne Lorbeerwäldchen durchsetzen den ganzen

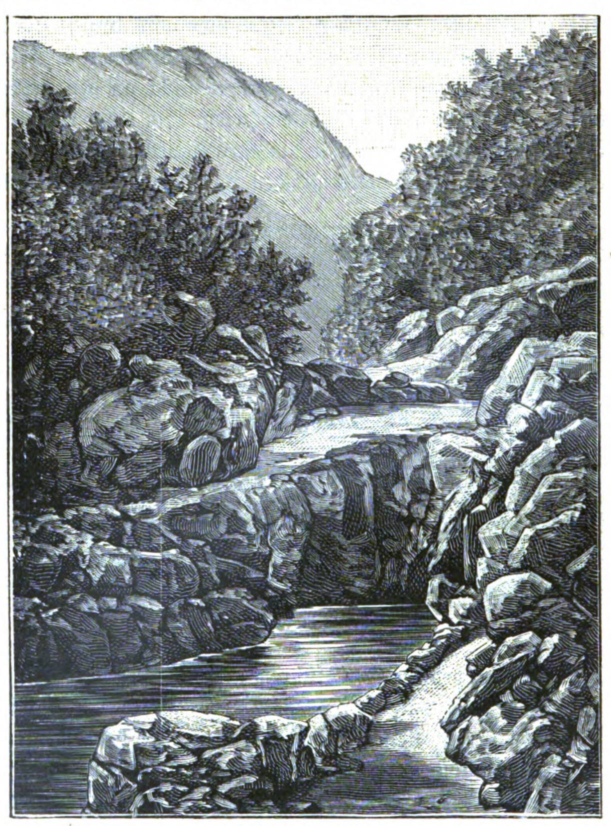


Der kleine Hafen.

Ort. Strandpromenaden führen auch in südlicher Richtung über Icici nach dem freundlichen Dörfchen Ika mit einer Werft für kleinere Schiffe. Auch hier findet man ein gutes Gasthaus mit Pension dicht am Meeresufer; wer Istrianer Weine (Refosco, Terrana) kosten will, findet dazu Gelegenheit in einem freundlichen Wirtshause rechts von der Fahrstraße.

Nach einer weiteren halben Stunde gelangt der Strandwanderer nach Lovrana, einem wohlhabenden Orte mit kleinem Hafen und einer Schiffswerft. Lovrana ist auf dem Wege, ein Konkurrent von Abbazia zu werden; es liegt

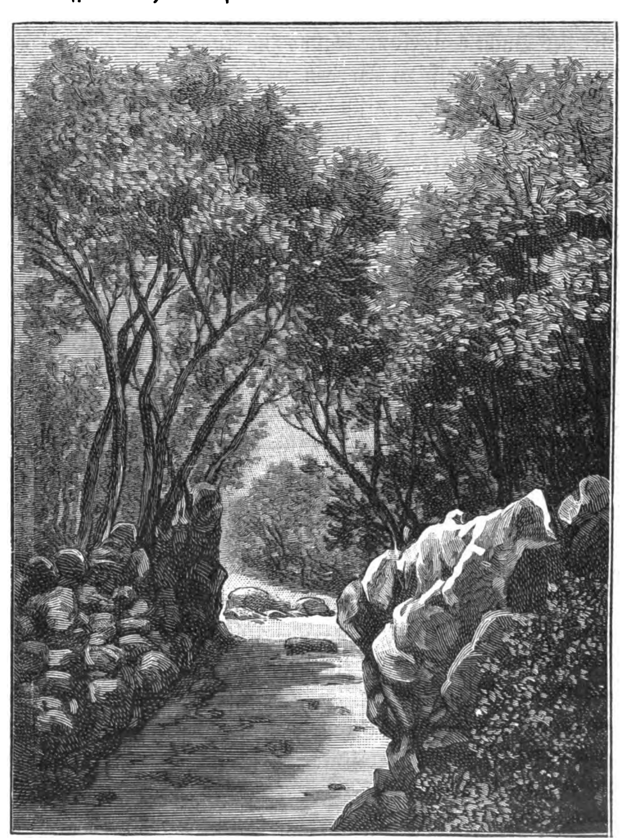
auch in der That vielleicht noch schöner als jenes auf einer Höhe am Strande zwischen seinen Wäldern von Kastanien-



Die Wrutkiquelle.

und Feigenbäumen, aus deren Grün zahlreiche Landhäuser traulich hervorschauen. Die belgische Schlafwagengesell-schaft hat dort viel Gelände angekauft und läßt ein groß-artiges Hotel aufführen, das etwa 300 Zimmer, große

Gesellschaftsräume und gegen das Meer hin geräumige Terrassen enthalten soll.



Spaziergang durch den Lorbeerwald von Abbazia.

Noch weiterhin liegt Moschenizze, teils am Strande, teils auf einer grünen Anhöhe, von der aus der Blick auf den Golf besonders schön ist. Neben der Pfarrkirche befindet sich eine niemals versiegende Quellenzisterne. Wem

nun diese Strandwanderungen nach Süden und nach Norden (über Volosca) noch nicht genügen, der mag das Meer zu Hilfe nehmen, um das nicht mindere Reize bietende Ostufer der Bucht von Fiume kennen zu lernen, dessen Scenerien vielfach den nordischen Fjorden und Schären ähneln, oder die Inseln Cherso, Lussin und Veglia besuchen. Cherso und Lussin waren in früherer Zeit durch einen Isthmus verbunden und hießen im Altertume Absyrtis. Die Sage läßt Jason und Medea auf ihrer Heimfahrt nach Griechenland auf jenen Felseneilanden weilen und den Göttern opfern.

Höchst interessant ist die Vielsprachigkeit an den Gestaden des Quarnero. In Fiume ist die Amtssprache das Ungarische; die Bewohner reden teils italienisch, teils kroatisch, und die Gebildeten verstehen außerdem Deutsch. In den Ortschaften, die wir am Gestade von Abbazia durchwandern, ist die Umgangssprache Italienisch, fast alle Namen sind jedoch fraglos slawischen Ursprungs. Offenbar ist somit das Slawische zuerst dagewesen und später durch das auf dem Wasserwege hinzugekommene Italienische verdrängt worden.

Nicht unerwähnt bleibe zum Schluß, daß man auch bereits eine Bahnverbindung von Abbazia beziehungsweise Lovrana mit Mattuglie in Aussicht genommen hat, um den Besuch dieser so mächtig aufblühenden Orte noch bequemer zu machen. Es liegen mehrere Pläne dafür vor; jedenfalls soll die Linie in ziemlicher Höhe geführt werden. Nach einem jener Projekte würde die Verbindung mit der Station Abbazia durch einen riesigen Elevator oberhalb des Hotels Stephanie bewerkstelligt werden, und zwar für den Personenverkehr wie für den Frachtentransport.

Die Bahn soll dann von diesem Punkte, ohne nach Abbazia selbst hinabzusteigen, auf der Höhe nach Ika, viel-

leicht auch nach Lovrana weitergeführt werden. Die erstere Trace müßte, wie man mit Recht hervorgehoben hat, eine große Bedeutung für den Handel erlangen, da jene Bahn im Falle des Ausbaues des Hafens von Ika dann den wirtschaftlichen Verkehr Dalmatiens mit den innerösterreichischen Ländern vermitteln würde.





# Familie und Haus

## nach dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von Lorenz Stüben.

(Nachdruck verboten.)

### VIII. Erbrecht und letztwillige Verfügung.

Das Erbrecht ist im B.G.B. besonders ausführlich behandelt, es nimmt nicht weniger als 464 Paragraphen in Anspruch. Wir müssen uns daher bei seiner Besprechung auf die wichtigsten Bestimmungen über Erbfolge, rechtliche Stellung des Erben, Testament und Pflichtteil beschränken.

Mit dem Tode einer Person geht deren Vermögen auf einen oder mehrere Erben über (Paragraph 1922). Nur ein zur Zeit des Erbfalles Lebender kann Erbe werden. Ob die Beerbung eines Verstorbenen nach den bisherigen Vorschriften der Landesgesetze oder nach dem B.G.B. erfolgt, richtet sich nach dem Zeitpunkt seines Todes. Ist der Tod vor dem 1. Januar 1900 eingetreten, so bleibt das frühere Recht in Kraft. Auch für das Erbrecht des Ehegatten ist es oft von entscheidender Bedeutung, ob die früheren Landesgesetze noch beim Tode in Anwendung bleiben. Dies ist der Fall in allen Ehen, die vor dem 1. Januar 1900 geschlossen sind und in denen

das eheliche Güterrecht Vorschriften über das Erbrecht der Eheleute giebt, wie dies beispielsweise bei der allgemeinen Gütergemeinschaft zutrifft.

Wenn jemand ohne Hinterlassung eines Testamentes oder eines Erbvertrages stirbt, so geht die Erbschaft auf die gesetzlichen Erben über. Diese teilt das B.G.B. in fünf Ordnungen oder Klassen ein. Die näheren Verwandten schließen die entfernteren von der Erbfolge aus.

Gesetzliche Erben der ersten Ordnung sind die Kinder des Erblassers. Sie erben zuerst und vor ihren eigenen Kindern, den Enkeln des Erblassers. Sie übertragen bei ihrem Tode das ihnen zustehende Erbrecht auf ihre Kinder oder, wie man dies nennt, die Erbfolge geschieht nach Stämmen. Ein Beispiel wird dies klar machen.

Der Kaufmann Harms hat aus der Ehe mit seiner verstorbenen Frau vier Kinder: Ernst, Alexander, Erna und Emil. Alexander ist vor dem Vater aus dem Leben geschieden und hat zwei Kinder, Felix und Georg, hinterlassen. Die Hinterlassenschaft des Kaufmanns beträgt 360,000 Mark. Seine Kinder Ernst, Erna und Emil erben jedes 90,000 Mark; die Enkel Felix und Georg an Stelle ihres Vaters zusammen 90,000 Mark.

Die gesetzlichen Erben zweiter Ordnung sind die Eltern des Erblassers und seine Geschwister oder deren Abkömmlinge Die Eltern gehen den Geschwistern vor, und zwar erben die Eltern jedes für sich und zu gleichen Teilen. Ist der Vater oder die Mutter des Erblassers ohne weitere Abkömmlinge gestorben, so erbt der Ueberlebende allein.

Der unverheiratete August Ladig hinterläßt bei seinem Tode 120,000 Mark. Sein Vater ist Witwer, hat aber außer August noch zwei Kinder, Elsa und Friedrich. Diese drei sind Erben, und zwar erben sie dergestalt, daß der Vater 60,000 Mark, Elsa und Friedrich an Stelle der verstorbenen Mutter jedes 30,000 Mark erhalten. Wäre

der Vater beim Tode des August schon gestorben, so würden die Geschwister jedes 60,000 Mark bekommen.

Die Erben dritter Ordnung sind die Großeltern und deren Abkömmlinge; die Erben vierter Ordnung sind die Urgroßeltern und deren Abkömmlinge, und die gesetzlichen Erben fünfter Ordnung die entfernteren Voreltern des Erblassers und deren Abkömmlinge. Immer geht der nähere Verwandte dem entfernteren vor. Wer in der ersten, zweiten oder dritten Ordnung verschiedenen Stämmen angehört, erhält den in jedem dieser Stämme auf ihn entfallenden Erbteil, gleich als ob er so viel verschiedene Personen in sich vereinigte.

Das gesetzliche Erbrecht des überlebenden Ehegatten überweist ihm verschiedenartige Erbteile, je nachdem er mit Verwandten des Verstorbenen und mit welchen Graden derselben zusammen erbt. Sind beim Tode des Ehemannes Kinder vorhanden, so erbt die Ehefrau ein Viertel, die Kinder zusammen drei Viertel der Erbschaft. Stirbt der Ehemann ohne Kinder, leben aber außer der Ehefrau noch seine Eltern, seine Geschwister oder Großeltern, so steht der Frau die Hälfte, den Eltern oder den Geschwistern oder den Großeltern die andere Hälfte zu, und zwar in der eben angegebenen Reihenfolge. Leben von den Großeltern des verstorbenen Mannes nur noch die der väterlichen oder der mütterlichen Seite, und von der anderen Seite sind noch weitere Abkömmlinge da: Onkel, Tanten des Erblassers und deren Kinder, so erbt die Ehefrau, wie im entgegengesetzten Fall der Ehemann, auch noch den Teil der Erbschaft, den diese Abkömmlinge der Großeltern eigentlich erhalten müßten. Nach dem Willen des Gesetzes soll eben der hinterlassene Ehegatte diesen entfernteren Verwandten vorgehen. Danach stellt sich ein solcher Erbfall praktisch und zahlenmäßig, wie folgt:

Der Hausbesitzer Kolmar hinterläßt 160,000 Mark. Seine Ehefrau hat 40,000 Mark, jedes seiner vier Kinder

30,000 Mark zu beanspruchen. Bei kinderloser Ehe erhält Frau Kolmar 80,000 Mark. In die anderen 80,000 Mark würden sich dann die zwei Schwestern des Verstorbenen und sein noch lebender Vater zu teilen haben und zwar so, daß der Vater 40,000 Mark, jede der Schwestern 20,000 Mark erhält. Hat Frau Kolmar aber bei kinderloser Ehe die Erbschaft nur mit den Großeltern des Mannes zu teilen, so stehen ihr 80,000 Mark als Hälfte zu und den Großeltern ebenfalls zusammen 80,000 Mark. Leben aber nur noch die Großeltern des verstorbenen Mannes von seiten seines Vaters, dagegen von den Großeltern mütterlicherseits noch Abkömmlinge, so erben die Großeltern nur 40,000 Mark, und Frau Kolmar erbt neben den 80,000 Mark, die ihr als Ehefrau zufließen, auch noch die 40,000 Mark, die den Großeltern des Mannes mütterlicherseits zugefallen sein würden, wenn sie noch am Leben wären. Sind Verwandte erster und zweiter Ordnung — also Kinder, Eltern, Geschwister und Geschwisterkinder des Kolmar — bei seinem Tode nicht mehr vorhanden, leben auch seine Großeltern nicht mehr, so erbt Frau Kolmar den gesamten Nachlaß (Paragraph 1931).

Wenn die Erbschaft zwischen dem überlebenden Ehegatten und seinen Kindern geteilt wird, so gehört alles zu der Erbschaft, was vorhanden ist, das bare Geld, Grundstücke, Möbel u. s. w. Erbt er jedoch mit anderen Verwandten des Verstorbenen zusammen, so hat der Ehegatte ein sogenanntes Voraus zu erhalten, das dann aus der Erbschaft als sein alleiniges Eigentum ausscheidet (Paragraph 1932). Dieses Voraus umfaßt die gesamten Hochzeitsgeschenke und die zum ehelichen Haushalt gehörenden Gegenstände, letztere mit Ausnahme derer, die Zubehör eines Grundstückes sind. Hat jedoch ein Ehepaar von einem Verwandten ein Grundstück zur Hochzeit als Geschenk erhalten, so nimmt der Ueberlebende dies ebenfalls mit zum Voraus.

Bei Ehen unter verwandten Personen kann es vorkommen, daß der erbberechtigte Ehegatte doppelt erbt. Der Landrichter Bilz hat seine Nichte geheiratet. Er hinterläßt bei seinem Tode ein Vermögen von 60,000 Mark. Darin haben sich zu teilen: seine Ehefrau und die drei Kinder seines verstorbenen Bruders. Die Frau erbt als solche die Hälfte der Erbschaft mit 30,000 Mark, als Bruderstochter des Erblassers 10,000 Mark, zusammen 40,000 Mark.

Das Erbrecht des überlebenden Ehegatten, sowie der Anspruch auf das Voraus geht verloren, wenn der verstorbene Ehegatte zur Zeit seines Todes eine begründete Klage auf Scheidung oder auf Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft erhoben hatte (Paragraph 1933). Die Erben eines während des Scheidungsprozesses verstorbenen Ehegatten können also in die Lage kommen, den Prozeß an Stelle des Verstorbenen weiterführen zu müssen, wenn sie glauben, ein Verschulden des beklagten Teiles nachweisen zu können, welches zur Ehescheidung ausgereicht haben und damit auch den Verlust des Erbrechtes begründen würde.

Wird zu einer Erbschaft weder ein Verwandter noch ein Ehegatte des Verstorbenen ermittelt, so ist der Fiskus des Bundesstaates, dem der Erblasser zur Zeit seines Todes angehörte, oder wenn er — wie dies vorkommen kann — ein Deutscher war, der keinem Bundesstaate angehörte, der Reichsfiskus Erbe. —

Der Erbe oder eine Mehrzahl von Erben haben nun auch eine Reihe von Verbindlichkeiten zu erfüllen, die das B.G.B. ihnen auferlegt. Der Erbe hat zuvörderst die Pflicht, dem verstorbenen Teil eine standesgemäße Bestattung zu gewähren (Paragraph 1968). Ferner muß er den Familienangehörigen, die zur Zeit des Todes des Erblassers zu dessen Hausstande gehörten und von

ihm ganz oder teilweise Unterhalt bezogen, noch dreißig Tage nach dem Eintritt des Erbfalles in demselben Umfange, wie der Verstorbene es gethan hat, Unterhalt gewähren und ihnen die Benutzung der Wohnung und der Haushaltungsgegenstände gestatten.

Die Erbschaft umfaßt das gesamte Vermögen des Erblassers nach Abzug der Beerdigungskosten und der etwa vorhandenen Schulden. Oft entsteht zwischen den hinterlassenen Ehegatten und den übrigen Erben Streit darüber, ob der Wert einer im Nachlaß vorgefundenen Versicherungspolice zur Erbschaft gehört, oder ob der überlebende Ehegatte sie zu beanspruchen hat. Es kommt hierbei allein auf den Wortlaut der Police an. Ist die Versicherung ausdrücklich derart abgeschlossen, daß die Zahlung der versicherten Summe im Todesfall an die Frau geschehen sollte, so hat die Versicherungssumme nichts mit der Erbschaft zu thun, sie gleicht dann einer zu Lebzeiten geschehenen Schenkung. Die Frau hat das Geld zu bekommen, und es wird ihr auf die Erbschaft nicht angerechnet. Es haftet auch nicht für die Schulden des Verstorbenen. Ist aber eine bestimmte Person in der Police nicht genannt, so fließt die Summe in die Erbschaft.

Jeder Erbe kann innerhalb einer Frist von sechs Wochen, von dem Zeitpunkte an gerechnet, zu dem er Kenntnis von der Erbschaft erhalten hat, diese ausschlagen. Die Frist zur Erklärung über die Ausschlagung der Erbschaft verlängert sich auf sechs Monate, wenn der Erblasser seinen letzten Wohnsitz im Auslande hatte, oder wenn sich der Erbe im Auslande aufhält.

Wenn der Erbe die Erbschaft nicht ausschlägt, so gehen auch die Schulden des Erblassers und seine sonstigen Verpflichtungen auf den Erben über. Darum ist es nötig, daß ein Erbe sich rechtzeitig über den Umfang der Erb-

schaft unterrichtet, da er andernfalls erheblichen Vermögensschaden erleiden kann. —

Die gesetzliche Erbfolge tritt nur ein, wenn ein Erblasser ohne Errichtung einer letztwilligen Verfügung stirbt. Als solche letztwillige Verfügungen kennt das B.G.B. das Einzeltestament, das gemeinschaftliche Testament zwischen Eheleuten und den Erbvertrag. Entmündete sind nicht testierfähig.

Das Einzeltestament kann nach Paragraph 2231 in ordentlicher Form errichtet werden:

1. vor einem Richter oder vor einem Notar (öffentliches Testament);

2. durch eine von dem Erblasser unter Angabe des Ortes und des Tages eigenhändig geschriebene und unterschriebene Erklärung (Privattestament). Doch müssen Minderjährige und Personen, die Geschriebenes nicht lesen können, die erstere Form wählen. Andernfalls tritt in beiden Fällen Ungültigkeit des Testamentes ein.

Das öffentliche Testament wird entweder vom Richter unter Mitwirkung des Gerichtsschreibers und zweier großjährigen Zeugen oder vor dem Notar unter Zuziehung eines zweiten Notars und zweier Zeugen gemäß der mündlichen Erklärung des Testierenden niedergeschrieben, oder der Testierende übergiebt dem Richter oder dem Notar nach seiner Wahl eine offene oder verschlossene Schrift mit der mündlichen Erklärung, daß diese Schrift seinen letzten Willen enthalte (Paragraph 2246).

Der wohl zu beachtende Unterschied zwischen dem öffentlichen und dem Privattestament liegt also darin, daß das letztere von dem Testierenden vollständig von Anfang bis zu Ende eigenhändig geschrieben sein, die eigenhändige Unterschrift des Verfassers und neben der Ortsbezeichnung Monat, Tag und Jahr der Errichtung enthalten muß, während das öffentliche Testament überhaupt nicht ge-

schrieben zu sein braucht oder von irgend jemand anders geschrieben sein kann. Die Hauptsache bei dem letzteren ist die von dem Testierenden selbst abgegebene Erklärung, die von dem Richter oder dem Notar beglaubigt wird.

Wenn auch die Errichtung eines Testamentes vor dem Richter oder Notar unbequemer sein mag als die einfache Niederschrift des letzten Willens, so gewährleistet doch die Mitwirkung dieser amtlichen Personen, daß das Testament nach dem Tode des Erblassers am gehörigen Orte zu finden ist, und daß Fehler in der Form vermieden werden.

Ein unverheirateter Gelehrter wünscht über sein Vermögen von 50,000 Mark zu verfügen. Seit zwanzig Jahren leitet eine entfernte Verwandte, Fräulein Luise Tornow, seinen Hausstand, und er hat den Wunsch, daß sie nach seinem Tode vor Mangel geschützt sei. Würde er ein Testament nicht hinterlassen, so würde der einzige Sohn seines verstorbenen Bruders, ein heruntergekommener Mensch, das gesamte Vermögen erben. Der Gelehrte kann sich jedoch nicht dazu entschließen, ein öffentliches Testament zu machen, weil es ihm peinlich ist, vor anderen Personen diese Angelegenheit zu besprechen. Er testiert deshalb in einem Privattestament, und zwar in der Weise, daß sein Neffe von ihm nur mit 15,000 Mark bedacht wird, während er Fräulein Tornow 35,000 Mark vermacht. Von diesem Privattestament macht der Testator der Haupterbin Mitteilung.

Nach dem Tode des Professors ist trotz gründlichen Suchens ein Testament nicht zu finden. Der Neffe als nächster gesetzlicher Erbe nimmt danach den gesamten Nachlaß in Besitz. Fräulein Tornow hat nach der gesetzlich bestimmten Frist von dreißig Tagen die Wohnung zu räumen. Der Neffe des Professors, jetzt im Besitz reichlicher Mittel, beginnt ein richtiges Lotterleben. Bei einem Gelage verrät er in der Trunkenheit einem Zechgenossen, daß er vor

wenigen Tagen in einem Buche der Bibliothek des Verstorbenen ein Testament desselben gefunden, dasselbe aber schleunigst in den Ofen gesteckt habe. Fräulein Tornow erhält Mitteilung von dieser Aeußerung, die von dritten gehört worden ist. Sie zeigt den Neffen wegen Vernichtung einer Urkunde an. Der Untersuchungsrichter veranlaßt eine Haussuchung in der Wohnung des Neffen. In dem Ofen werden die Reste des Testamentes gefunden, und der Neffe wandert wegen seiner Strafthat nach Paragraph 274 des Strafgesetzbuches ins Gefängnis.

Fräulein Tornow erbt nun den ganzen Nachlaß. Der Neffe verliert nicht nur sein Erbrecht, sondern auch das ihm ausgesetzte Legat von 15,000 Mark, weil er sich nach Paragraph 2339 als erbunwürdig gezeigt hat.

Uebrigens kann auch ein Privattestament nach Paragraph 2248 unter denselben Formalitäten wie ein öffentliches Testament in amtliche Verwahrung gegeben werden.

Unter außerordentlichen Verhältnissen kann ein öffentliches Testament errichtet werden ohne die in Paragraph 2246 vorgeschriebenen Formen. Vor dem Gemeindevorsteher (Bürgermeister) oder Gutsvorsteher und zwei Zeugen kann ein Testament rechtsgültig erklärt werden, wenn zu besorgen ist, daß der Erblasser früher sterben werde, als die Errichtung eines Testamentes vor einem Richter oder vor einem Notar möglich ist (Paragraph 2249). An Orten, die wegen einer herrschenden Seuche oder infolge sonstiger außerordentlicher Umstände abgesperrt sind, so daß die Errichtung eines Testamentes in der gesetzlichen Form erschwert ist, kann vor denselben Personen oder sogar durch mündliche Erklärung vor drei Zeugen ein Testament gemacht werden (Paragraph 2250). Auch an Bord eines deutschen, nicht zur kaiserlichen Marine gehörenden Fahrzeuges kann jemand im Auslande vor drei Zeugen sein Testament mündlich erklären (Paragraph 2251).

Doch verliert ein nach den eben angeführten Paragraphen errichtetes Testament seine Gültigkeit, wenn der Erblasser drei Monate nach der Errichtung noch lebt.

Wer ein Einzeltestament errichtet hat, kann es jederzeit widerrufen, aus der amtlichen Verwahrung zurücknehmen, vernichten oder ändern. Durch Errichtung eines Testamentes wird ein früheres insoweit aufgehoben, als das spätere Testament mit dem früheren in Widerspruch steht. —

Das gemeinschaftliche Testament kann nur von Eheleuten errichtet werden. Die Formen für seine Gültigkeit sind dieselben wie beim Einzeltestament; doch ist zu bemerken, daß das von Eheleuten errichtete Privattestament nur von einem der Eheleute geschrieben zu werden braucht, und daß von dem anderen Ehegatten die eigenhändig geschriebene und unterschriebene, mit Ort und Tag, sowie Jahreszahl versehene Erklärung beigefügt werden muß, daß dieses Testament auch als sein Testament gilt (Paragraph 2267). Das gemeinschaftliche Testament wird in den meisten Fällen ein wechselseitiges sein, in welchem die Eheleute erklären, daß sie sich gegenseitig zu Erben einsetzen. Doch können auch andere Festsetzungen getroffen werden.

Das gemeinschaftliche Testament ist seinem ganzen Inhalt nach unwirksam, wenn die Ehe der Testierenden ungültig ist, oder wenn sie vor dem Tode des einen von ihnen aufgelöst wird. Nur solche Bestimmungen des Testamentes bleiben in Kraft, von denen anzunehmen ist, daß sie auch für den Fall der Scheidung getroffen worden wären.

Ein Ehegatte kann bei Lebzeiten des anderen Bestimmungen des wechselseitigen Testamentes nicht einseitig aufheben. Will ein Ehegatte dies thun, so muß er diesen Widerruf gerichtlich oder notariell beurkunden

lassen und dem anderen Gatten davon Mitteilung machen, so daß auch dieser im stande ist, seinerseits Aenderungen zu treffen. Das Testament im ganzen kann aber nur von beiden Eheleuten gemeinsam zurückgenommen werden (Paragraph 2272).

Für alle letztwilligen Verfügungen gilt endlich die Vorschrift des Paragraphen 2303, wonach ein Vertrag, durch den sich jemand verpflichtet, ein Testament zu machen oder nicht zu machen, ein solches aufzuheben oder nicht aufzuheben, nichtig ist.

Der Erbvertrag unterscheidet sich von dem gemeinschaftlichen Testament dadurch, daß er als letztwillige Verfügung von zwei oder mehreren Personen geschlossen werden kann, entweder zu Gunsten der vertragschließenden Personen oder einer derselben, oder zu Gunsten irgend welcher anderer Personen. Auch ist der Rücktritt von dem Erbvertrag einseitig nicht möglich.

Wenn die noch nicht volljährige Frau mit ihrem Mann einen Erbvertrag schließen will, so bedarf sie entweder der Zustimmung dessen, der die elterliche Gewalt über sie hat, oder ihres Vormundes. Aber auch die Genehmigung des Vormundschaftsgerichtes ist erforderlich, wenn die Frau dem Mann Rechte an ihren Nachlaß übertragen will.

Auch andere Fälle des Erbvertrages können vorkommen. Eine alte Dame, die von den Zinsen eines Vermögens von 15,000 Mark nicht leben kann, schließt mit einem jüngeren Bekannten einen Erbvertrag dahin, daß er sie in sein Haus aufnimmt und für ihren Lebensunterhalt bis zu ihrem Tode sorgt. Dafür sichert sie ihm im Erbvertrage ihr Vermögen zu.

Ein alleinstehender Fabrikant nimmt einen tüchtigen jungen Mann ins Geschäft, den er an dasselbe fesseln will, und schließt mit ihm einen Erbvertrag dahin, daß das Geschäft nach dem Tode des Inhabers auf den jungen Mann übergeht.

Eine Witwe, die aus der ersten Ehe zwei Kinder hat, verheiratet sich wieder. Sie wünscht, daß etwaige Kinder aus der zweiten Ehe das gleiche Erbrecht wie die früheren Kinder erhalten sollen, und da ihr zweiter Mann damit einverstanden ist, so legen sie ihren Willen in Form eines Erbvertrages fest.

Bei allen Testamenten und Erbverträgen ist der Erblasser nach gewissen Richtungen hin in der freien Verfügung über seinen Nachlaß beschränkt, und zwar dann, wenn ein oder mehrere Pflichtteilsberechtigte vorhanden sind, die gesetzlichen Anspruch auf einen Teil der Erbschaft haben. Solche Pflichtteilsberechtigte sind aber nur Kinder oder Enkel, sowie seine Eltern und der Ehegatte.

Der Pflichtteil, der diesen Personen nicht entzogen werden kann — wenn nicht ein gesetzlicher Ausschließungsgrund vorliegt — beträgt die Hälfte dessen, was ihnen als gesetzlichen Erben zufallen würde.

Herr B. hat 40,000 Mark hinterlassen. An dem Erbe nehmen seine Ehegattin und drei Kinder teil. Es erben bei gesetzlicher Erbfolge: die Ehefrau ein Viertel oder 10,000 Mark, jedes der Kinder 10,000 Mark. Ist einer der Söhne durch Testament des Vaters auf den Pflichtteil gesetzt, so erhält er nur 5000 Mark. Die ihm entzogenen 5000 Mark werden nach dem Verhältnis: ein Viertel der Ehefrau, drei Viertel den beiden Kindern, verteilt.

Wäre die Ehefrau in dem vorliegenden Fall auf den Pflichtteil gesetzt worden, so würde sie statt eines Viertels nur ein Achtel des Nachlasses erben, und wenn ein Ehegatte, der ohne sonstige Verwandte stirbt, dem anderen, der sonst die ganze Erbschaft erhalten würde, im Testament den Pflichtteil zuweist, so bezieht dieser die Hälfte des Nachlasses, die andere Hälfte fällt an den Fiskus.

Ein Pflichtteilberechtigter kann jedoch ebenso wie jeder andere Erbe ganz leer ausgehen, wenn der Erblasser die

Entziehung auch des Pflichtteiles im Testament ausdrücklich mit einem der gesetzlichen Gründe für die zulässige Entziehung belegt. Die Gründe für die Entziehung sind Abkömmlingen gegenüber:

1. wenn der Abkömmling dem Erblasser, dessen Ehegatten oder einem der Abkömmlinge des Erblassers nach dem Leben trachtet; oder

2. sich einer vorsätzlichen körperlichen Mißhandlung des Erblassers oder dessen Ehegatten — der dann aber zu den Eltern oder Großeltern gehören muß — schuldig gemacht hat;

3. bei Begehung eines Verbrechens oder eines vorsätzlichen schweren Vergehens gegen den Erblasser oder dessen Ehegatten;

4. wenn die gesetzlich dem Abkömmling obliegende Unterhaltungspflicht böswillig verletzt wird; endlich

5. bei ehrlosem oder unsittlichem Lebenswandel des Abkömmlings (Paragraph 2333).

Den Eltern kann der Pflichtteil entzogen werden, wenn einer der zu 1, 3 oder 4 angeführten Gründe vorliegt.

Dem Ehegatten kann der Pflichtteil entzogen werden, wenn der andere Teil berechtigt war, wegen Verschuldens auf Scheidung zu klagen.

Das Recht zur Entziehung des Pflichtteils erlischt durch Verzeihung.

Dann kennt das B.G.B. noch die sogenannte Enterbung in guter Absicht, eigentlich keine Enterbung, sondern vielmehr eine Beschränkung der dem Erben über die Erbschaft zustehenden Verfügungsgewalt. Sie kann seitens des Erblassers nur dem Abkömmling gegenüber durch letztwillige Verfügung angewendet werden.

Ein Kaufmann will über sein Vermögen testieren. Er hat zwei Töchter und einen Sohn, die gemeinsam erben. Der Sohn ist ein leichtsinniger Mensch. Der Vater hat

wiederholt erhebliche Schulden für ihn bezahlt und ihm zweimal die Mittel zur Begründung einer Existenz gewährt. Aber die Verschwendung des jungen Mannes versteht es, mit allen ihm zufließenden Mitteln in kurzer Zeit fertig zu werden und neue Schulden zu machen. Nach der Ueberzeugung des Vaters ist der Sohn völlig ohne jeden Halt, und so entschließt er sich, ihn nicht selbst das Vermögen erben zu lassen, sondern ihn in der Erbschaft insofern zu beschränken, daß der Sohn nur den Zinsertrag des auf ihn fallenden Erbes beziehen soll, während das Vermögen selbst erst nach dem Tode des Sohnes an dessen Erben fallen wird. Der Vater muß in seinem Testament den Grund dieser Erbentziehung ausdrücklich aufführen; andernfalls kann die Verfügung vom Sohne angefochten werden. Das B.G.B. bestimmt hierzu in seinem Paragraphen 2338, daß eine solche Anordnung unwirksam ist, wenn zur Zeit des Erbfalles der Abkömmling sich dauernd von dem verschwenderischen Leben abgewendet hat, oder die den Grund der Anordnung bildende Ueberschuldung nicht mehr besteht.

Ein Erbe oder ein Pflichtteilsberechtigter kann seines Erbanspruches verlustig gehen, wenn ein anderer Erbberechtigter die Erbunwürdigkeit des ersteren behauptet. Wer den Erblasser vorsätzlich oder widerrechtlich getötet oder zu töten versucht oder ihn durch einen körperlichen Angriff in einen Zustand versetzt hat, infolgedessen der Erblasser bis zu seinem Tode unfähig war, zu testieren; wer den Erblasser vorsätzlich und widerrechtlich oder durch Täuschung oder Drohung gehindert hat, sein Testament zu machen oder ein schon errichtetes Testament wieder aufzuheben, oder endlich sich bezüglich einer letztwilligen Verfügung des Erblassers einer Urkundenfälschung oder einer Urkundenvernichtung schuldig gemacht hat, ist erbunwürdig, wenn nicht der Erblasser das Vergehen verziehen hat.

An die Stelle des Erbunwürdigen tritt der, welcher erben würde, wenn der erstere überhaupt nicht gelebt hätte.

Wer Erbe geworden ist, kann sich einen Erbschein auf Grund der Bestimmungen der Paragraphen 2253 bis 2370 vom Gericht erteilen lassen. Dieser bildet eine wichtige Legitimation für die Erbberechtigung. Ist ein solcher Erbschein unrichtig ausgestellt, so kann der wirkliche Erbe auf Wiederherausgabe des unrichtigen Erbscheines an das Gericht klagen.

---

Wir sind am Ende unserer Besprechung der für Familie und Haus besonders wichtigen Bestimmungen des B.G.B. Bei dem uns für die Darstellung zur Verfügung stehenden knappen Raum haben wir uns auf die Hervorhebung der am meisten interessierenden Vorschriften unter Einfügung einiger praktischen Erläuterungen beschränken müssen. Unsere Besprechung bezweckte vor allem, daß der Leser einiges von den Grundgedanken des Familienrechtes des B.G.B. kennen lernen und daraus weitere Anregung schöpfen sollte. Hoffentlich wird die Zeit endgültig vorüber sein, wo unser Volk sich um Gesetz und Recht nur dann kümmerte, wenn ein zwingender Grund für den einzelnen dazu vorlag. Das deutsche Recht soll Gemeingut der Nation werden, und die klare Ausdrucksweise, durch welche das B.G.B. sich vor den meisten Landesgesetzen vorteilhaft unterscheidet, wird nicht wenig zu seiner Popularität beitragen.





# Sardinen in Oel.

## Eine Plauderei für Feinschmecker. Von Adolf Classen.

**Mit 11 Illustrationen.** (Nachdruck verboten.)

Wer kennt nicht Sardinen in Oel und hat nicht diese Delikatesse schon genossen, die nicht so teuer ist, als daß sie nicht auch Minderbemittelten zugänglich wäre, und zugleich doch auch auf der Tafel des Feinschmeckers eine Rolle spielt? Viel weniger bekannt dürfte es dagegen sein, zu welcher Fischart eigentlich die Sardinen gehören, woher sie kommen und wie sie zubereitet werden. Eine Beantwortung dieser Fragen ist daher voraussichtlich auch unseren Lesern nicht unerwünscht, zumal diese sie mit einem ebenso eigenartigen wie umfassenden Industriezweige bekannt machen wird.

Die Sardinen sind des Kopfes und der Eingeweide beraubte, schwach gesalzene und in Oel gesottene Pilcharde und kommen, in dieser Art zubereitet, besonders an der atlantischen Küste Frankreichs, zumal der Bretagne, in den Handel. Dieser Pilchard (sprich: Piltscherd), auch echte Sardine und mit seinem naturwissenschaftlichen lateinischen Namen Alosa pilchardus geheißen, ist ein Fisch aus der Gattung der Alse, der bis 25, auch wohl 30 Centimeter lang wird. Er ähnelt dem gewöhnlichen Hering, nur daß er erheblich kleiner und dicker ist. Auf der Ober-

seite bläulichgrün, zeigt er auf den Seiten und am Bauch eine silberweiße Färbung; auf den Kiemendeckeln schimmert er goldig und hat in der Ecke jedes Kiemendeckels einen großen schwarzen Fleck. Er findet sich längs der ganzen Küste Westeuropas von Gibraltar bis Schweden, lebt gewöhnlich einzeln am Meeresgrund, vereinigt sich aber im März zu ungeheuren Scharen und erscheint in solchen bis Juli an den Küsten. Die Laichzeit zieht



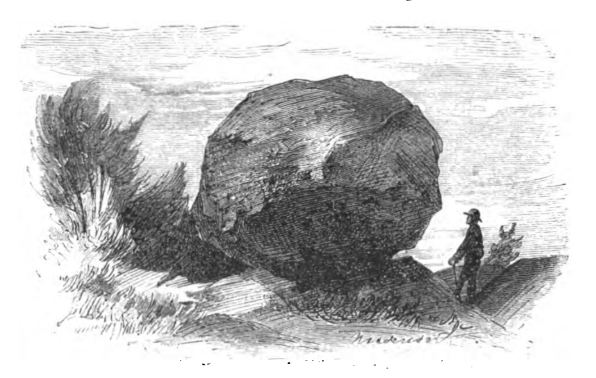
In der Markthalle zu Concarneau.

sich vom Mai bis in den Herbst hinein. Seine Nahrung bildet vorzugsweise eine winzig kleine Garneelenart. Was diese Fische veranlaßt, sich zu bestimmter Zeit so massenhaft zusammenzuthun und in oft unabsehbaren dichten Schwärmen an den Küsten zu erscheinen, wie der Hering, das hat die Wissenschaft bisher noch nicht zuverlässig zu ermitteln vermocht.

Der Pilchard- oder Sardinenfang und die Zubereitung der Sardine als Versandware wird, wie schon bemerkt, besonders eifrig in der Bretagne betrieben, wo ein großer Teil der Küstenbevölkerung beinahe ausschließlich davon

lebt. Die Mittelpunkte dieſer Induſtrie bilden die Departements der Loire-Inférieure, der Vendée, des Morbihan und das Departement Finiſtère. Die Fiſcherorte Concarneau und Douarnenez in letzterem ſind die Haupthäfen für dieſen Fiſchfang; in jedem von ihnen ſind über 600 Boote damit beſchäftigt. Dann kommen Audierne, Le Croiſic, Port-Louis, Belle-Jle, Quiberon und andere Plätze.

Nach den neueſten ſtatiſtiſchen Angaben befaſſen ſich



Der Zitterstein am Wege von Poulaven nach Concarneau.

im ganzen über 5000 Fahrzeuge, bemannt mit gegen 30,000 Menſchen, an der bretoniſchen Küſte mit dem Sardinenfang, und die Zubereitung der Sardinen beſchäftigt gegen 150,000 Perſonen. In Concarneau allein, in deſſen Markthalle dem Fremden vor allem die originellen Hauben der eingeborenen weiblichen Bevölkerung in die Augen fallen, befinden ſich etwa 70 Etabliſſements, welche Sardinen in Oel herſtellen und verſenden. Die wildzerriſſenen Küſten jener Gebiete mit den zahlreichen vorliegenden Felseilanden ſcheinen den Sardinenzügen einen beſonders geeigneten Aufenthalt zu bieten, und der

Sardinenfang ist daher ein schon längst geübter, in neuerer Zeit aber wesentlich vervollkommneter Erwerbszweig für die Nachkommen der alten keltischen Armorikaner, deren vorgeschichtliche Denkmäler: Dolmen (Steintische), Cromlechs (Steinkreise) und Menhirs (Steinsäulen) noch überall den Boden bedecken.

Ganz in der Nähe von Concarneau ist der sogenannte „Zitterstein" zu sehen, ein alter Druidenstein oder riesiger Findlingsblock, der auf einer untenliegenden gewaltigen



Der Dolmen von Fregung.

Steinplatte so aufgesetzt ist, daß er mit geringem Kraftaufwand in Schwankungen gebracht werden kann. Nicht weit davon befindet sich neben anderen Steindenkmälern keltischer Vorzeit auch der bekannte Dolmen von Fregung, von dem man nicht genau weiß, ob er ein ehemaliger Opferaltar des Druidenkultus oder ein Heldengrab war. In den meisten Fällen scheinen die Dolmen eine Art von Familienbegräbnissen gebildet zu haben. In den Grabkammern fand man an den Wänden herum, seltener in der Mitte die Skelette von Männern, Frauen und Kindern. Die in den Dolmen gefundenen Gegenstände bestehen in groben Thongefäßen, Steinwerkzeugen und

Bronzen, die weſentlich der Steinzeit angehören und bis in die ältere Metallzeit reichen.

In den oben genannten Küſtenplätzen dreht ſich alles um den Sardinenfang, von dem die ganze Exiſtenz der Bevölkerung abhängt, die der ſpärliche Ackergrund des



Netzstrickerin.

kalt-feuchten, nebeligen Landes vorzugsweiſe auf das Meer hinweiſt. Gut ein Drittel des Geländes beſteht aus Sand und Sumpf; die Aecker ziehen ſich durchweg an den Hügelhängen hin und tragen neben dem Getreide auch Flachs und Hanf, wovon das meiſte im Lande verſponnen, verwoben und zu Tau- und Netzwerk verarbeitet wird. Viehzucht und Molkerei wird gleichfalls betrieben, allein der

Fischfang und insbesondere der Sardinenfang spielt doch die größte Rolle im gewerblichen Leben der Bewohner.

Im Frühling und Frühsommer dürfen die jungen Mädchen des Landes beim Hüten der Gänse, Schafe oder Schweine noch ein gewisses süßes Nichtsthun pflegen, dann aber bringt die herannahende Zeit des Sardinenfanges genug zu thun. Die Männer teeren und kalfatern die Boote, bessern Segel und Takelwerk aus, spleißen und teeren Taue und Stricke. Mädchen und Frauen helfen dabei, vor allem aber sieht man sie daheim und im Freien eifrigst mit dem Stricken und Ausbessern der großen engmaschigen Netze beschäftigt, deren man sich zum Fange der Sardinen bedient. Diese Netze sind von starkem Bindfaden und von 45 bis 300 Meter und mehr lang, bei einer Höhe von 9 bis 15 Meter. Sie haben längs des oberen Randes sogenannte Schwimmer aus Kork, am unteren dagegen Bleiplatten oder Steine, um sie im Wasser senkrecht und stramm zu halten.

Diese Netze bilden fast den wertvollsten Teil des Fischergerätes, ein Vermögen, das sich in der Familie weiter vererbt und über dessen Erhaltung jeder Hausvater sorgsam wacht. Eine tüchtige Hausfrau in Concarneau und Umgegend muß sich neben den allgemein verlangten häuslichen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten auch auf den Anbau und die Zurichtung von Flachs und Hanf, sowie ihre Verarbeitung zu Bindfaden verstehen und eine geübte Netzstrickerin sein. Der Mann ist stolz darauf, wenn seine Frau die Schnur zu den Netzen selbst herstellt und alle Netze, zumal aber die für den Sardinenfang, eigenhändig anfertigt und in gutem Zustand erhält, denn davon hängt ja ein großer Teil der häuslichen Wohlfahrt ab. Eine geschickte Netzstrickerin ist um diese Jahreszeit eine sehr gesuchte Persönlichkeit und hat, gleichviel ob sie für den Bedarf des eigenen Hausstandes oder um Tage-

lohn schafft, von früh bis spät genug zu thun. Neuerdings giebt es auch Maschinen, welche die Netze stricken; der Preis für die kleinsten stellt sich dann (einschließlich der Schwimmer und Bleiplatten) auf 70 bis 80 Franken das Stück.

Zu jedem der großen Netze gehören drei Boote. Ein größeres oder eine Heringsbüse von etwa 15 Tonnen Last enthält das Netz, ein zweites, das ihm an Größe gleich ist oder doch nahe kommt, dient zum Festlegen des



Die Bucht von Fouenand mit den auslaufenden Sardinenfischern von Concarneau.

Netzes und ein drittes, kleineres, zu allgemeinem Gebrauch. Zur Bedienung der drei Boote gehören 15 bis 18 Personen mit Einschluß der Schiffsjungen. Von den kleinen Netzen nimmt eine einzelne Bark sieben bis neun an Bord; die Bemannung besteht dann aus 7 bis 9 Mann und einem Schiffsjungen.

Alle Vorbereitungen müssen getroffen sein, bevor die eigentliche Fangzeit beginnt, damit ja keine günstige Gelegenheit versäumt wird. Alles ist gespannt, wann die ersten Züge der Pilchards sich zeigen werden, nach denen man eifrig ausspäht. Sobald die auf den Klippen auf-

gestellten Wachen die Mitteilung machen, daß die Züge der Fische sich zeigen, eilt alles zum Strande. Binnen wenigen Minuten sind die Mannschaften an Bord, und gleich darauf stößt die ganze Flottille der Fischerboote vom Lande ab. Sie segeln in die Bucht von Fouenand und die benachbarten Baien hinaus, um ihr Glück zu versuchen. Manchmal sieht man 200 Boote und mehr gleichzeitig unter Segel.

An Ort und Stelle angelangt, bemühen sich die Fahrzeuge in erster Linie, eine solche Stellung in geeigneter Weise zu nehmen, daß das Netz womöglich auf den Grund reicht und dem Zug der Fische der Weg verlegt wird. Dann wird das Netz ausgelegt und nach Bedarf noch in der Mitte mittels kleiner Anker befestigt. Alle diese Verrichtungen müssen behutsam vorgenommen werden, damit man die Fische nicht verscheucht; überhaupt erfordert dieser Fischfang mancherlei Erfahrung und Uebung. Um die Fische anzulocken, bedient man sich als Köder des Fischrogens, der vom Dorsch in Norwegen in kolossalen Mengen gewonnen wird. Der Preis für ein Faß von 135 Kilogramm stellt sich aber doch durchschnittlich auf 50 Franken, deswegen vermischen die Fischer den Rogen vorher mit Sand oder gepulverten Oelkuchen.

Aufsteigende Luftblasen zeigen an, wenn ein Zug der Fische sich dem Netze nähert. Der Geruch des Köders lockt sie an, gierig streben sie vorwärts und bleiben dann mit den Kiemen in den engen Maschen des Netzes hängen. Jeder Netzzug bringt für gewöhnlich bei großen Netzen 5000 bis 6000 Sardinen, die Zahl steigt aber mitunter bis auf 20,000; die Fischer sagen dann, die Sardinen seien „toll“. Ist ein Netz ziemlich gefüllt, so wird es geschlossen, indem man das Ende zum Anfang heranschleppt und übereinanderschlägt, worauf es langsam aus dem Wasser gezogen wird. Sobald das Netz geleert und



Die Heimkehr der Fischerboote.

der Fang an Bord der Boote verteilt ist, steuern diese möglichst rasch nach dem nächsten Hafen, da die ersten Fische immer am besten bezahlt werden. Dann ziehen die Boote sofort wieder auf neuen Fang aus, der aber nur bei Tage und bei ziemlich ruhiger See vor sich gehen kann.

Die Preise, welche die Seeleute für das Erträgnis ihrer Fischzüge bekommen, wechseln ungemein und bewegen sich in den Grenzen von 1 Franken 50 Centimes bis 50 Franken das Tausend. Im Juni 1897 war der Sardinenfang an der Küste der Bretagne ein ganz ungewöhnlich ergiebiger. Einzelne Schiffe kehrten zurück, beladen mit 20,000 bis 30,000 Sardinen, und da der Marktpreis bis dahin 12 Franken für das Tausend betragen hatte, so träumten die Fischer schon von kleinen Vermögen. Indessen gerade dieser Ueberfluß sollte den Leuten Unheil bringen. Er drückte den Marktpreis von 12 alsbald bis auf 4, 2 und 1 Franken herunter, und manche Fischer fanden nicht einmal für letzteren Satz noch Käufer. Die Großhändler besaßen nämlich noch bedeutende Vorräte vom Jahre vorher, die ihnen infolge der damaligen amerikanischen Tariferhöhung auf Lager geblieben waren; sie verwünschten natürlich ebenfalls den übergroßen Sardinenreichtum, der nur dazu dienen konnte, ihre eigenen Bestände zu entwerten. Die Fischer wollten sich nun zu einem Syndikat zusammenthun, um einen Mindestpreis festzustellen, doch haben die Händler die Ausführung dieses Vorhabens bisher zu verhindern gewußt. Die Fischzüge sind schon so reichlich ausgefallen, daß die Fabriken zuletzt überhaupt keine Sardinen mehr annehmen wollten, und nichts anderes übrig blieb, als die Fische zum Düngen der Aecker zu benutzen, wozu sie sich übrigens ganz vorzüglich eignen.

In den Etablissements werden die korbweise von den



Die Quais von Concarneau nach dem Einlaufen der Boote.

Schiffen gebrachten Fische in große Kufen geschüttet, und dann beginnt sogleich die Verarbeitung, die eine ganze Reihe von Manipulationen umfaßt. In jedem Etablissement sitzen lange Reihen von Frauen und Mädchen, welche die frischgefangenen Sardinen putzen und ausweiden. Jede von ihnen hat ein kleines scharfes Messer in der Hand, um die Fische damit abzuschuppen und ihnen den Bauch aufzuschneiden. Sobald das geschehen, drückt die Arbeiterin mittels einer geschickten Bewegung des Daumennagels, den sie sich zu diesem Behuf lang wachsen läßt, den Kopf ab, an dem nun gleichzeitig Kiemen und Eingeweide hängen bleiben müssen, und wirft den Fisch in einen Korb, die Köpfe und Eingeweide aber in einen Kübel. Diese Abfälle dienen als Dünger, die gereinigten Fische aber werden, sobald ein Korb damit gefüllt ist, in große Kufen geschüttet, die mit einer Mischung von Seewasser und Salz („Saumure" genannt) gefüllt sind, worin sie etwa eine Stunde bleiben. Dann breitet man die Fische zu je 200 Stück auf Drahtgittern aus und spült sie mit Seewasser ab, um sie dann entweder an der Sonne oder in besonderen Trockenkammern zu trocknen. In der Sonne läßt man sie eine oder zwei Stunden liegen, in den Trockenkammern bleiben sie etwa vier Stunden und können dann gekocht werden.

Je nach der Größe der Fische bleiben sie zwei bis vier Minuten in kochendem Olivenöl, um dann mit etwas Oel in die bekannten Blechbüchsen eingelegt zu werden, was wiederum fabrikmäßig durch Arbeiterinnen geschieht. Diese fleißigen Frauen und Mädchen sitzen an Tischen. Jede hat vor sich einen viereckigen Korb von Eisendraht mit den zubereiteten Fischen und einen Korb mit leeren Blechbüchsen, von denen jede etwa zwölf bis zwanzig Sardinen, je nach deren Größe, aufzunehmen vermag.

Ist eine Büchse gefüllt, so gelangt sie weiter in die

Hände eines Arbeiters, der einen großen Löffel voll heißen Olivenöles über die Fische gießt, worauf die Büchsen dann am folgenden Tage in einem großen Raume zugelötet werden. Das Verlöten der Sardinenbüchsen ge-



Das Putzen und Köpfen der Sardinen.

schieht durch Knaben und Männer, die mit der Zeit eine ungemeine Gewandtheit darin erlangen; mancher von ihnen stellt in einer zehnstündigen Tagesarbeit 1000 bis 1200 Stück fertig. Da Frankreich nun jährlich über 11 Millionen solcher Büchsen ausführt, so sind zahlreiche Klempner und Metalldrucker fortwährend mit der Her-

stellung dieser Blechdosen beschäftigt, was ebenfalls fabrikmäßig, jedoch vorwiegend durch Handarbeit geschieht. Ein Arbeiter führt dabei die Blechschere und zerlegt damit die Weißblechtafeln in Streifen von der erforderlichen Breite für Seitenwände, Boden und Deckel. Ein zweiter Arbeiter giebt den Blechstreifen die nötige Länge, biegt sie winkelrecht und giebt dem Deckel eine leichte Ausschweifung, worauf die Büchsen von anderen Leuten zusammengelötet, gefalzt und gereinigt werden. In neuerer Zeit lassen die größeren Fabriken an ihren Büchsen besondere Vorrichtungen anbringen, die es dem Käufer ermöglichen, sie ohne Anwendung von Blechscheren und dergleichen in bequemer Weise zu öffnen, sei es durch bloßes Drehen eines Schlüssels oder auf sonstige sinnreiche Weise.

Die verlöteten Büchsen werden noch, immer 400 bis 500 Stück auf einmal, in große Kessel mit kochendem Wasser gelegt, worin sie eine bis drei Stunden verbleiben. In dieser Zeit steigt die Temperatur in den Büchsen bis auf einen Grad, durch den alle etwa darin befindlichen Gärungs- und Fäulniskeime zerstört werden. In solchem hermetischen Verschluß erhalten sich die Sardinen in Oel dann jahrelang tadellos und können in die ganze Welt verschickt werden. Die Anfertigung der Packkisten giebt wiederum zahlreichen Handwerkern Beschäftigung. In den großen Etablissements können täglich 40,000 große oder 60,000 kleine Sardinen in Büchsen gelegt werden; die Ziffer 10,000 entspricht etwa der mittleren Produktion der Fabriken in der Bretagne.

Ungeheure Mengen Pilchards werden außerdem an Ort und Stelle auch frisch verspeist, gesotten oder gebraten, oder durch Einsalzen konserviert. Sie geben eine zarte und schmackhafte Speise, ähnlich den verwandten Sprotten, und werden auch wie diese geräuchert. Aermere Fischer, die nicht in der Lage sind, sich größere Boote

und Netze anzuschaffen, machen bei dieser ergiebigen Ernte des Meeres die bescheidenen Aehrenleser. Sie fahren zu dem Zweck in ihren kleinen Kähnen mit der Fischerflottille



Das Einlegen der Sardinen in die Büchsen.

hinaus, postieren sich außerhalb der aufgestellten Netze und fangen dort mit kleineren Grund- und Schleppnetzen die aus den großen Netzen entwischenden Fische. Sie bringen auf diese Weise in einem Tage oft eine beträchtliche Menge Fische zusammen, wovon sie einen Teil verkaufen und den

Rest im eigenen Hausverbrauch verwenden. Sie verzehren die Pilchards frisch, salzen sie ein oder räuchern sie, um durch diese schmackhafte Zugabe ihre Kartoffeln und ihr Roggen- oder Hafermus zu würzen.

Der Absatz der französischen Sardinen in Oel geht in alle Welt. Die sogenannten russischen Sardinen sind keine Pilchards, sondern kleine Heringe, meist Strömlinge



Das Verlöten der Sardinenbüchsen.

aus der östlichen Ostsee, die nach Beseitigung des Kopfes und der Eingeweide mit heißem Essig übergossen und mit scharfen Gewürzen mariniert werden. Ihre Fabrikation wird in den russischen und deutschen Ostseehäfen stark betrieben; die Hauptproduktion hat jedoch Hamburg aufzuweisen. Auch die amerikanischen Sardinen, die seit einiger Zeit in den Handel kommen, führen diesen Namen nicht mit Recht, denn sie gehören einer Forellenart an, die an den Küsten von Neubraunschweig, Neufundland und Neuschottland häufig ist und im Frühjahr an der

Küſte von New York und deſſen Umgegend in ungeheurer Menge zum Laichen erſcheint und gefangen wird. Die Fiſche kommen dann entweder in eine Marinade oder ſie werden nach Art der franzöſiſchen Oelſardine verarbeitet.

In Oel geſotten werden auch vielfach die Anſchovis,



Zuschneiden der Büchsen.

eine 15 Centimeter lang werdende Fiſchgattung aus der Ordnung der Edelfiſche und der Familie der Heringe. Sie bewohnen das Mittelmeer und den Atlantiſchen Ozean, desgleichen die Nord- und Oſtſee. Zur Laichzeit kommen auch ſie in außerordentlich großer Zahl an die Küſten. Nach dem Fange werden ſie ſofort geköpft und ausgenommen und dann in ſehr verſchiedenartiger Weiſe zubereitet. Wenn man ſie nicht, wie erwähnt, leicht angeſalzen in

Oel siedet, werden sie entweder wie die Sardellen in kleineren Fässern eingesalzen oder aber schichtweise in eine aus Essig und verschiedenen Gewürzen bestehende Marinade gelegt. Namentlich in letzterer Form sind sie zu einem wichtigen Handelsartikel geworden und gehen in kleinen Tönnchen durch die ganze Welt. Diesen Anschovis sind übrigens vielfach auch Pilchards, Sardellen, Sprotten und kleine Heringe beigemengt, die gleichzeitig gefangen wurden.

Der Sardellenfang in der Adria längs der österreichischen Südgestade ist der gewinnreichste Fischfang der dortigen Küste. Man hat dort neuerdings ebenfalls Fischkonservenfabriken errichtet, die jährlich mehrere Millionen dieser Fische verarbeiten. Früher armselige und vergessene Marktflecken und Dörfer sind dank dieser neuen Industrie wohlhabende Ortschaften geworden. Längs des österreichischen Küstengestades bestehen gegenwärtig, wie zum Schluß noch erwähnt werden soll, fünfzehn derartige Fabrikbetriebe, die sich hauptsächlich mit der Konservierung von *Sardellen in Oel* beschäftigen. Zehn Betriebe entfallen auf Istrien und fünf auf Dalmatien, in denen den größten Teil des Jahres hindurch etwa tausend Personen Arbeit finden.



# Moderne Bettelvirtuosen.

## Soziale Schattenbilder von J. Zink-Maishof.



Die „gute, alte Zeit"! Wie einfach und leicht konnten sich in ihr die Ritter vom Bettelorden in den Besitz einer Zugkraft setzen, durch die mitleidige Seelen zum Almosenspenden bewogen wurden. Man griff irgendwo und irgendwie ein ganz junges Menschenkind auf und richtete es erbarmungslos für seine Zwecke her. Man brach oder verrenkte ihm ein paar Glieder und brachte sie in eine widernatürliche Lage, um sie so wieder heilen zu lassen. Man brachte den unglücklichen Opfern schreckliche Wunden bei, um furchtbare, mitleiderregende Narben hervorzurufen, blendete sie, ließ durch in dieser „Kunst" erfahrene Operateure den und jenen Gesichtsmuskel lähmen, um die normalen Züge in groteske Fratzen zu verwandeln, und dergleichen mehr. War das Experiment gelungen, dann befand man sich im Besitz eines Talismans, der seinen Eigentümer ernährte, ohne daß sich dieser weiterhin noch irgendwie anzustrengen brauchte. Er heimste in aller Gemütlichkeit die Almosen ein, die seinem „Schützling" gespendet wurden.

Damit ist es jetzt nichts mehr, und auch noch vieles andere auf diesem Gebiet hat sich gewandelt. Der Wohlthätigkeitstrieb hat sich zu einer sehr helläugigen Tugend

ausgebildet, die mit prüfender Klugheit das Wirken ihrer segenspendenden Hände überwacht. Sie streut ihre Almosen nicht mehr blindlings dem sie zudringlich bedrängenden Bettler in die Hände, sondern sie hat angefangen, den Grundwurzeln von Not und Elend nachzuspüren, und bestrebt sich, durch Begründung gemeinnütziger Einrichtungen wahrhaft hilfsbedürftiges Unglück zu lindern.

Das ist jedenfalls den dunklen Ehrenmännern, die lieber von mildthätigen Spenden lebten, als arbeiteten, ein gewaltiger Strich durch die Rechnung gewesen. Es zwang sie, das Bettelwesen von Grund aus umzugestalten und nach ganz neuen Geschäftsprinzipien zu betreiben.

Dies wurde um so schwerer, je argwöhnischer die durch Mißbrauch ihrer Güte vorsichtig gemachten Wohlthäter sich die Almosenheischenden ansahen, bevor sie ihre milde Hand öffneten. Dazu die Konkurrenz! Denn die wuchs und wuchs und zwang zu den größten Anstrengungen, um den Geschäftsgenossen den Rang abzulaufen.

Aber die Leutchen wußten sich zu helfen: sie entschlossen sich, mit der Zeit fortzuschreiten. Auch die spekulativen Köpfe unter den gewerbsmäßigen Bettlern associierten sich, arbeiteten sich gegenseitig in die Hände und erzielten auf diese Weise wahrscheinlich die befriedigendsten Resultate, bis eines schönen Tages der Schwindel entdeckt und den pfiffigen Verbündeten das Handwerk gelegt wurde. Das entmutigte sie aber nicht; immer wieder neue Kniffe und Listen wurden und werden ersonnen und so schlau und gewandt ausgeübt, daß man wirklich mit Fug und Recht von modernen Bettelvirtuosen sprechen kann.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren gelangten an wohlthätige Personen immer öfter und öfter Unterstützungsgesuche aus fremden Städten. Von München, Frankfurt, Mailand, von Gott weiß woher erhielten sie die herzbewegendsten Bitten, einen Unglücklichen vor dem Ver-

derben zu retten. Die Schilderungen klangen jedesmal so echt, so aus der Tiefe menschlichen Leides herausgeschrieen, daß jedes nicht ganz verhärtete Herz erschüttert werden mußte. Da jedoch solche Briefe gar zu häufig ankamen, wendete sich eines Tages einer der Angebettelten — er hatte diesmal eine Zuschrift aus Dresden erhalten — an Verwandte, die er dort besaß, und zog durch sie Erkundigungen über den Bittsteller ein.

Er erhielt die Auskunft, daß der Briefschreiber ein flotter junger Herr sei, der sich ein eigenes Reitpferd halte und herrlich und in Freuden lebe. Der Brief des jungen Industrieritters wurde mit der entrüsteten Drohung beantwortet, daß man die Polizei auf seine Handlungsweise aufmerksam machen werde, wenn er sein Ausbeutungssystem noch fernerhin in Anwendung bringe.

Kurze Zeit darauf durchlief die Nachricht, daß eine weitverzweigte Bettelassociation entdeckt und der Bestrafung zugeführt worden sei, alle Tagesblätter. Wahrscheinlich hatte auch jener flotte Bittsteller der internationalen Schwindlerbande angehört.

Diese Katastrophe scheint dem Genossenschaftsbettel, wenigstens dem im großen Stil betriebenen, so ziemlich den Garaus gemacht zu haben. Dafür jedoch wird die Einzelausübung des Almosenerschwindelns mit einer Kunstfertigkeit und einem Raffinement betrieben, neben denen die Seelenmalerei unserer berühmten Schauspieler als Stümperei erscheint.

Ohne die Hilfsmittel, die den Bühnenkünstlern zu Gebote stehen, ohne angeschminkte Charaktermasken, ohne die Illusion fördernde „Milieus“ und dergleichen erschüttert der Professionsbettler die Herzen in einer Weise, daß seine Bemühungen fast ausnahmslos den beabsichtigten Erfolg erzielen.

Einer von ihnen giebt überall, wo er vorspricht, Visiten-



karten mit dem ganz gleichen Vor- und Zunamen des Wohnungseigentümers, bei dem er sich melden läßt, ab. Das frappiert stets, und der Namensbruder wird vorgelassen. Er steuert nun sofort auf sein Ziel los, ist angeblich aus einer entfernten Provinzstadt hergekommen, um sich hier operieren zu lassen, was sein ganzes Barvermögen aufgezehrt hat. Alles hat er zu dem beabsichtigten Zweck zusammengerafft und ist jetzt außer stande, das Reisegeld für seine Rückkehr aufzutreiben. Da wendet er sich denn in seiner Not an den, der denselben Namen trägt wie er, sich aber glücklicherweise in weit, weit glänzenderen Verhältnissen befindet. Denn natürlich sind es ausnahmslos reiche Leute, bei denen der Bittsteller vorspricht.

Dieser „Namensbruder“ arbeitet jedoch nur mit wechselndem Glück und findet nicht überall Gehör.

Mit mehr Erfolg operiert ein anderer Spezialist, der „Ausgewiesene“. Bei reichen Industriellen, vorzugsweise bei solchen, die öffentliche Ehrenämter bekleiden, läßt er sich „in einer wichtigen Geschäftsangelegenheit“ melden. Er wird vorgelassen und erzählt eine rührende Leidensgeschichte. Ausgewiesen — fast über Nacht — Unzähligen ergeht es ja so. Es ist furchtbar. Gestern noch Besitzer eines blühenden Geschäftes — einer Nebenbranche des Unternehmens, dem der Industrielle vorsteht — auf dem besten Weg zur Wohlhabenheit ... und plötzlich ein vertriebener Bettler. Haus und Geschäft hat er verschleudern, rückständige Forderungen im Stich lassen müssen, er ist ruiniert. Es bleibt ihm nichts übrig, als mit Frau und Kindern nach Amerika auszuwandern und dort von neuem anzufangen.

Das alles hat er fast eintönig, ganz einfach und schlicht erzählt. Jetzt blickt er auf und überrascht den mißtrauischen Gesichtsausdruck, mit dem der Herr und die Frau

des Hauses ihm zuhören. Ein ironisches Lächeln spielt um seinen Mund. Er richtet den Oberkörper straff empor, als ob er sich aufraffe. „Ich bin zu Ihnen gekommen“ — seine Sprechweise wird energischer —, „um Sie um einen guten Rat zu bitten.“ Sein Lächeln wird bitter, beinahe verächtlich. „Sonst um nichts, sehr geehrter Herr.“ Das „Nichts“ betont er mit großem Nachdruck. „Mir ist immerhin noch ein Betrag geblieben, der es mir ermöglicht, die Kosten meiner Uebersiedelung und die Neubegründung eines Geschäftes drüben bestreiten zu können. Allerdings — haushalten muß ich mit meinem Kapital. Ich darf nicht so blind hinein etwas unternehmen. Gehen Sie mir darin zur Hand. Sie kennen die Verhältnisse — halten Sie es für vorteilhaft, wenn ich —“ Er stellt verschiedene, Sachverständnis bekundende Fragen, untermischt mit geschickten Schmeicheleien über die allbekannte kommerzielle Tüchtigkeit des Interpellierten.

Der erteilt ihm jetzt aufs bereitwilligste die erbetenen Auskünfte. Innerlich schämt er sich ein klein wenig seines Mißtrauens gegen einen so schwer heimgesuchten Unglücklichen, dessen Vertrauen zu ihm sein Selbstgefühl nicht unangenehm berührt. Auch die Frau des Hauses ist jetzt ganz Mitleid.

Nun erhebt sich der Besucher, dankt aufs herzlichste, wendet sich zur Thür, empfiehlt sich. Der letzte Rest von Mißtrauen verschwindet bei dem Industriellen und dessen Gattin. Jener hat wirklich nichts gewollt als klugen Rat, trotz seiner schlimmen Lage. Solchen Leuten hilft man gern. Das spricht der Industrielle mit warmer Freundlichkeit aus.

Dem „Ausgewiesenen“ bebt die Stimme, als er antwortet: „Ich danke Ihnen von Herzen. Ja, man hat recht, wenn man Ihren Edelsinn rühmt. Ihre Fingerzeige sind eine wertvolle Hilfe für mich. Und in einer

Lage wie die meine empfindet man jede Freundlichkeit doppelt dankbar. Ich werde die Ihre nie vergessen."

„Es ist ja Pflicht, einem Nebenmenschen beizustehen. Ich bin gern bereit — wenn Sie noch irgend etwas zu wissen wünschen — —"

„Ich wüßte wirklich nicht — wirklich nicht — —" ein kurzes Stocken, „außer — —" Er macht eine Pause.

„Sprechen Sie nur," drängt der Industrielle mit freundlicher Bereitwilligkeit.

„Es ist nur ... das schlägt allerdings nicht in Ihre Branche. Ich greife jetzt natürlich nach allem, wodurch ich etwas verdienen kann, und habe deshalb von Rußland eine Partie Thee mitgenommen. Das Beste, was es giebt, Thee, der für gewöhnlich gar nicht in den Handel kommt. Ich wollte ihn mit hinübernehmen und habe erst hier erfahren, was ich da für Umstände und Kosten mit dem Zoll hätte. Man hat mir geraten, den Thee lieber hier zu verkaufen, selbst wenn ich nichts daran verdiente. Wenn Sie vielleicht wüßten, an wen ich mich da wenden könnte, wenn unter Ihren Bekannten — —"

Der Industrielle freut sich, dem armen Teufel auch mit etwas Materiellerem als seinem Rat helfen zu können. „O sehr gern," sagt er bereitwillig. „Wir werden Ihnen selbst etwas abnehmen, und ich will bei meinen Bekannten ... schicken Sie mir nur ein Muster."

„Sie erweisen mir da wirklich eine Wohlthat," erwiderte der Ausgewiesene erfreut. „Und ein Muster —? Ich wollte von Ihnen zu einem Theehändler gehen — draußen in meinem Ueberrock hab' ich ein Kilopaket —"

„Das ist noch einfacher — lassen Sie vorläufig das da. Und der Preis für das Kilo?"

Der Ausgewiesene nennt einen Betrag, der fast doppelt so hoch ist als der Preis der besten Theesorten. Die Hausfrau — sie ist keine Freundin von sehr hohen Preisen

— zuckt erstaunt zusammen. „Ich zahle für unseren Thee nur die Hälfte," entfährt es ihr unwillkürlich.

Der Fremde lächelt geringschätzend. „Gnädige Frau — der Thee ist hier überhaupt nicht erhältlich und trotz seines anscheinend hohen Preises spottbillig. Wenn Sie den Thee erst einmal kennen, werden Sie gar keinen anderen mehr wollen."

Der Industrielle wirft seiner Frau einen tadelnden Blick zu und händigt dem Ausgewiesenen die genannte Summe ein. „Fragen Sie in ein paar Tagen wieder nach, wenn der Thee wirklich so gut ist, werde ich Ihnen schon Abnehmer zuweisen."

Mit herzlichen Dankesworten verschwindet der Ausgewiesene und übergiebt im Vorzimmer dem Diener den Thee.

Er wird versucht und erweist sich als der niederträchtigste Mischmasch, den es geben kann. Und bald von dem, bald von jenem seiner Bekannten hört der Industrielle, daß der „Ausgewiesene" auch bei ihm gewesen ist. Nur hat er bei jedem von ihnen — und die Herren betreiben die verschiedensten Industriezweige — stets ein anderes Geschäft als das seine bezeichnet. Der Theehandel jedoch ist überall das Finale gewesen, und alle haben dem Ausgewiesenen ein Probepaket abgekauft, das sich überall als einzig zum Wegwerfen geeignet erwiesen hat.

Der Trick hatte seine Schuldigkeit gethan.

Sehr geschickt manövriert auch der „mitleidige Geschäftsgenosse". Wenn ein Handwerksmeister stirbt, erscheint bei dessen Geschäftskollegen ein gut gekleideter Mann, dessen Persönlichkeit stets die Merkmale des Berufes trägt, zu dem er sich jeweilig bekennt. Er ist Schneider, Schuster, Schlossermeister, stets dasselbe, was der Verstorbene war. Er stellt sich vor, heißt so und so, hat da und dort sein Geschäft. Jammert über die Zeit und die Verhält-

nisse, die das Handwerk mehr und mehr zu Grund richten. Auch der Verstorbene — kein Mensch hätte das geglaubt! — ist als Bettler, ja geradezu als Bettler aus der Welt geschieden. Mühsam genug hat er bei Lebzeiten den Schein aufrecht erhalten. Jetzt jedoch ist's damit aus. Nichts wie Schulden sind da, Weib und Kind im größten Elend; nicht so viel, um die Leichenkosten bestreiten zu können. Er müßte ein Armenbegräbnis auf Kosten der Stadt bekommen — dieser Geschäftsgenosse, ein Zunftbruder, der, solange er lebte, als aufrechter Mann und achtbarer Bürger dagestanden! Das wäre ein Makel für die ganze Branche! Darum haben sich etliche mitleidige Seelen, die auf die Ehre ihres Erwerbszweigs etwas halten, zusammengethan, um den Betrag für ein einfaches, aber würdiges Begräbnis zusammenzubringen. Es brauche ja jeder nur ein kleines Opfer zu bringen, um dies zu ermöglichen.

Er weist eine Liste vor, auf der die bekanntesten Meister der betreffenden Geschäftsbranche mit kleineren und größeren Beträgen verzeichnet sind. Selten nur verhält sich einer der Handwerksmeister ablehnend. Bisweilen erfahren die Geber nicht einmal, daß sie einem Schwindler zum Opfer gefallen sind — zumeist nur in den Fällen, in denen der „mitleidige Zunftgenosse“ nicht nur die Armut, sondern auch den Tod irgend eines Handwerksmeisters für seine Zwecke erfunden hat. Da in einer Großstadt das Arbeitsgebiet dieses Spezialisten ein sehr ausgebreitetes ist, kann nur ein Zufall dem Betrüger sein Handwerk legen und ihn der verdienten Bestrafung zuführen.

Ganz brillant führte ein anderer Bettelvirtuose folgendes Stückchen aus.

Im ersten Stockwerk eines eleganten Hauses in Wien wird schüchtern an der Thür geläutet, und als der Diener öffnet, sieht er einen Soldaten vor sich, dem die dicken

Thränen übers Gesicht laufen. „I bitt' Ihna um Gottes willen — is da nit a Hilf' für mich?“ Und schluchzend erzählt er das Unglück, das ihm widerfahren ist. Er hat einen Brief bekommen, daß seine Mutter im Sterben liegt. Er erbittet sich Urlaub, erhält ihn und tritt die Reise in seine Heimat an. Seine Garnisonstadt liegt östlich, die Heimat westlich von der Residenz. Die muß er durchqueren, um von einem Bahnhof zum anderen zu gelangen. Und auf dem Weg, vor ein paar Minuten, entdeckt er, daß ihm sein Portemonnaie abhanden gekommen — wahrscheinlich gestohlen worden ist. Nun steht er da in der großen, fremden Stadt, in der er keine Seele kennt. Kann nicht zurück, nicht vorwärts — und seine Mutter! Und wenn er hier herumirrend angetroffen wird, verfällt er in Strafe. Er weiß nicht mehr, was er thut — wenn da wo ein Wasser wär', lief er hinein ... dann hätte aller Jammer ein Ende!

Und dabei weint der Mensch zum Gotterbarmen — weint wirkliche Thränen.

Auch die übrigen Dienstboten kommen neugierig herbei, und einer von ihnen meldet der Herrschaft, was draußen vorgeht. Der Herr begiebt sich ins Vorzimmer. „Und warum haben Sie denn gerade bei mir angeläutet?“ fragt er den Burschen, der ihm schluchzend seine Geschichte wiederholt hat.

„O lieber Gott — i hab' mir denkt: in so an schönem Haus müss'n Leut' wohnen, für die dös bisserl, was mi rett'n thät, nur a Kloanikeit is! Vielleicht ham s' a Herz fürs Unglück von an arm'n Teufel, hab' i mir denkt. Jetzt is so alles oans — verlor'n bist so oder so — gehst eini, läut'st an, hab' i mir in meinem Jammer denkt.“

Er erhält natürlich die paar Gulden, die er für die Reise zu seiner sterbenden Mutter braucht, und zieht unter Freudenthränen und lauten Segenswünschen für die groß-

mütigen Wohlthäter ab. Und als die Dienstleute zum Kaufmann, Milchhändler oder Bäcker kommen und dort die rührende Geschichte erzählen, da hören sie, daß bei der und der und jener Herrschaft sich ganz das Nämliche zugetragen hat. Beinahe in jedem zweiten Haus der Straße hatte der „weinende Soldat" sein Rührstück aufgeführt. —

Mit einfacheren Mitteln, aber womöglich noch größerem Raffinement arbeitet der „Monologspezialist".

Aus einem feinen Delikatessengeschäft tritt eine Dame und sieht sich suchend nach ihrem Wagen um, der sich nicht unmittelbar vor dem Laden aufstellen durfte, da die Straße dort sehr schmal und besonders verkehrsreich ist. Gerade tritt eine Stockung in dem die enge Gasse passierenden Wagenzug ein. „Ho! Hü!" schreit ein Kutscher auf seine Pferde ein. Neben der Dame lacht jemand schroff und bitter auf. „Ho! Hü!" wird der Ruf des Kutschers nachgeäfft. „Ja, schrei nur!" geht's nun weiter. „Ich möcht' auch schrei'n — vor Not und Elend . . ." Die letzten Worte werden zwischen zusammengebissenen Zähnen herausgestoßen, und die Stimme des Sprechenden verröchelt heiser, als ob sie aus einer gewürgten Kehle hervorbräche. Die Dame sieht sich um.

Seitwärts hinter ihr steht ein Mann, der wie ein besserer Arbeiter gekleidet ist. Er beachtet sie nicht, scheint kaum zu wissen, daß sie neben ihm steht. Seine Augen starren mit dem trostlosen Blick der Verzweiflung ins Leere. Jetzt seufzt er tief auf, und seine Augen schließen sich wie in müder Ergebung. Er läßt die Arme schlaff, entmutigt herabfallen und wendet sich mit einer schleppenden Bewegung zum Fortgehen.

Das kleine Päckchen Astrachan-Kaviar, das die Dame in der Hand hält, erscheint ihr plötzlich zentnerschwer; denn neben ihr steht die Not, da ist wohl keine Täuschung

möglich. Sie tritt dem Mann in den Weg. „Ach, möchten Sie mir nicht meinen Wagen rufen? Der dort, am Ende der Straße, mit den Schimmeln."

Der Mann wacht auf wie aus einem Traum. „Gern, Euer Gnaden," erwidert er dienstwillig und läuft auf den Wagen zu. Aber schon nach ein paar Schritten kehrt er wieder um. „Der Kutscher hat's schon geseh'n, daß Euer Gnaden warten — kommt schon, so schnell er kann." Er reißt die Mütze vom Kopf und will seinen Weg fortsetzen. Mit einer hastigen Handbewegung hält ihn die Dame auf.

„Warum haben Sie denn vorhin gesagt: Sie möchten auch schreien?" fragt sie freundlich.

Der Mann sieht sie verwundert an, denkt nach. Dann mit einem gewissen treuherzigen Galgenhumor: „Ach so! Das ham Euer Gnaden gehört? Ja, lieber Gott, wenn's einem so geht wie mir, dann reißt's einem manchmal die Seel' über die Lippen außi."

„Was ist Ihnen denn geschehen?"

„O Gott, 's wird mir nachgrad zu viel! Ich war Steuermann bei der Dampfschiffahrtsgesellschaft — und vor vier Monaten — Sie wern's eh gelesen ham, 's hat ja in alle Zeitungen g'stand'n — san mer mit an Schleppschiff z'samm'g'rennt. Meine Schuld is's wahrhaftig nit g'wes'n, i hab' die Kommando vom Kapitän aufs Jtipferl ausg'führt. Aber die Sündenböck', die war'n do mir. Der Kapitän — o belei' — der hat si außiputzt und uns derfür einitegelt. Entlassen bin i wor'n, da gab's koan Pardon. Bitt' und bettelt hab' i und mir rein d' Hax'n abg'rennt — nix hat's g'holf'n. „'s is gegen 's Regelment, Sie wieder z' nehmen," hab' i zur Antwort kriegt. Und mei Weib krank, was eh schon die paar dersparten Kreuzer aufg'fress'n hat, und zwa kloane Kinder — und dann is mei Weib g'storb'n, und

die Leich' mit die sündlich'n Unköſten — un koa Arbeit, koa Arbeit! Straßenkehr'n — alles thät i, aber koa Arbeit z' krieg'n. Da pfeift mer z'letzt aufs Leben — i hab's satt und wer' bald a End' mach'n."

Er hat das alles hastig herausgesprudelt, wie es jemand thut, dem es eine Wohlthat ist, sich eine schwere Last von der Brust herunterreden zu können, ohne daß er damit eine Nebenabsicht verbindet. Wie er's zuvor gesagt hat, es „reißt ihm die Seel' über die Lippen außi".

Die Dame greift in ihre Börse und drückt ihm, was ihr gerade zwischen die Finger kommt, in die Hand. „Sie dürfen den Mut nicht verlieren. Da, nehmen Sie, es wird schon besser werden."

Das Gesicht des armen Teufels drückt die freudigste Ueberraschung aus. „O, o, Euer Gnaden — vergelt's Gott tausendmal!" stottert er verwirrt. „Vergelt's Gott, vergelt's Gott!"

Eine Menschenwoge drängt sich zwischen die Dame und den Beschenkten, der auf einmal verschwunden ist, die Dame weiß gar nicht wie. Und ihr Wagen ist da, und sie muß einsteigen, und es ist ihr furchtbar leid, daß sie sich nicht die Adresse des armen Menschen hat geben lassen.

Nach einigen Monaten fährt dieselbe Dame durch eine Straße, in der ein großes Gebäude abgerissen wird: das Versatzamt. Eine wichtige Angelegenheit beschäftigt ihre Gedanken. Sie beachtet nicht, was um sie her vorgeht, bemerkt es kaum, daß ihr Kutscher halten bleiben muß, weil ihm eine Reihe schuttbeladener Karren den Weg versperrt.

„Sollen s' nur einreiß'n, die Barack'n!' spricht jemand dicht neben ihrem offenen Wagen. „Meinsthalben sollen sie s' einreiß'n. Zum Versetzen hab' i eh nix mehr, alles, was i mir mit mein' blutigen Schweiß verdient hab', is

so schon drin. Mei silberne Uhr mit der Kett'n und unsere Eh'ring' und was von unserer Wäsch' no z'samm'g'halt'n hat. Soll'n s' einreiß'n, i kann so nit amal die Zetteln umsetz'n, morgen san s' eh verfall'n. Aber mei Weib wer' i ihna morg'n no hinbring'n, mei Weib und meine vier Kinder, und wann sie s' nit b'halt'n woll'n, nacher marschier'n mir alle mitanand in die Donau. Auf so a Leb'n pfeif' i — dös hab' i satt!"

In ihrer Versunkenheit sind der Dame die Worte, die sie hörte, anfänglich nur wie ein wirres Geräusch ins Ohr geklungen. Die Stimme jedoch, die sie ausspricht, geht ihr auf die Nerven. Eine dunkle Erinnerung löst sich aus ihrem Gedächtnis los.

Und plötzlich ist ihre Aufmerksamkeit rege. Die Worte, auf die sie nicht geachtet hat, treten wie etwas Lebendiges vor sie hin. Sie sieht sich nach dem um, der sie aussprach und auch jetzt noch spricht.

Richtig! Das hat sie schon einmal gesehen. Diese Versunkenheit, die nicht auf das achtet, was nebenan vorgeht, diese trostlos ins Leere starrende Verzweiflung, die ihr Leid zwischen zusammengebissenen Zähnen hervorstößt, sind ihr nichts Neues. Nur bedeutend dicker ist der Unglückliche geworden. Den Mann scharf anblickend, läßt sie den in seinen Jammer Versunkenen, ohne sich zu rühren, ruhig zu Ende sprechen. Bei der Schlußtirade, daß er „auf sein Leben pfeife und es satt habe", muß sie unwillkürlich auflachen. Und jetzt weiß der Mann auf einmal, daß sie sich neben ihm befindet. Er fällt aus der Rolle, fährt herum, ganz erstaunt, es scheint ihm noch nicht begegnet zu sein, daß man seine Monologe auslacht.

„Sie müssen sich die Personen merken, denen Sie Geschichten erzählen," sagt die Dame freundlich zu ihm. „Vor drei Monaten waren Sie Witwer und hatten zwei Kinder, und jetzt haben Sie vier und eine Frau — das

geht nicht! Wenn Sie nicht besser aufpassen, werden Sie einmal mit Ihren Erfindungen Unglück haben."

Wie weggeweht ist der Mann, verschwunden.

Auch der größte Virtuose macht eben bisweilen Fiasko. Im großen und ganzen jedoch scheint das Almosen-erschwindeln ein lohnendes Geschäft zu sein. Da aber die wirkliche Armut und hilfsbedürftige Not um die Almosen verkürzt werden, welche die Stegreifritter vom Bettelsack erschleichen, hat es ein großes praktisches Interesse, die Schliche und Praktiken der modernen Bettelvirtuosen der Oeffentlichkeit zu unterbreiten.





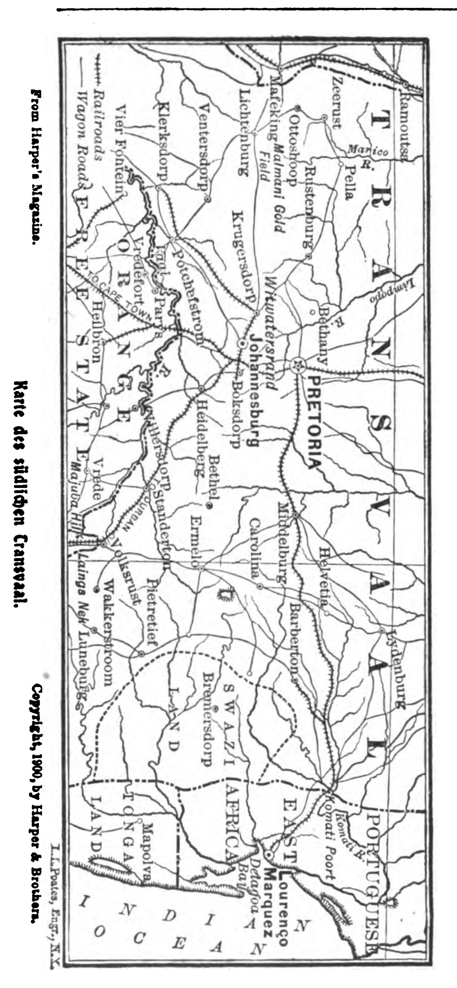
# Bilder aus der Hauptstadt Transvaals.

## Skizze von Hans Scharwerker.

Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

In neuester Zeit hat keine Hauptstadt irgend eines Großstaates, selbst nicht Paris trotz der Weltausstellung, ein so allseitiges und lebhaftes Interesse in der ganzen zivilisierten Welt erregt, als das kleine Pretoria, die Hauptstadt Transvaals. Vor dem berüchtigten Jameson-Einfall, jener kurzen Tragikomödie, die Ende 1895 und Anfang 1896 spielte, hatten wohl die meisten Leute kaum den Namen dieser Stadt gehört, von da an aber wurde er bekannt, und die Ereignisse des Krieges zwischen den Buren und Engländern haben ihm zu einer Berühmtheit verholfen, die allen unseren Lesern den Wunsch nahelegen wird, etwas Näheres über den Ort im fernen Südafrika zu erfahren, den der Gang der Weltgeschichte so unerwartet in den Mittelpunkt des Tagesinteresses gerückt hat.

Pretoria trägt seinen Namen nach dem ersten Präsidenten und Gründer der „Südafrikanischen Republik", wie Transvaal amtlich heißt, dem Generalkommandanten Pretorius, der vor den Bedrückungen der Engländer Ende der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts 16,000 Burenfamilien von Natal über die Drakensberge in jenes wüste




From Harper's Magazine. Karte des südlichen Transvaal. 

Hochland jenseits des Vaalflusses führte, wo sie in unablässigen Kämpfen mit den Eingeborenen sich eine neue Heimat eroberten und ihr Gebiet allmählich nordwärts bis zum Limpopo ausdehnten, der die Nordgrenze des jetzigen Transvaal bildet. Pretoria liegt, wie unser Kärtchen zeigt, in der südlichen Hälfte des Freistaates und ist durch eine Bahnlinie mit Kapstadt, sowie mit Lourenço Marquez an der Delagoabai verbunden, welch letztere den nächsten Zugang von der Küste aus gewährt und es den Buren ermöglicht hat, sich heimlich mit Waffen und Munition für den sicher erwarteten Krieg zu versehen. Die wellige Hochfläche des „Veldt“, inmitten deren die Buren ihre Hauptstadt erbauten, ist kein einladendes Ge-

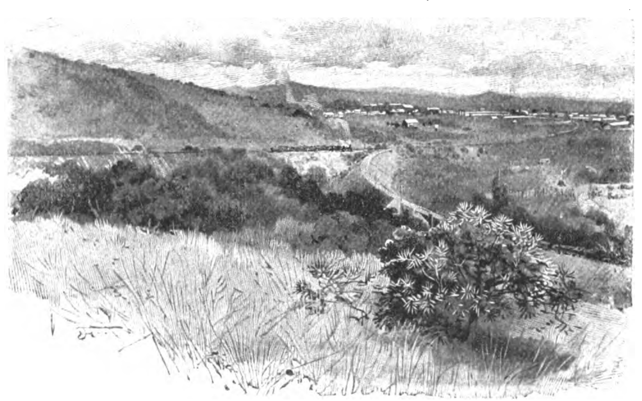
biet. Ueberschreitet man bei Vaaldrift den breiten Vaal-fluß, der die Grenze zwischen Transvaal und dem Oranje-



From Harper's Magazine. Gesamtansicht von Pretoria. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Freistaat bildet, so sieht man, daß die im regenreichen Sommer grünende, im trockenen Winter dürre und staubige

Steppe, die den größten Teil des Oranje-Freistaates einnimmt, sich auch jenseits weiter ausbreitet über das ganze untere Transvaal. Endlos zieht sie sich in leichten Bodenwellen dahin bis zum fernen Horizont, dem Auge wenig Abwechslung gewährend. In den Schluchten der zahlreich vorhandenen Hügel, die über diese Hochebene emporragen,



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.
Vereinigung der Bahn von Johannesburg und von Lourenço Marquez bei Pretoria.

sieht man wohl hie und da kleine Teiche glänzen oder Bäche sich dahinschlängeln; hie und da taucht auch ein niedriges Burengehöft auf, ein Lehmhaus mit Grasdeckung, von einem Kranz von Bäumen beschattet; eine Straußenfarm, eine Ackerfläche, in weiten Abständen ein friedlicher Weiler, und auf den breiten Fahrwegen, welche die Dörfer verbinden, sieht man die langsam dahinziehenden Wagen mit ihren Ochsengespannen — das ist aber auch alles, was allenfalls das Interesse des Beschauers zu fesseln

vermag. Grünende Wälder fehlen ganz, ebenso der Zauber einer höheren Kultur. Das Land der Buren hat wenig Reize für das Auge des Europäers.

Dann taucht plötzlich Johannesburg auf, die Goldstadt am Witwatersrand, vor dem Kriege eine lärmende Geschäftsstadt mit industriellen Anlagen, hohen Häusern, hämmernden Maschinen, qualmenden Schornsteinen, wo fieberhaft gearbeitet wurde, und Abenteurer aus aller Herren Länder zusammenströmten, und wo die Jagd nach Gewinn, die wilde Spekulationswut nicht geringer war, als je in den Goldfeldern Kaliforniens und Australiens. Jetzt ist es still dort — wie Ruinen ragen die hohen Minengerüste und Schlote in die ringsum graue und öde Landschaft hinaus.



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Arcadia-Brücke und untere Kirchstrasse.

Kaum hat man diese Stadt der „Uitlanders", der Fremden, im Rücken, so umgiebt uns wieder die schweigende Weite des Veldt, durch das uns der Schnellzug

nun über zwei Stunden nach Norden führt, ohne daß ein Wechsel der Scenerie stattfände. Der Zug eilt gerade auf den Eingang eines Thales zu, das von zwei Bergketten eingeschlossen ist, deren kahle Ausläufer rechts und links wie Thorpfeiler emporragen. Sie sind von Forts gekrönt, die nach dem Jameson-Einfall angelegt wurden, und zeigen uns, daß wir uns Pretoria nähern.

From Harper's Magazine.

Obere Kirchstrasse.



Der Zug macht eine starke Biegung, und nun öffnet sich mit einemmal vor unseren Blicken ein blühendes Thal, das wir nach der langen Wüstenfahrt mit Entzücken betrachten, während der Zug an der einen Hügelkette hinfährt und uns den Ausblick über Pretoria gestattet, das eingebettet in Gärten mit seinen weißen Häusern im Grunde sich ausbreitet, während ringsum braune, kahle Berge den Rahmen zu dem fesselnden Gemälde bilden. Dicht bei

der Stadt laufen die Bahnlinien von Johannesburg und Lourenço Marquez zusammen, und endigen in der gemeinsamen Station.

Pretoria ist eine stille, freundliche Stadt mit 8000 weißen und etwa ebensoviel farbigen Einwohnern und gleicht mit



From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Der Kirchplatz in Pretoria.

seinen vielen Gärten fast einem großen Parke. Einen größeren Gegensatz wie zwischen Johannesburg und Pretoria kann es schwerlich geben. Dort das wilde, überstürzte, amerikanische Erwerbstreiben, das jetzt freilich eine jähe Unterbrechung erfahren hat, hier vornehme Ruhe, sonntägliche Stille. Nur eins haben beide

miteinander gemein: die Straßen sind kerzengerade, mit Ausnahme der Hauptstraße nicht gepflastert und daher sehr staubig, und sie schneiden sich in rechten Winkeln.

Daß Pretoria die Hauptstadt eines Staates ist, davon merkt man wenig. Das amtliche Leben ist auf einen großen Platz beschränkt, den Kirchplatz, auf dem sich das Postgebäude befindet, die Filialen der großen afrikanischen Banken, und die beiden kostbaren und wirklich imposanten Gebäudeblocks des Regierungs- und des Gerichtsgebäudes. Um diesen Platz herum befinden sich Bureaux von Anwälten u. s. w., und ein halbes Dutzend kleiner Straßen laufen von dort nach allen Seiten aus. Dies ist das Stadtzentrum, der Brennpunkt des gesamten amtlichen und Geschäftstreibens. Die Trambahn befördert uns in drei Minuten in die Vorstädte, in der die Wohnhäuser sich befinden; meist sind dies weiße Landhäuschen von mittlerer Größe, und nur sehr wenige einstöckige oder zweistöckige moderne Häuser befinden sich darunter. Streben nach Eleganz in der Architektur ist wenig vorhanden. Alles ist neu, und doch herrscht nicht jenes lärmende Gewirr, wie in einer durch Erwerbsthätigkeit plötzlich wie ein Pilz emporgewachsenen Stadt: ein Geist behaglicher Lebensfreude herrscht in dem Orte. Man kann sich schwer vorstellen, daß diese freundliche und friedliche kleine Stadt der Ausgangspunkt eines furchtbaren Dramas ist, das über die Zukunft ganz Südafrikas entscheidet.

Hauptverkehrsstraße ist die zum Bahnhof führende und von Ost nach West verlaufende Kirchstraße, die durch den Kirchplatz in zwei Hälften geteilt wird. In der östlichen Hälfte liegen meist die Verkaufsläden, die westliche Hälfte, in deren oberem Teil auch das Häuschen des Präsidenten Krüger steht, ist bedeutend ruhiger, und gleicht, je mehr man vom Zentrum nach der Peripherie hinkommt, immer mehr einer vornehmen Villenstraße, deren schönster Punkt

From Harper's Magazine. 

Präsident Krüger besteigt vor seinem Hause die Staatskutsche.

bei der Arcadia-Brücke sich befindet. Auch die modernen Errungenschaften der Technik haben sich die Bewohner wohl zu nutze gemacht. Elektrisches Licht und Telephon findet man nicht nur in den öffentlichen Gebäuden und den Läden, sondern auch in den Privathäusern der vornehmeren und reicheren Buren, so einfach ihre Einrichtung und Lebensführung nach unseren Anschauungen sonst auch sein mag.

Der einzige Teil Pretorias, der einen wirklich großstädtischen Eindruck macht, ist der Kirchplatz mit der schönen holländischen Kirche in der Mitte. Die ganze eine Seite dieses vornehmsten Platzes wird von dem neuen, aus gelbem Sandstein erbauten Regierungsgebäude eingenommen, dessen monumentale, 70 Meter lange Front imposant wirkt. Gegenüber an der anderen Seite steht das Gerichtsgebäude; rechts und links davon die Post und die niederländische Bank. Die elegantesten Läden und die Gasthöfe befinden sich in der Nähe, vor allen das von den Fremden am meisten aufgesuchte Grand-Hotel, das zu den besten in Südafrika gehört und unter der Leitung eines Deutschen steht. Es ist ganz modern und unterscheidet sich nicht von derartigen Etablissements in anderen Städten. Viel interessanter ist das von den Einheimischen bevorzugte alte Transvaal-Hotel, ein echtes Burenhaus, das nur aus einem Erdgeschoß mit langer Veranda davor besteht. Es wird von den auswärtigen Mitgliedern des Volksraads, des Abgeordnetenhauses von Transvaal, als Absteigequartier bevorzugt, und unter der Veranda kann man diese zur Zeit der Sitzungen ihren Kaffee trinken, ihre kurzen Pfeifen rauchen, miteinander plaudern oder in ernstem Gespräch über Staats- und Gemeindeangelegenheiten verhandeln sehen.

In dem Regierungsgebäude, das 1890 vollendet wurde, über 4 Millionen Mark gekostet hat, und dessen Kuppel

ein Standbild der Freiheit krönt, finden die Sitzungen des Volksraads statt, denen stets der greise Präsident Paul Krüger beiwohnt. Der große und hohe Sitzungssaal ist ganz nach europäischem Muster eingerichtet. An der einen Längsseite, in deren Mitte der Platz des Vorsitzenden sich befindet, sind die erhöhten Sitze der Regierungsvertreter ange-



From Harper's Magazine.—Copyright, 1900, by Harper & Brothers.
Stadtbur von Pretoria.

bracht. Davor im Halbkreise die Plätze der Abgeordneten. Das Publikum, das ohne besondere Formalitäten eintreten kann, sitzt im Saale selbst auf Stühlen und Sesseln, die an den Wänden aufgestellt sind.

Früher ging das allgemein verehrte Oberhaupt der Südafrikanischen Republik wie jeder gewöhnliche Abgeordnete von seinem Hause in der Kirchstraße zu Fuß nach dem Regierungsgebäude, angethan mit dem traditionellen schwarzen Rock und Cylinder. Seit dem Jameson-Einfall aber fürchtete man, „Ohm Paul“ könne dem Attentat irgend eines fanatischen „Uitlanders“ zum Opfer fallen, und der Volksraad bewilligte ihm eine Staatskutsche und eine berittene Leibwache, von der umgeben er seitdem zu den Sitzungen des Volksraads fährt. Diese Staatskutsche erregt wegen ihrer prächtigen Ausstattung stets die größte Bewunderung der Landburen, die zu Geschäftszwecken oder zur Nachtmahlsfeier aus der Umgebung nach der Hauptstadt kommen. Sie ist im Inneren mit blauer Seide ausgeschlagen, reich mit Silber verziert und wird von zwei Rappen gezogen. Wenn „Ohm Paul“ am Portal des Regierungsgebäudes aussteigt, bildet sich immer ein Haufe staunender Zuschauer auf der Straße — ganz wie bei solchen Gelegenheiten bei uns auch.

Einen besonders eigenartigen Anblick gewährt der Kirchplatz, wenn, was zwei- bis dreimal jährlich der Fall ist, eine Nachtmahlsfeier (heiliges Abendmahl) in der holländischen Kirche zu Pretoria stattfindet. Dann kommen von weither die Buren aus dem Veldt mit ihren Familien in ihren großen Wagen, die nach Umfang und Ausstattung fahrbaren Häusern gleichen, an. Die Wagen werden auf dem Platze in Reihen aufgefahren und dienen den Leuten, solange sie in Pretoria verweilen, auch als Nachtquartier. Sie bleiben oft acht Tage lang, denn gewöhnlich schließt sich an die Nachtmahlsfeier eine Kirchenlotterie, und dann

wollen die guten Leute, die sonst das ganze Jahr aus ihrer Einsamkeit nicht herauskommen, doch auch Einkäufe machen und die Herrlichkeiten der Hauptstadt ein wenig genießen.

Der Unterschied zwischen dem Stadtburen von Pretoria und dem Landburen ist auffallend und zeigt, daß die Buren keineswegs, wie oft behauptet wird, gegen alle Vorteile der Zivilisation unempfindlich oder dieser gar feindlich gesinnt sind. Der Bewohner Pretorias unterscheidet sich im Aeußeren nicht wesentlich von einem modernen Europäer. Er trägt mit Vorliebe einen bequemen Jackettanzug mit weichem Filzhut oder Strohhut, an dessen Stelle bei feierlichen Gelegenheiten der schwarze Rock und Cylinder tritt; der Landbur ist eben ein Bauer,

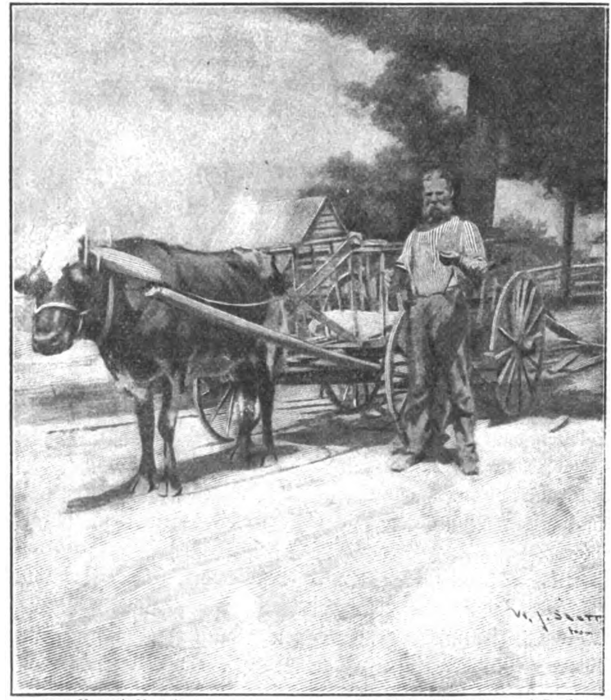
Das Transvaal-Hotel in Pretoria.

wengleich kein Ackerbauer, sondern vorzugsweise Viehzüchter, und trägt sich als solcher. Daß er kein Verehrer weißer Wäsche und der Anwendung von Wasser und Seife ist, erklärt sich leicht aus seiner Beschäftigung und dem fast überall im Veldt empfindlichen Wassermangel.

Wenn man, um das Leben und Treiben in Pretoria zu beobachten, die Straßen der inneren Stadt hinunterschlendert, so fallen die Gegensätze zwischen Stadt und Land, moderner europäischer Zivilisation und afrikanischer Halbbarbarei einem überall ins Auge. Lange Züge hochbeladener Ochsenwagen, nur halb bekleidete Kaffern, eine Schar schwarzer Sträflinge, die unter Bewachung an der Straße arbeiten, hie und da ein niedriges Lehmhaus mit Grasdach — das sind echt afrikanische Bilder. Daneben sieht man elektrische Wagen laufen, an den Anschlüssen Zweiräder stehen, neben einem Burenschuster, der in seiner Hütte bei offener Thür einen schweren Bauernstiefel versohlt, den Laden eines pfiffigen Yankee in neuem hohen Hause, darin es Stecknadeln, Revolver, Damenhüte, Pianos, Büchsenkonserven, kurz alles nur Erdenkliche giebt, was die gewerbfleißige Union anfertigt.

Der Glanzpunkt der Stadt aber ist und bleibt die westliche Kirchstraße. Rechts und links fließt in schmalen Gräben das klare, von den Bergen hergeleitete Naß, und befruchtet die Weidenbäume, die ihre Zweige über die Fußwege neigen, und die Rosenbüsche in den Gärten, die grünen Grasplätze, die sich um die hübschen weißen Landhäuschen zu beiden Seiten der Straße ausbreiten. Hier liegt auch Präsident Krügers einstöckiges Häuschen, mit schmaler Veranda vor der Front. Der Eingang wird von zwei Marmorlöwen bewacht, die das Geschenk eines Amerikaners sind, und von vier hochgewachsenen Transvaalkriegern in hoher weißer Pickelhaube, Uniformrock und

Stulpenstiefeln, den blanken Säbel im Arm. — Seit dem Jameson-Einfall war Pretoria der Mittelpunkt aller kriegerischen Vorbereitungen der beiden Burenrepubliken, und jetzt eben, während wir diese Zeilen schreiben, rüstet





Landbur aus der Umgebung.

es sich durch Erweiterung und Verstärkung seiner Befestigungen, den anrückenden Heeren der Engländer den äußersten Widerstand entgegenzusetzen, denn sein Fall wird das Ende Transvaals, wie das der Herrschaft des Burenelementes in Südafrika überhaupt bedeuten.



# Mannigfaltiges.

**Dankbare Jäger.** — Als die romantische Oper „Der Freischütz“ ihren glorreichen Siegeszug über die deutschen Bühnen hielt, sang man überall die berühmte Jungfernkranzmelodie, welche auch sogleich auf alle Drehorgelwalzen kam. Doch natürlich nicht nur diese Melodie allein, auch die anderen schönen Chöre und Arien der neuen, so echt populären Oper gefielen dem Publikum, besonders aber den Weidmännern der Chor: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen!“ Weber sowohl wie auch sein geschickter Librettist, der Hofrat Friedrich Kind in Dresden, erhielten davon zahlreiche erfreuliche materielle Beweise. Hasen, Rehe, Rebhühner, Wildenten, Schnepfen, Fasanen und anderes Wild wurden ihnen häufig als Geschenk gebracht oder zugeschickt von dankbaren, durch jenes schöne Jägerlied begeisterten Nimrodsjüngern.

Auch noch nach Webers Tod empfing der alte Hofrat solche Geschenke, so zum Beispiel vom Grafen Clam-Gallas in Böhmen, der ihm in jedem Herbst, nach den großen Jagden auf seinen Gütern, entweder einen feisten Rehbock, ein Wildschwein oder einen halben Damhirsch verehrte. Davon hatte ein junger sächsischer Edelmann, der Baron v. B., der etliche Meilen von Dresden ein großes Gut besaß, Kenntnis erhalten, und es machte ihm Vergnügen, den Herrn Hofrat ebenfalls durch derartige Präsente zu erfreuen.

Doch auch arme und geringe Leute bezeigten dem Dichter auf ähnliche, wenn auch bescheidenere Weise ihre Verehrung. So kam eines Tages ein etwa dreißigjähriger Mann in ärm-

licher Kleidung zu ihm und brachte ihm einen Hasen mit der in einiger Verlegenheit vorgebrachten Bitte: der Herr Hofrat möge doch so freundlich sein, dies kleine Geschenk von ihm anzunehmen.

Der alte Herr sah zuerst den Hasen, dann den Besucher an. „Lieber Mann, was veranlaßt Euch denn dazu?“ fragte er.

„Es ist wegen des schönen Liedes vom Jägervergnügen, Herr Hofrat,“ versetzte der Mann. „Es giebt in der Welt kein zweites Lied, welches den Weidmann so erfreuen kann.“

„Wo seid Ihr her?“

„Vom Lande.“

„Wie heißt Ihr?“

„Mein Name thut nichts zur Sache. Ich bin ein armer Teufel und wünsche unbekannt zu bleiben.“

„Dürft Ihr überhaupt Hasen schießen?“

„Machen Sie sich darüber, bitte, keine Sorgen, Herr Hofrat.“

Es kam das alles dem alten Herrn recht seltsam vor. „Ich glaube beinahe, der Kerl ist ein Wilddieb,“ dachte er im stillen. „Wenn das wirklich der Fall ist, dann freilich wär's ja für mich recht schmeichelhaft, daß mein Chor sogar einen solchen Menschen bezaubern konnte.“

Er ließ ein großes Glas Wein bringen, welches der Besucher dankend annahm. Dann ging der Mann, nachdem er noch gesagt hatte, daß er übers Jahr zum Herbst wieder einen Hasen oder etliche Fasanen bringen würde. —

In der That erschien im nächsten Herbst richtig wieder der wunderliche Verehrer des Dichters mit einem Hasen.

Der Hofrat ließ ihm, wie vormals, ein Glas Wein einschenken und unterhielt sich noch mit ihm, als draußen ein Wagen vors Haus fuhr.

Gleich darauf trat der Baron v. B. ein, ihm folgte sein Kutscher, der einen feisten Rehbock trug.

„Hier, werter Herr Hofrat, bringe ich Ihnen als schwaches Zeichen meiner dankbaren Verehrung diesen Bock!“ rief jovial der Baron.

„Besten Dank!“ sprach der Dichter lächelnd. „Fast wird es mir in diesem Herbst des Guten zu viel. Ich habe nämlich schon

einen anderen Rehbock, außerdem Hasen, Fasanen, Rebhühner, Enten und anderes Wild erhalten."

„Das freut mich," sagte der Kavalier. „Aber es wundert mich nicht. Alle eifrigen Jagdfreunde schätzen Sie ja mit Recht so hoch, wegen Ihrer vortrefflichen Oper mit dem herrlichen Jägerchor darin."

„O, bitte," wehrte bescheiden der alte Herr ab, „es ist doch eigentlich hauptsächlich Webers unsterbliches Verdienst."

„Bitte, Herr Hofrat, stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel! Sie haben doch die schönen Textesworte geschaffen."

Unterdessen hatte der sonderbare Hasenspender, noch mit dem Glase Wein in der Hand, sich abgewandt, als ob er wünschen müsse, nicht erkannt zu werden. Aber der Kutscher erkannte ihn doch und flüsterte seinem Gebieter etwas zu, indem er zugleich auf den Hasen deutete, der nun friedlich neben dem Rehbock lag.

„Sieh da, Brandel!" rief der Baron. „Was thut Ihr denn hier?"

„Dasselbe, was Sie thun, Herr Baron."

„So, so! Hat er vielleicht diesen Hasen gebracht, Herr Hofrat?"

„Jawohl."

„Und an Sie verkauft?"

„Nein, Herr Baron. Sie können sich doch wohl denken, daß ich keine Hasen zu kaufen brauche; es wird mir ja so viel davon geschenkt, daß ich beinahe einen Handel damit anfangen könnte."

„Hat er Ihnen früher schon Hasen gebracht?"

„Nur einen, im vorigen Jahre, um dieselbe Zeit."

„Und den schenkte er Ihnen damals auch?"

„Ja, und zwar wegen meines Jägerchores, ebenso wie Sie mir solche Ehre erweisen. Er muß wohl auch ein eifriger Nimrod sein."

„Ja, freilich. Hahaha! Ein ganz durchtriebener Wilddieb ist er."

Mit einem schadenfrohen Blick auf den unglücklichen Schützen sagte der Kutscher: „Jetzt, gnädiger Herr, haben wir ihn endlich erwischt. Wie wird sich der Herr Oberförster darüber freuen!"

„Ich möchte nicht gern als Zeuge gegen ihn aussagen in dieser Sache," bemerkte mitleidig der Hofrat. „Er meinte es ja doch gut."

„Ja," sagte kopfnickend der Baron, „und das ist sein Glück." Dann wandte er sich an Brandel: „Sagt die Wahrheit, dann kann noch alles gut mit Euch werden."

„Ich will's, gnädiger Herr," versicherte der Wilddieb.

„Ihr habt diesen Hasen auf meiner Feldmark geschossen?"

„Ja."

„Und auch früher den anderen Hasen, welchen Ihr dem Herrn Hofrat brachtet?"

„Auch den."

„Und wohl außerdem noch sonstiges Wild, wonach ich aber jetzt nicht weiter fragen will. Also könnt Ihr das Wildern durchaus nicht lassen?"

„Gnädiger Herr, die Jägerei ist nun einmal mein Höchstes."

„Wohl, um des würdigen Hofrats willen, und weil Ihr ihn und seinen schönen Jägerchor so aufrichtig verehrt, will ich Gnade für Recht ergehen lassen. Damit Ihr nicht fernerhin zu wildern braucht, aber doch Eurer Jagdlust genügen könnt, mache ich Euch zum Wildhüter und zum Gehilfen meines Oberförsters. Seid Ihr damit zufrieden?"

„O, gewiß!" rief der Wilderer ganz außer sich vor Freude. „Großen Dank, gnädiger Herr! Nun bin ich der glücklichste der Menschen!" Und dann sagte er mit einem Blick des Dankes auf den alten Dichter: „Ihrem wunderherrlichen Liede verdanke ich mein Glück!" —

Bis zum Tode Kinds (1843) kam er jeden Herbst mit seinem Herrn, um den alten Hofrat durch weidmännische Geschenke zu erfreuen. F. L.

**Neue Erfindungen:** I. Vervollkommnete Leuchtgeräte. — Es sind in neuester Zeit verschiedene, höchst praktisch gestaltete Leuchtgeräte in den Handel gebracht worden, die es verdienen, der Beachtung weiterer Kreise empfohlen zu werden. Da ist zunächst der Universal-Kellerleuchter (Fig. 1), der für Kellereien und ähnliche Betriebe wie auch für jedes andere Geschäft deswegen von besonderem Wert sein wird, weil er sich in

jeder Lage gebrauchen läßt. Das Licht steht darin stets senkrecht nach oben, ganz gleich, ob der Leuchter gehängt, gestellt oder in welche Lage er immer gebracht wird. Der außerordentlich hand-

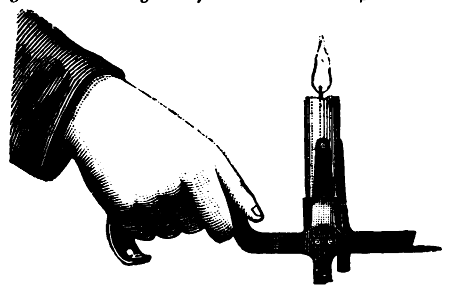


Fig. 1. Der Universal-Kellerleuchter.

liche Leuchter, der geschmiedet ist, paßt außerdem für jede Kerzen-stärke. — Das verbesserte Nachtlicht, welches Fig. 2 zur Dar-stellung bringt, ist aus schwarzemailliertem Eisenblech, mit Glas-

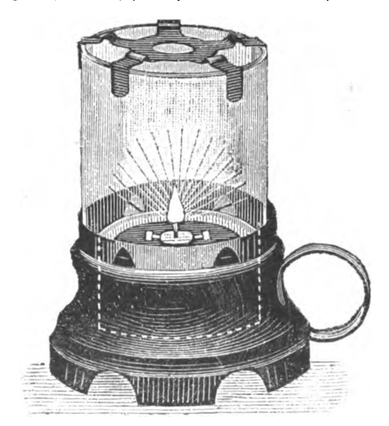


Fig. 2. Ein verbessertes Nachtlicht.

einsatz, rosa Cylinder und Kochaufsatz versehen. Es spendet ein sehr angenehmes Licht und hat sich bereits in Schlaf- und Kranken-zimmern bestens bewährt. — Der pneumatische Leuchter

(Fig. 3) hat die überraschende Eigenschaft, daß er, an Glas, polierten Möbeln, Metall- oder Blechwänden und -platten einmal angebracht, wie festgenagelt an der betreffenden Stelle hängt, trotzdem aber nach der Benutzung durch einen Ruck sich leicht wieder abnehmen läßt. Dieser Leuchter kann ebensogut als Hänge- wie als Stehleuchter verwendet werden; er läßt sich infolge seiner eigenartigen Scharniervorrichtung auch in jedem Winkel, also auch an schiefstehenden Spiegeln u. s. w., anbringen. Zu Hause und auf Reisen ist er, an Spiegeln oder Fenstern

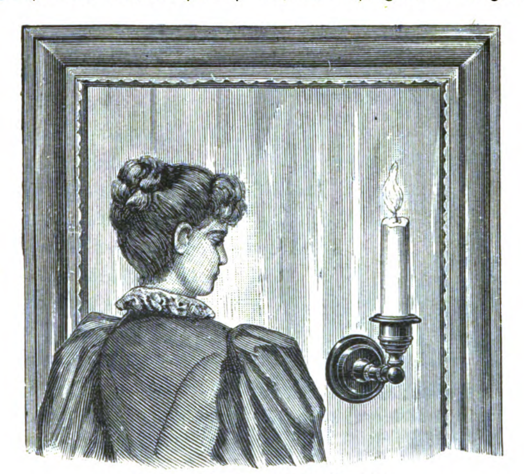
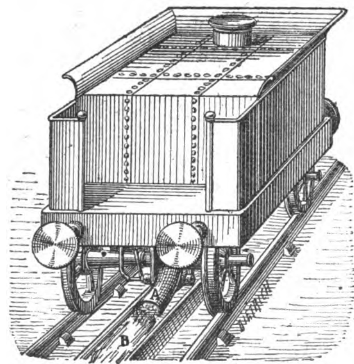


Fig. 3. Der pneumatische Leuchter.

angebracht, das bequemste Beleuchtungsmittel zum Frisieren und Rasieren, beim Lesen u. s. w. Der pneumatische Aufhänger wird statt als Leuchter auch als Spiegel hergestellt; statt der Tülle ist dann vorn ein Spiegel angebracht, den man an jedes Fenster hängen kann. Fr. R.

II. Vorrichtung zum Speisen der Tender mit Wasser ohne Unterbrechung der Fahrt. — Ein namentlich im Schnellzugsverkehr außerordentlich lästiger und hemmender Umstand ist die in gewissen Zwischenräumen notwendig werdende Erneuerung des Wasservorrates für die Maschine. Dieser befindet sich be-

kanntlich in einem Reservoir des Tenders, wie der der Lokomotive angehängte Vorratswagen für Kohlen und Wasser heißt. Man hat zwar schon längst bei den modernen Maschinen die früheren Speisepumpen des Kessels durch Strahlpumpen ersetzt. Bei diesen wird durch einen aus einer engen Düse austretenden Dampfstrahl das Wasser aus dem Tender angesogen und in den Kessel gedrückt. Die alten Pumpen dagegen bekamen von einer der Treibachsen aus ihren Antrieb, so daß die Maschinen, um den Kessel zu füllen, jedesmal so lange auf dem Bahnhof spazieren fahren mußten. Aber auch das Füllen des Tenderreservoirs ist



Vorrichtung zum Speisen der Tender mit Wasser ohne Fahrtunterbrechung.

sehr zeitraubend und macht auf langen Strecken mitunter einen Aufenthalt auf unbedeutenden Stationen notwendig, wo sonst die Eilzüge überhaupt gar nicht halten würden. Man kann eben, ohne den Zug übermäßig zu belasten, nicht von vornherein einen für alle Fälle genügenden Wasservorrat aufnehmen, selbst auf amerikanischen Bahnen nicht, wo die Tender im allgemeinen schon bedeutend größer und schwerer sind als in Europa. Man hat deswegen dort eine äußerst sinnreiche Vorrichtung zum Speisen der Tender mit Wasser ohne Unterbrechung der Fahrt (siehe die Illustration) eingeführt, die neuerdings auch bereits in England Nachahmung gefunden hat. Es sind auf gewissen Stationen angebrachte Wasserrinnen. Die Strecke muß für diesen Zweck vollkommen eben sein. Man bringt dann zwischen den Schienen blecherne Rinnen (B) von 300 bis 500 Meter Länge an, in die man vor dem Einlaufen des Zuges Wasser einläßt, bis die Rinne ganz damit gefüllt ist. Der Tender schöpft dieses Wasser während der Fahrt über die Rinne mittels eines ganz einfachen Mechanismus ein. Sobald der Tender

nämlich über den Anfang jener Rinne, der durch ein Signal kenntlich gemacht ist, weggefahren ist, senkt der Heizer durch den Druck auf einen Hebel eine aus dem Boden des Tenderreservoirs heraustretende Knieröhre so weit, daß sie mit ihrem vorderen, etwas aufwärts gebogenen Ende (A) in die Wasserrinne taucht, und hebt sie auf dieselbe Art wieder, bevor die Rinne ganz passiert ist. Infolge der Geschwindigkeit der Züge und der dem Rohre gegebenen Form steigt das Wasser in letzterem empor und entleert sich in das Reservoir, bis dieses wiederum ganz gefüllt ist. In Gegenden, wo die Lokomotiven mit Petroleum geheizt werden, was ja in Amerika und Rußland vielfach geschieht, kann man auf dieselbe Weise für die Erneuerung des Vorrats an Brennmaterial sorgen, so daß dann die Schnellzüge ohne Aufenthalt zwischen den entlegensten Stationen zu verkehren vermögen. Es ist begreiflich, daß man auf Vorkehrungen bedacht ist, die alle mit der Wasser- und Brennmaterialversorgung der Züge verbundenen Manipulationen nach Möglichkeit abkürzen. E. M.

**Arme Prinzessinnen.** — Dem Rechte des Mädchens, ihr Herz nach freier Wahl an den geliebten Mann zu verschenken, setzen höherer Wille und anderweitige Rücksichten um so engere Schranken, je höher Rang, Reichtum, Geburt sie über ihre Mitschwestern erheben. Wohl waltet auch in den oberen und obersten Kreisen die Liebe mit mächtiger Gewalt, aber noch strenger schwingt sein hartes Scepter der herkömmliche Brauch, das Standesvorurteil und die Staatsklugheit.

Zwar kommt es in allen Ständen vor, daß ein Mädchen einen ungeliebten Mann heiratet, allein dann ist wenigstens dieser Mann doch fast stets der Erwählten in Liebe ergeben; daß Braut und Bräutigam sich gegenseitig gleichgültig sind, sich wohl gar erst nach der Hochzeit kennen lernen, ist in der bürgerlichen Gesellschaft ziemlich ausgeschlossen, in fürstlichen Häusern dagegen war es früher fast die Regel. Auch die größten Altersunterschiede kamen früher in hohen Kreisen häufig vor.

Max Jakob Moritz, Reichsfürst von Liechtenstein, heiratete im 62. Lebensjahre seine neunzehnjährige Nichte, und der tapfere Verteidiger Wiens gegen die Türken, Graf Niklas Salm, heiratete

im selben Alter die vierzehnjährige Elisabeth Roggendorf; ihr Vater war um 21 Jahre jünger als sein Schwiegersohn. Der Kurfürst August von Sachsen, auch schon über 60 Jahre alt, vermählte sich 1585 mit der dreizehnjährigen Tochter des Fürsten von Dessau; fünf Wochen später war die kindliche Frau bereits Witwe.

Da war Reichsgraf Johann Friedrich Castell-Rübenhausen glücklicher. Nachdem er nach je einjähriger Ehe zweimal Witwer geworden war und dann mit seiner dritten Frau, einer Erbgräfin von Ranzau, die goldene Hochzeit gefeiert hatte, heiratete er zum viertenmal im Alter von 68 und zum fünftenmal im Alter von 72 Jahren junge Aristokratinnen. Er starb 74 Jahre alt 1749.

Maria Anna, Tochter des Kaisers Leopold I., wurde als Braut des spanischen Kronprinzen Don Balthasar 1646 nach Spanien gesandt. Als dieser jedoch während ihrer Hinreise unvermutet starb, mußte sie, die Fünfzehnjährige, den Vater ihres verstorbenen Bräutigams nehmen.

Nicht immer sind es politische Interessen, welchen junge fürstliche Damen geopfert wurden; die Frage der Versorgung spielte oft auch in den höchsten Kreisen eine Rolle. Die sehr arme, aber kluge Prinzessin Friederike von Holstein-Beck (sie hatte kaum einige hundert Thaler jährlich zum Unterhalte) heiratete den Fürsten Alexander Karl von Anhalt-Dessau, obwohl dieser bekanntermaßen schwachsinnig war. Am Tage seines Regierungsantrittes ernannte er eine Schildwache zum Hauptmann, schoß bei guter Laune mit einem Erbsenblasrohr aus dem Fenster seines Schlosses nach den vorübergehenden Leuten oder erfrischte sie mit einem Strahl aus seiner Handspritze, und sein Hauptvergnügen war, bei der Hoftafel Damen und Herren mit den Kirschenkernen des Kompotts zu bombardieren.

Der berühmte schwedische General Banner hatte seine erste Frau, eine Gräfin Erbach, während seiner Kriegszüge in Deutschland stets bei sich, und der Bagagewagen war jahrelang ihre Heimat. Sie starb am 28. Mai 1640 im Lager zu Saalfelden. Bei ihrem Leichenbegängnisse bemerkte Banner die siebzehnjährige Enkelin des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach

und heiratete sie sofort. Am Hochzeitstage betrank sich Banner so, daß er seine junge Frau und deren Vater prügelte und dann nach vier Tagen, während denen er geschlafen hatte, sich an gar nichts mehr erinnerte.

Wie es bei der Völlerei und Roheit früherer Zeit an Fürstenhöfen zuging, zeigt uns das Tagebuch des Herzogs von Schwerin: „Am 9. Juni 1513 hat mein Bruder (es ist Herzog Johann Albrecht, Stifter der Linie Mecklenburg-Güstrow gemeint) beim Trinken sich erzürnt, nach Rosen mit dem Degen gestochen und ist auf seine Frau mit dem Pistol losgegangen, daß diese wie tot erschrocken gewesen, und man sie mit Wasser wieder aufkühlen mußte. Graf Heinrich zu Stollberg hat meinem Bruder zugesprochen, er solle seine Gemahlin doch bedenken, den hat er mit dem Degen verhauen."

König Heinrich VIII. von England war ein trauriges Muster, wie man Frauen gegenüber nicht auftreten soll. Als ihm am Neujahrstage 1540 seine vierte Braut, Anna von Cleve, eine stattliche Brunhilde, vorgestellt wurde, mißfiel sie ihm so sehr, daß er es kaum für nötig fand, sie zu begrüßen, sondern sich zu seinen Höflingen wandte und so laut, daß es die arme Prinzessin hören mußte, sagte: „Was habt ihr mir da für ein flandrisches Pferd gebracht!" Trotzdem heiratete er Anna, sandte sie aber nach einem halben Jahre wieder heim.

Aehnlich bar jeden Zartgefühls benahm sich ein späterer englischer Monarch gegen seine Braut. Es war Georg IV. Als dieser, damals noch Prinz von Wales, am 5. April 1795 am Hofe von St. James die ihm von seinem Vater bestimmte Braut — Karoline von Braunschweig — begrüßen sollte, that er dieses zwar, kehrte sich aber dann rasch um und schüttelte sich.

„Mir ist übel bei diesem Anblick," sprach er laut genug zu Lord Malmesbury, „gebt mir ein Glas Schnaps."

Ursache zu dieser Gemeinheit hatte der dicke, aufgedunsene Wüstling nicht, denn die deutsche Prinzessin war trotz ihrer 27 Jahre eine anmutige, ja schöne Erscheinung und wohl im stande, einen Mann zu fesseln. Diese fürstliche Ehe war eine der unglücklichsten, die man sich denken kann. Ein Ausspruch der Tochter dieses königlichen Ehepaares, der Prinzessin Charlotte

(gestorben 1817 als Frau des Herzogs von Koburg, des nachmaligen ersten Königs der Belgier), wirft ein erschreckendes Licht auf diese Verhältnisse. „Meine Mutter," sagte die Herzogin, „war schlecht; aber sie wäre es nicht geworden, wenn mein Vater nicht noch schlechter gewesen wäre."

Ein abschreckendes Muster der Roheit war der bourbonische Ferdinand IV., König von Neapel. Diesem war die hochsinnige Erzherzogin Karoline, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, zur Gemahlin bestimmt. Am 12. Mai 1768 ward die Vermählung gefeiert. Der siebzehnjährige Bräutigam betrank sich dermaßen bei der Tafel, daß die sechzehnjährige Braut vor Schrecken und Entsetzen laut weinte. Am anderen Morgen wurde schon zeitlich zur Jagd aufgebrochen, an welcher die Königin nicht teilnahm. Abends zum Halali aber mußte sie kommen, um ihren Gemahl bei seiner liebsten Beschäftigung, dem Ausweiden des Wildes, zu sehen. Da hantierte er im Flanellhemd, die Brust offen, mit aufgekrempelten blutigen Armen, die langen schwarzen Haare wirr um den Kopf, zerlegte kunstgerecht das Wild und türmte die Eingeweide hoch um sich auf. Der Königin graute vor dieser Beschäftigung, und als der fürstliche Fleischergeselle mit seiner blutigen Hand ihr einen Kuß zuwarf, daß Blutstropfen und Fleischstückchen nur so umherflogen, wendete sie sich schaudernd ab. A. D. Borum.

**Die Entdeckung der Saratoga-Heilquellen.** — In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war der Staat New York im Inneren noch sehr wenig besiedelt. Ungeheure Urwälder dehnten sich dort aus, welche von zahlreichen Indianerstämmen bewohnt waren. Die Stadt New York zum Beispiel, jetzt so groß und volkreich, hatte damals nur fünf- bis sechstausend Einwohner.

Um das Jahr 1740 beschloß der reiche, europamüde Engländer Sir William Johnson, ein ehemaliger Offizier, in der amerikanischen Wildnis sich eine neue Heimat zu gründen. Mit seiner Familie und einigen treuen Dienern begab er sich in das Land der Mohawks und siedelte sich mitten unter ihnen an. Einige tausend Morgen Land kaufte er ihnen ab und ließ mit erheblichen Kosten ein stattliches großes Wohnhaus errichten.

Stets lebte er in Frieden und im besten Einvernehmen mit den Mohawks, mit deren Häuptling, dessen Dorf sich ganz nahe bei der Ansiedelung befand, er besonders befreundet war. Sir William hatte nämlich einen Sohn, der sich in die hübsche Tochter des Häuptlings verliebte und sie zur Frau begehrte. Seinem Vater war's freilich zuerst nicht recht, schließlich aber gab er zu diesem Schritte seine Einwilligung. Die Ansiedelung in der Wildnis war ihm eben so lieb geworden, daß er unter allen Umständen ihren gedeihlichen Fortbestand und ihr Verbleiben im Besitz der eigenen Familie wünschte.

Der alte Sir William war mit der Zeit schwach und leidend geworden, daß er nicht mehr reiten und gehen konnte. Die sogenannten Medizinmänner der Mohawks, die er um Rat fragte, schüttelten bedenklich ihre weisen Häupter und meinten, sie wüßten keine Hilfe für ihn. Da entschloß sich der Kranke, einen als sehr tüchtig gerühmten holländischen Arzt aus dem Städtchen Albany am Hudson rufen zu lassen und diesen um Rat zu fragen. Der Doktor kam und hielt sich einige Tage in der Ansiedelung auf. Nach sorgfältiger Untersuchung lautete sein Rat dahin, Johnson solle nach Europa reisen, um dort ein deutsches Bad zu besuchen, und Gesundbrunnen trinken.

Der Häuptling der Mohawks stand dabei und hörte mit vieler Aufmerksamkeit der in englischer Sprache geführten Unterredung zu. Er fragte so lange, bis er begriffen hatte, um was es sich handle. Dann begann er zu lachen und sagte: „Um dich ein prickelndes Sprudelwasser trinken zu lassen, will der alte Mann da dich viele tausend Meilen weit wegschicken? Freund, was er dir rät, kannst du viel gemächlicher ganz nahe bei uns haben. Ich kenne einen guten Brunnen, dessen Wasser ich zuweilen selbst mit Behagen getrunken habe, und der ist kaum eine halbe Tagereise von hier. Wenn du willst, sollen meine jungen Krieger dich zu dieser Quelle hintragen."

Sir William, dem dieser Vorschlag besser gefiel als der des Arztes, war damit einverstanden. Es wurde eine bequeme Tragbahre für ihn hergerichtet, welche junge Indianer, deren zwölf mitgingen, abwechselnd trugen. Der Häuptling selbst führte den Zug an, dem auch Johnsons Sohn und der Arzt aus Albany

sich anschlossen. Der Arzt war natürlich sehr neugierig, die angebliche Wunderquelle kennen zu lernen.

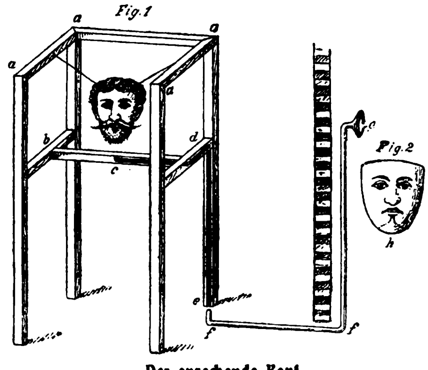
Am Spätnachmittag kamen sie in der Wildnis an einer Stelle an, wo zwischen Felsen eine starke Quelle hervorsprudelte. „Da ist der Born!" rief der Häuptling. (Diese Quelle fließt noch heute und sie ist unter dem Namen „High rock spring" bekannt.) Der Arzt trank prüfend von dem Wasser und rief staunend: „Das ist wahrlich ein so guter Mineralbrunnen als irgend einer in Europa. Dies Wasser wird in der That recht heilsam und kräftigend für Sie sein, Sir William."

Johnson ließ nun zunächst eine Hütte und später ein kleines Haus bei der Quelle erbauen. Mehrere Sommermonate verweilte er dort und trank fleißig alle Tage von dem Mineralwasser, welches in der That so gut bei ihm anschlug, daß der Schwächezustand von ihm wich und er sich bald so gesund und wohl fühlte, daß er wieder gehen und sogar reiten konnte. Sein Sohn, der dort wohnen blieb, wurde einige Zeit darauf von der Kolonialregierung zum Inspektor der indianischen Angelegenheiten ernannt und machte sich als solcher sehr nützlich.

Das war die erste Entdeckung und Benutzung der berühmten Saratoga-Heilquellen seitens der Weißen. Zuerst siedelte sich ein spekulativer Wirt dort an und erbaute ein kleines Haus für die wenigen Kurgäste. 1777 war Saratoga noch ein unbedeutender Ort, doch mit der steigenden Entwickelung und der Zunahme der Bevölkerung des Landes nahm es allmählich einen erstaunlichen Aufschwung. Jetzt weilen dort alljährlich vierzig- bis fünfzigtausend Gäste zur Brunnenkur, und großartige, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Riesenhotels machen ihnen den Aufenthalt heilbringend und angenehm. F. L.

**Der sprechende Kopf.** — Ein mechanisches Kunstwerk von einfacher und dennoch sehr interessanter Konstruktion, sowie von höchst überraschender Wirkung ist der sogenannte sprechende Kopf, den vielleicht manche unserer Leser schon in einer Schaubude oder einem Zaubertheater vorgeführt bekommen haben, ohne sich das Geheimnis dieses Apparates erklären zu können. Man sieht einen hölzernen Kopf, der an zwei Schnüren frei in der Luft hängt und auf jede an ihn gerichtete Frage eine zutreffende Ant-

wort giebt. Wir geben nachstehend die Aufklärung dieses scheinbaren Wunders und verweisen zunächst auf die Fig. 1 unserer Abbildung, welche die äußere Erscheinung des Apparates veranschaulicht. Zwischen einem viereckigen Holzgestell von nicht ganz 2 Meter Höhe, das nach vorn zu offen und in der Mitte durch drei Querleisten b, c, d verbunden ist, hängt mittels einfacher Schnüre und zweier Häkchen an zwei Ringen der oberen Seitenleisten ein hölzerner Kopf, der an der rechten Seite unterhalb des Ohres eine kleine Oeffnung und einen viereckigen




Der sprechende Kopf.

eisernen Zapfen zeigt. Der „Zauberkünstler", der den Apparat vorführt, hebt vor Beginn des Experiments zuerst das Gestell auf und bewegt es nach allen Richtungen, um zu zeigen, daß es gänzlich freisteht. Eingeweihte werden aber bemerken, daß er dabei den Fuß e—a auf der Erde stehen läßt und nur die drei anderen Füße aufhebt und bewegt. Dann hängt er den Kopf mit den Bändern aus, um auch diesen dem Publikum zu zeigen. Wiederaufgehängt, wird der Kopf mit einem größeren Uhrschlüssel unterhalb des Ohres aufgezogen. Hierauf bewegen sich die Augen, und der Kopf beantwortet die an ihn gerichteten Fragen, errät gezogene Karten, die mit zwei Würfeln geworfenen Augen u. s. w., wobei er den Mund ein wenig öffnet.

Die Erklärung ist einfach. Die Latten, aus denen das Ge-

rüst zusammengefügt ist, haben etwa 4 Centimeter im Quadrat. In die Latte b—c—d ist, in der Mitte bei c beginnend, ein Rohr von ungefähr 25 Millimeter Durchmesser eingefügt und von c nach d—e weitergeführt. Unten bei e hat es eine etwas erweiterte Oeffnung, um mit einem unter dem Bodenbelag verborgenen Rohre f—f durch einfaches Aufschieben bei e—f leicht verbunden zu werden. Dadurch wird nun eine Verbindung der ganzen Leitung bis nach der Schlußmündung g, die in einem Nebenraum sich befindet, hergestellt. Hier hält sich ein gewandter Gehilfe auf, der die Fragen vernimmt und sie teils nach eigener Phantasie, teils — soweit Zahlen u. s. w. in Betracht kommen — nach vorher mit dem Künstler getroffenen Abmachungen beantwortet. Der hölzerne Kopf ist mit einer Art Uhrwerk versehen, das nach dem Aufziehen die Augen langsam hin und her bewegt. Etwas später — dies muß der Fragesteller beachten — wird dadurch auch der Mund in der Weise um ein weniges geöffnet, als ob er spräche. Außerdem ist, wie Fig 2. zeigt, am unteren Teile des Kopfes bei h ein trichterförmiges Schallrohr angebracht. Seine untere Oeffnung hat 7 bis 8 Centimeter Durchmesser, die bis zum Munde reichende Endmündung dagegen etwa 20 Millimeter. Dieses Schallrohr ist unterhalb mit dunklem, kräftigem Zeuge überzogen, auch teilweise durch den Bart verdeckt, so daß das Publikum von ihm nichts wahrzunehmen vermag. Die Mündung des in der Gestellatte verborgenen Rohres bei c ist gleichfalls durch ein sehr dünnes Brettchen verdeckt und mit dem übrigen Teile des Gestelles gleichmäßig angestrichen. Es hindert dieses aber keineswegs die Fortpflanzung des Schalles zu dem im Kopfe Fig. 2 h befindlichen Schallrohre.

Dieser Apparat gewährt nun aber auch noch ein kulturgeschichtliches Interesse, denn es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß man im Altertum ähnliche akustische Hilfsmittel in Anwendung gebracht hat, um in den Orakeltempeln Statuen und metallene Köpfe sprechen zu lassen. Berühmt war der sprechende Kopf des Orpheus, der auf Lesbos seine Orakel erteilte. Als Bischof Theophilus im vierten Jahrhundert zu Alexandrien die Statuen der heidnischen Gottheiten zertrümmerte, zeigte es sich, daß mehrere hohl waren und so gegen die Wand standen, daß der

Orakelpriester sich dahinter verbergen und durch ihren Mund sprechen konnte. Ohne Zweifel war ja den Alten der Umstand bekannt, daß die Stimme sich durch Röhren mit Leichtigkeit fortpflanzen läßt, und auch die mittelalterlichen Forscher scheinen damit vertraut gewesen zu sein. Um das Jahr 1000 verfertigte Papst Silvester II., der ursprünglich Gerbert hieß und wegen seiner physikalischen und chemischen Erfindungen und Kunstfertigkeiten berühmt war, einen sprechenden Kopf aus Erz. Desgleichen sollen im 13. Jahrhundert Albertus Magnus, Roger Bacon und andere derartige Apparate hergestellt haben, deren Geheimnis nun unseren Lesern offenbar ist. Fr. R.

**Der versetzte Ueberzieher.** — Das Münchener Versatzamt befand sich in der Vorstadt Au, und in der Nähe desselben fand man viele ältere Frauen, die für alle diejenigen, welche das unangenehme Versatzgeschäft selbst vorzunehmen sich genierten, gegen eine geringe Vergütung zur Verfügung standen. Es war an einem schönen Maimorgen des Jahres 1857. Die bereits recht energisch herabbrennende Sonne schien keine Notiz davon nehmen zu wollen, daß der Spaziergänger, der eben in die „Seufzerallee" einbog und sich seines Ueberziehers entledigte, König Max von Bayern war, sie brannte wacker darauf los. Max II. hielt an, um sich die Schweißtropfen von der Stirn zu wischen, da fiel ihm ein an der Planke des „Schwiegertheaters" postiertes altes Weib auf, das sich ihm unter sonderbaren Gestikulationen näherte.

Der König glaubte es mit einer Bettlerin zu thun zu haben, welche die Gelegenheit benutzen wollte, den König anzubetteln. Er hatte sich aber getäuscht, denn nachdem die Alte sich erst vorsichtig umgeschaut hatte, ob niemand in der Nähe sei, sagte sie, auf den über dem Arme des Königs liegenden Ueberzieher weisend: „Lieber Herr, Sie wollen wohl den Rock versetzen? Werd's schon besorgen."

Anfangs war der König ob dieses Ansinnens nicht wenig frappiert, da er sich aber nicht erkannt sah, reizte es ihn, zu erfahren, welches Schicksal sein Ueberzieher haben sollte, und er flüsterte der Alten ganz vertrauensvoll zu: „Jawohl."

„Schön," rief das Weib, indem es den Ueberzieher nahm,

„wenn S' in einer Viertelstunde wieder vorbeikommen, bring' ich schon 's Geld. Wir werden," fügte sie, mit einem Kennerblick das Kleidungsstück prüfend, hinzu, „schon a Guldener zehn 'rausschlag'n."

Mühsam das Lachen unterdrückend, ging der König weiter. Genau nach einer Viertelstunde kam er wieder zurück — richtig stand die Alte schon wieder da.

„Da ist's Geld, lieber Herr! Elf Gulden ham mer kriegt. So und da haben S' den Versatzschein. Lassen S' mich beim Auslösen empfohlen sein."

Als sie sah, daß der um seinen Ueberzieher leichter gewordene Herr nicht zu wissen schien, was er für ihre Bemühung zu zahlen habe, sagte sie: „Der Schein kost't an Groschen, i selber hab' no an Sechser z' fordern."

Der König schob lächelnd den Versatzschein in die Tasche, und indem er dem Weib die elf Gulden in die Hand drückte, sagte er: „Nehm Sie das, liebe Frau, für Ihre Mühe!"

Die Alte wußte nicht, was sie von einem solchen Geschäft halten sollte, und wollte den Herrn um Aufklärung bitten, dieser hatte sich aber schnell entfernt und nunmehr schon die Brücke erreicht.

In der Residenz angelangt, eilte Max II. sofort zur Königin, und mit vergnügtem Lächeln ihr den Versatzschein überreichend, sagte er: „Marie, ich habe meinen Ueberzieher versetzt, den mußt du mir nun wieder einlösen!" D. G.

**Arbeiten der Tiere mit besonderen Hilfsmitteln.** — Der berühmte Anatom und Physiolog Professor E. H. Webber beobachtete eine Spinne, welche ihr Netz zwischen zwei hohen, auf einem Acker befindlichen Pfählen ausgespannt und als dritten Befestigungspunkt den Zweig einer unter ihrer Fangvorrichtung stehenden Pflanze benutzt hatte. Der diesem Zwecke dienende Faden reichte aber so tief herab, daß er von Passanten häufig zerrissen wurde, und um diese wiederholten Beschädigungen für die Folge auszuschließen, machte die Spinne von einem Hilfsmittel Gebrauch, welches sinnreicher auch von dem vernunftbegabten Menschen nicht hätte ausfindig gemacht werden können. Sie ließ sich nämlich vom Netze zum Boden herab, umwob einen

dort liegenden kleinen Stein dicht mit einem Faden und kletterte alsdann ins Netz zurück. Hierauf begann die Arbeit des Emporziehens dieses Gewichtes bis zu solcher Höhe, daß es selbst von größeren Personen nicht mehr berührt werden konnte. Die Schwerkraft des kleinen Steines war groß genug, um eine genügende Spannung des Netzes zu bewerkstelligen, und andererseits gering genug, um vom Winde, ohne Beschädigungen zu verursachen, hin und her bewegt werden zu können.

Einen ganz ähnlichen Fall von Ueberlegung beobachtete der genannte Gelehrte bei einer anderen Spinne, die ihr Netz in der Maueröffnung einer Wand ausgespannt hatte, welche zwischen zwei Räumen befindlich war, von denen der eine als Werkstatt zum Schneiden von Brettern, der andere zum Aufstapeln und Trocknen der gefertigten Planken diente. Durch die erwähnte Oeffnung wurden die geschnittenen Bretter in den Trockenraum geschoben, was ein häufiges Zerreißen des unteren Teils des Spinnengewebes zur Folge hatte. Zum Glück für die kleine Architektin befand sich auf der Brüstung des scheibenlosen Fensters ein zerbrochener Nagel, der mit Hilfe eines flaschenzugartigen Systems von Fäden zu solcher Höhe emporgewunden wurde, daß die Bretter in den Nebenraum geschoben werden konnten, ohne das freischwebende Spanngewicht zu berühren.

Derselbe Gelehrte machte eines Tages zu seinem Verdrusse die Entdeckung, daß Ameisen einen auf seinem Arbeitstische befindlichen, zum Ausstopfen bestimmten Vogelbalg zu benagen begonnen hatten. Um diesem Zerstörungswerke Einhalt zu thun, legte Professor Webber unter ein jedes der vier Tischbeine ein Stück Packpapier, auf welches mit Teer je ein breiter Ring gepinselt wurde. Mehrere Tage lang erwies sich dieses Hilfsmittel auch als erfolgreich, da die Insekten den Klebstoff nicht zu überschreiten vermochten. Nach Verlauf einer Woche zeigten sich aber an dem Vogelbalge von neuem zahlreiche Stellen, an denen er benagt worden war, und eine Untersuchung ergab, daß die Ameisen über einen der Teerringe eine Brücke gebaut hatten. Von einem Punkte der äußeren Peripherie aus waren nämlich Sandkörner in hinreichender Breite auf den Teer gelegt, und diese feste Unterlage bis zum inneren Rande des klebrigen Ringes

fortgesetzt worden, so daß die Insekten nun ohne Hindernis bis zu dem betreffenden Tischbein gelangen konnten.

Dieser Brückenbau lieferte einen so schlagenden Beweis tierischer Ueberlegung, daß Professor Webber seinen Freund R. O. Cowling, Professor an der Universität von Louisville, einlud, das Bauwerk in Augenschein zu nehmen. Auf dessen Vorschlag wurde nun ein mit einem frischen Teerringe versehenes Blatt unter das Tischbein gelegt, und den beiden Gelehrten war nun Gelegenheit gegeben, die Ameisen bei dem sofort beginnenden Bau einer neuen Sandbrücke zu beobachten.

Nicht minder bemerkenswert ist der Bericht des Dr. Ellendorf über seine Beobachtungen an Ameisen. Um die Vorräte seines Speiseschranks gegen die Näschereien dieser klugen Insekten zu schützen, hatte er unter einen jeden der vier Füße einen mit Wasser gefüllten Napf gestellt, was auch für einige Tage den Erfolg hatte, die Ameisen nicht in den Schrank gelangen zu lassen. Bald darauf aber wirtschafteten darin die ungebetenen Gäste so schlimm wie früher, und eine Untersuchung ergab, daß die Wasserfläche eines der Näpfe mittels eines Strohhalms überbrückt worden war. Die Länge des letzteren war um etwas beträchtlicher als die Breite der Wasserfläche und ruhte mit seinem inneren Ende auf dem Wasser, während sein äußeres Ende auf den Rand des Napfes gestützt war. Als Dr. Ellendorf den Strohhalm um einige Centimeter vom Schrankfuße abschob, hatte er Gelegenheit, eine Panik der auf diesem befindlichen Ameisen zu beobachten. Hunderte von Individuen suchten mit ihren Fühlhörnern die Lagerstelle des abhanden gekommenen Brückenkopfes ausfindig zu machen und eilten dann zurück, um den im Schranke befindlichen Genossen Mitteilung von der stattgehabten Katastrophe zu machen. Vom Lande aus liefen andererseits zahlreiche Ameisen über den Strohhalm bis zur Wasseroberfläche und dann in höchster Aufregung zurück und um den Rand des Napfes herum. Bald war es diesem Teile des Heeres klar, wo der Schaden lag, und daß dieser nur von ihnen, nicht aber von den abgesperrten Kameraden ausgebessert werden könne. So gewahrte Dr. Ellendorf bald eine große Anzahl starker Individuen, welche das äußere Ende des Strohhalms mit vereinten Kräften derartig zu ver-

schieben begannen, daß das innere Ende sich dem Schrankbeine wieder näherte und dasselbe schließlich berührte, wonach der unterbrochene Verkehr zwischen dem Schranke und der Heimat wiederhergestellt wurde.

Einige der höheren Tiere, wie Affen und Elefanten, bedienen sich nicht selten für bestimmte Zwecke einfacher Werkzeuge mit solchem Verständnis, daß unter gleichen Umständen, also in Abwesenheit anderer Hilfsmittel, auch der Mensch kein zweckentsprechenderes Verfahren hätte in Anwendung bringen können. Ein kleiner, von Professor Weller vollkommen gezähmter Affe war sich der dynamischen Wirkungen von Konkussionen zwischen soliden und teilweise hohlen Körpern vollkommen bewußt; denn sobald er eine Nuß nicht mit dem Gebiß öffnen konnte, bediente er sich für diesen Zweck zweier Steine, auf deren einen er die Nuß legte und festhielt, während er mit dem anderen die Schale zertrümmerte.

Diese Nutzbarmachung von Werkzeugen wurde aber noch übertroffen von einem im Besitz des Herrn Paul Devinney in St. Louis befindlichen Klammeraffen, welcher den Gebrauch eines Hammers und einer Pincette für Zwecke des Herausbeförderns der Kerne aus ungeöffneten Nüssen nach wenigen Unterrichtsstunden erlernt hatte und sich dann namentlich des letzteren Instruments in meisterhafter Weise zu bedienen wußte.

Einigen Affen ist auch die Wirkung der Hebelkraft bekannt, und sie verstehen es, die dadurch zu erzielende Energiesteigerung für ihre Zwecke nutzbar zu machen. Die Mitteilung, daß ein besonders intelligentes Tier wiederholt versucht habe, die Gitterstäbe seines Käfigs mit Hilfe eines kleinen Holzstücks auseinanderzubiegen, veranlaßte Professor Weller, die betreffende Menagerie zu besuchen, um das kluge Tier mit Erlaubnis des Besitzers einer Prüfung zu unterwerfen. Unter anderem reichte er dem Affen seinen starken, mit einer langen Eisenzwinge versehenen Stock, welcher alsbald einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen und dann von dem Tiere zum Erstaunen der Zuschauer in richtiger Weise als Hebel benutzt wurde. Hierbei diente die Zwinge als kurzer, der Griff mit dem Rest des Stockes als längerer Hebelarm, der, vom Affen mit aller Macht hin und her bewegt, binnen

kurzer Zeit das Auseinanderbiegen zweier Gitterstäbe zur Folge hatte. Durch Erweitern der in solcher Weise geschaffenen Oeffnung gelang es schließlich dem klugen Tiere, sich durch den entstandenen Spalt zu zwängen und die lang ersehnte Promenade in der Menagerie anzutreten.

Bei Gelegenheit einer im Jahre 1889 in New York stattgefundenen Ausstellung beobachtete derselbe Gelehrte einen anderen, bemerkenswert klugen Makakoaffen, der in einem Käfig saß, welcher durch eine federnde Thür mit dem benachbarten, einem anderen Affen zum Aufenthalt dienenden Raume in Verbindung stand. Der Makako war ein geselliges Tier, das gern seinem Nachbar Besuche abstattete, dabei aber durch das automatische Schließen der Verbindungsthür stets in üble Laune versetzt wurde. Zur Verwunderung des Wärters machte aber eines Tages die Mürrischkeit des Tieres einer ausgelassenen Fröhlichkeit Platz, die sich alsbald dadurch erklärte, daß der Makako seinen blechernen Futternapf in den Spalt der geöffneten Thür eingezwängt und dadurch verhindert hatte, daß diese sich beim Loslassen schloß. Er konnte also jetzt nach Belieben seinen Nachbar besuchen. Als Professor Weller zwecks Demonstrierung des Experiments in Gegenwart noch einiger anderer Gelehrten den Blechnapf aus dem Thürspalt entfernte und so die Kommunikation zwischen den beiden Käfigen unterbrach, wurde die Thür vom Affen unverzüglich wieder geöffnet und durch Einschieben des Gefäßes am Zufallen verhindert.

Nächst den Affen sind es vornehmlich die Elefanten, die uns durch ihre Klugheit und Ueberlegung in Erstaunen setzen. Auch Professor Weller war Gelegenheit geboten, sich hiervon zu überzeugen, als er einen Jahrmarkt auf den Fair Grounds bei St. Louis besuchte. Hier befand sich ein weiblicher Elefant Namens Jessie, der seiner Gelehrigkeit wegen weit und breit bekannt war. Dieses Tier wurde von einem Fliegenschwarm arg belästigt, der sich namentlich an einer Stelle seines Nackens niederließ, die durch den Rüssel nicht erreicht werden konnte. Nach längerem Erwägen hielt der Dickhäuter Umschau in seinem Käfig, ging in eine Ecke desselben, ergriff einen dort stehenden Schrubber und bediente sich desselben in so geschickter Weise,

daß alsbald die zudringlichen Insekten verscheucht oder getötet wurden.

Wie von Jägern übereinstimmend berichtet wird, kann man häufig Elefanten beobachten, die abgebrochene Baumzweige als Fliegenwedel benutzen. Einen noch interessanteren Fall berichtet Mister G. E. Peal in der englischen Wochenschrift „Nature". Bei einem zahmen indischen Elefanten, der am sumpfigen Ufer eines indischen Flusses mit dem Aufeinanderschichten von Zimmerhölzern beschäftigt war, gewahrte der Führer plötzlich lebhafte Zeichen des Verdrusses und der Beunruhigung, ohne im stande zu sein, den Grund dafür ausfindig zu machen. Da das Tier wiederholt den Versuch machte, an einen benachbarten Bambuszaun heranzutreten, so ließ es der Führer gewähren, um den Zweck dieses ungewohnten Verlangens ausfindig zu machen. Mister Peal, welcher auf dem Arbeitsplatze anwesend war, wurde nun Zeuge eines merkwürdigen Vorganges. Der Elefant zog mit seinem Rüssel einen der Bambusstäbe aus der Erde, hielt das obere Ende desselben fest und zerbrach die Stange mit dem einen Fuße in mehrere Stücke. Unter diesen wählte er dann dasjenige aus, das an der Bruchstelle am meisten zugeschärft war, erfaßte es an dem anderen Ende und rieb mit der Spitze energisch jene Hautfalte aus, die zwischen Oberschenkel und Rumpf befindlich ist. Das Resultat dieser Operation war das Zurerdefallen eines großen Blutegels, der sich dort angesaugt hatte. Dieser Erfolg wurde von dem klugen Tiere mit einem triumphierenden Trompetenstoße begrüßt, wonach ein Tritt den widrigen Schmarotzer zermalmte.

Den Gipfel der Klugheit aber erreichte wohl das schon vorher erwähnte Elefantenweibchen Jessie durch folgendes Stück. Wenn man nämlich Aepfel in solcher Entfernung vom Gitter seines Käfigs niederlegte, daß der voll ausgestreckte Rüssel sie nicht erfassen konnte, so blies Jessie einen kräftigen Luftstoß gegen die ungreifbaren Aepfel, wodurch dieselben gegen die gegenüberliegende Wand geschleudert wurden und, von dieser zurückprallend, bis auf greifbare Nähe an das Gitter heranrollten. M. P.

**Eine kecke Bittschrift.** — Ein Mädchen aus Großkehl in Mecklenburg richtete im Jahre 1782 an Friedrich den Großen

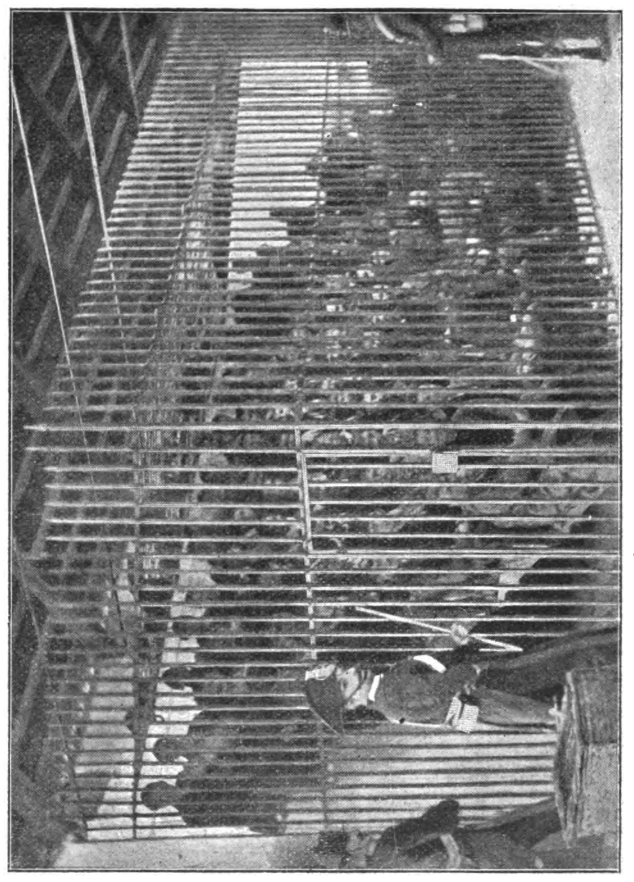
folgende Bittschrift: „Größter König! Zürne nicht, daß ein armes Mädchen sich untersteht, sich eine Gnade von Dir zu erflehen! Höre mit der Dir eigenen Güte, die so gerne Menschen beglückt, meine Bitte an. Schenke mir, gütiger König, eine kleine Meierei. Ich bin jetzt arm und unglücklich, aber wenn Du, großer König, meine Bitte gewährest, tausche ich mit Keinem. Ich weiß mir dann einen redlichen Mann, der mich liebt, an dessen Hand ich glückliche Tage im Lande meines Wohlthäters, meines Königs, durchleben würde. Jeden Morgen würde ich Gesundheit und Freude von meinem Gott für Dich erflehen. Dir ist es leicht, meinen Traum von Glück wirklich zu machen. Laß Dich, gütiger König, durch meine Bitten bewegen! Thue es doch! Ich umfasse Deine Knie, bitte so lange, bis Du mir zurufst: Ich erfülle Deine Bitte. Noch flehe ich um Gnade und Verzeihung dieses Schreibens, das ich ohne Jemandes Wissen, allein nach meiner Empfindung, mich unterstehe, zu Deinen Füßen zu legen. Deiner Entschließung, sei sie, wie sie wolle, mit kindlicher Ehrerbietung ehrfurchtsvoll zu verharren, ist meine Pflicht. Großkehl in Mecklenburg-Schwerin, den 11. Mai 1782. Henriette Müllerin."

Infolge dieses Bittgesuches erließ der König folgende Kabinettsordre an den Staatsminister v. Werder: „Mein lieber Etats-Minister! Wenn die Henriette Müller in Mecklenburg-Schwerin sich mit einem ehrlichen Menschen verheyrathet, alsdann will Ich ihr auf ihre angeschlossene natürliche Bitte ein Colonisten-Etablissement in der Priegnitz wohl anweisen lassen; Ihr werdet solches zu seiner Zeit besorgen, vorläufig aber derselben von dieser meiner gnädigen Gesinnung förbersamst zu ihrer Achtung Nachricht geben. Potsdam, den 17. Mai 1782. Friedrich."

Schon am 8. Juni wird über die Sache folgendermaßen berichtet: „Nachdem Se. Excellenz die Erkundigungen eingezogen, daß die Müllerin wirklich einen rechtschaffenen Bräutigam sich gewählet habe, hat Se. Majestät der König diesem jungen Paare bey Neustadt an der Dosse ein neues Haus mit Scheune und Stallungen, auch Vieh und 90 Morgen Land angewiesen." E. K.

**Ein Verbrecherkäfig.** — Welche Mittel unter Umständen die Behörden auch heutzutage noch ergreifen müssen, um mit verbrecherischen Elementen fertig zu werden, dafür giebt unser Bild

einen drastischen Beweis. Italien ist bekanntlich das Land der geheimen Verbrechergesellschaften. Kein Jahr vergeht, ohne daß



Gefangene der Malavita in Bari.

irgend ein Skandal ein grelles Licht auf das Treiben der Maffia Siziliens oder die Camorra Neapels wirft und zeigt, wie weitverzweigt und bis in die höchsten Kreise hinauf-

reichend das Uebel ist. Vor kurzem fand in Süditalien der Prozeß der Malavita statt, eines Verbrecherbundes, dem ebenfalls Leute aus allen Gesellschaftsklassen angehörten, wenngleich die ausführenden Organe stets nur aus dem Proletariat entnommen wurden. Offenen Raub vermied die Malavita, aber heimliche planmäßige Erpressung und Schröpfung der Besitzenden und Meuchelmorde, sowie Morde aus Rache wurden im größten Umfange ausgeführt. Endlich entschloß sich die italienische Regierung, energisch einzugreifen. Nicht weniger als 170 Mitglieder der Bande — freilich meist nur die unteren Organe — wurden verhaftet, die Leiter und Beschützer des Bundes, die zum Teil in hohen Stellungen befindlich waren und den Hauptgewinn einstrichen, gingen, wie fast stets in Italien, frei aus. Der Prozeß fand in der süditalienischen Stadt Bari am Adriatischen Meere statt. Um während der Schwurgerichtsverhandlungen, wo doch die Gefangenen vorgeführt werden mußten, Fluchtversuche der verzweifelten Gesellen, sowie eine gewaltsame Befreiung durch die Genossen zu verhindern, fand man bei der Menge der Verbrecher keinen anderen Ausweg, als sie durch eine lange Kette aneinander zu schließen und sie in zwei großen eisernen Käfigen eingesperrt zu halten, von denen uns unser Bild einen nach einer Photographie Lord Stanmores zeigt. Sie konnten so von Richtern und Geschworenen gesehen werden, den Verhandlungen folgen, an sie gerichtete Fragen beantworten, und waren doch unfähig, Unheil anzurichten. Carabinieri mit geladenen Gewehren hielten außerdem vor dem Käfige Wache. Die gefangenen Mitglieder der Malavita waren durchweg junge Leute von zwanzig bis dreißig Jahren. Sie trugen während des ganzen Prozesses das frechste und herausforderndste Benehmen zur Schau. Die Verhandlungen währten drei Wochen und endeten mit der Verurteilung der ganzen Bande zu kürzeren oder längeren Zuchthausstrafen. Der am schwersten Belastete — er hatte 28 Morde auf dem Gewissen — bekam vierzehn Jahre Zuchthaus. Daß die Milde dieser Strafen nicht geeignet war, das fressende Uebel der geheimen Verbrechergesellschaften Süditaliens auszurotten, ist offenbar, und so blüht in Sizilien die Maffia, in Neapel die Camorra lustig fort, und von Zeit zu

Zeit wird die Welt immer aufs neue eine Wiederholung des Prozesses in Bari erleben, und auch die Käfige werden so bald nicht überflüssig werden. F. Z.

**Vorahnungen und Vorzeichen.** — So sehr der Verstand auch widerspricht, das Gefühl der Menschen neigt doch immer noch zum Glauben an Ahnungen und Vorzeichen. Selbst die größten Geister sind davon nicht ausgenommen, wie viele geschichtliche Beispiele zeigen.

Als Kaiser Joseph II. von Oesterreich auf dem Krankenbette lag und die Gemahlin seines Neffen, die geistvolle Elisabeth von Württemberg, ihn besuchte und, vom Schmerze ergriffen, in Ohnmacht fiel, sprach er vorahnend: „Das ist ein böses Zeichen. Sie geht mir voraus, ich folge bald nach.“ Das war am 15. Februar 1790; am 18. früh halb sechs Uhr starb die Erzherzogin, am 20. genau um dieselbe Stunde der Kaiser.

Josephs II. Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, besuchte als Witwe täglich die Gruft ihres Gemahles; in letzter Zeit aber, als ihr wegen zunehmender Körperfülle das Betreten der engen Gruftstiege unbequem geworden war, brach man eine Oeffnung im Deckengewölbe, durch welche die Kaiserin im Fahrstuhle herab- und hinaufgewunden wurde. Im Herbst 1780 riß eines Tages beim Aufwinden das Seil, und Maria Theresia mußte, bis die Herstellung bewirkt war, in der Gruft bleiben. „Er laßt mich nit mehr fort,“ klagte die fromme Frau, „muß halt da bleiben!“

Es war in der That das letzte Mal, daß sie lebend die Gruft betrat; ihr Zustand verschlimmerte sich so rasch seit diesem Tage, daß sie am 29. November 1780 starb.

Merkwürdigerweise hatte ihr lebensfroher Gatte Kaiser Franz I. ein ähnliches Vorzeichen seines baldigen Todes. In Innsbruck stolperte er bei Betrachtung des Mausoleums seines großen Ahnen Maximilian I. über eine Stufe und rief sogleich mit trübem Ernste aus: „Das ist ein böses Zeichen, mein Ahne ruft mich.“

Fünf Tage später, am 18. August 1765, stürzte er auf dem Wege von der Oper in die Burg infolge eines Hirnschlages zusammen und starb in den Armen der herbeigeeilten Schildwache.

Prinz Eugen, der edle Ritter, ließ, als sein ältester Löwe,

den er in einem noch jetzt bestehenden Zwinger im Belvedere zu Wien hegte, ganz besonders laut und anhaltend brüllte, sich mit den Sterbesakramenten versehen, da er dies für ein sicheres Vorzeichen seines Todes hielt. Es traf aber nicht zu. Dieser große Geist im kleinen, schwächlichen Körper hatte überhaupt öfters eigentümliche Ahnungen. In den Laufgräben von Lille in Französisch-Flandern befiel ihn plötzlich am 14. Oktober 1708 ein unbesieglicher Schlaf, während dessen er seine in Brüssel wohnende Mutter sterben sah. Der einige Tage später eingetroffene Kurier meldete in der That den Tod der Herzogin. Tag und Stunde stimmten. In Wien nannte man den Prinzen in intimen Kreisen nur den Phantasten.

Kaiser Leopold I., der in seiner Jugend dem geistlichen Stand bestimmt war, glaubte fest an Vorahnungen und vorherverkündende Träume. In einem solchen sah er, wie Abt Joachim erzählt, Belgrad, das noch den Türken gehörte, durch kaiserliche Waffen fallen und gleichzeitig die Kaiserin von Zwillingsknaben genesen, deren einer die Krone des weströmischen, der andere die des wiedererstandenen oströmischen Reiches trug. Als nun am 16. September 1688 wirklich Belgrad von kaiserlichen und deutschen Truppen erstürmt wurde und alles zu einem günstigen Frieden riet, widersetzte sich der Kaiser demselben, er hoffte auf völlige Vernichtung der Türkei. Einige Zeit später gebar die Kaiserin eine Tochter, und die neuen Rüstungen der Türkei verhinderten einen günstigen Frieden. Der Traum hatte den Kaiser arg betrogen.

Oft wird ein zufällig gesprochenes Wort, selbst ein Scherz zum bösen Vorzeichen gestempelt, wenn die Erfüllung eingetreten ist. So riet Wilhelm von Oranien, als der niederländische Aufstand durch spanische Uebermacht erdrückt wurde, den Beteiligten zur Flucht. „Ich bleibe," erwiderte hartnäckig Graf Hoorn, der seine Güter nicht verlieren wollte, „ziehen Sie, wohin Sie wollen, mein güterloser Prinz!" (Oranien hatte in den Niederlanden keine Güter, wie Graf Hoorn); worauf Wilhelm in demselben spöttischen Tone entgegnete: „So leben Sie wohl, mein kopfloser Graf!" — Graf Hoorn wurde bekanntlich am 5. Juni 1568 als Empörer enthauptet.

Weniger Scherz, viel mehr ein Fluch war es, der als Todesvorhersage den kaiserlichen General Caraffa traf. Dieser Wüterich — Jokai nennt ihn den Henker von Eperies — bedrückte die Einwohner der neun Monate lang heldenmütig verteidigten ungarischen Stadt, als sie endlich in seine Hände fiel, auf die entsetzlichste Weise. Folter und Galgen waren an der Tagesordnung, und Caraffa bei jeder Hinrichtung zugegen. Die reiche und angesehene Frau Gabuna begann sich auf der Streckleiter vor Schmerzen zu erbrechen.

„Vorsichtiger," rief Caraffa dem Henker zu, „sonst speit die Hexe ihre Seele vorzeitig aus!" Da raffte sich die Gemarterte mit aller Kraft auf und schrie dem General zu: „Du, du Unmensch, sollst selbst deine elende Seele ausspeien." — Diese Worte wirkten eigentümlich auf Caraffa, der wie viele grausame Menschen abergläubisch und feige war. Sogleich ließ er die Unglückliche losbinden und begnadigte sie. Aber ihre Prophezeiung ging doch in Erfüllung. Sechs Jahre später, am 6. Juni 1693, starb General Graf Caraffa an Blutspeien.

Bei der Krönung des Erzherzogs Ferdinand zum Könige von Ungarn (1618) schlug der Blitz in den Turm der Kirche, allerdings ohne zu zünden oder sonst Schaden anzurichten, aber aus dem Gürtel des Krönungsschwertgehänges fiel ein Stückchen von sieben Gliedern heraus, veranlaßt durch das erschrockene Zusammenfahren des Königs. Dieser nahm die Sache für ein ungünstiges Omen, und in der That mußte er schon nach sieben Jahren der Krone entsagen. Von allen ungarischen Königen aus dem Hause Habsburg hat er am kürzesten regiert.

Der unglückliche König Karl I. von England pflanzte vor dem Beginne seines Kampfes mit dem Parlamente seine Standarte auf der Turmzinne zu Nottingham auf. Dieses geschah am 22. August 1642 um 6 Uhr abends unter Pauken- und Trompetenschall. Während der Nacht wütete ein furchtbarer Sturm und zerriß die Fahne in Stücke, welche in den sumpfigen Schloßgraben fielen. „Wehe mir!" klagte am anderen Morgen der König, „das ist ein schlimmes Vorzeichen." Sieben Jahre später, am 30. Januar 1649 um 6 Uhr abends, trat Karl I. von Whitehall aus den Gang zum Blutgerüste an.

Wir haben diese Beispiele aus der Geschichte angeführt, nicht etwa um dem Glauben an Ahnungen und Vorzeichen das Wort zu reden, sondern um unseren Eingangssatz zu beweisen, daß fast alle Menschen eine Hinneigung haben, an Ahnungen und Vorzeichen mehr oder minder zu glauben. Wer spöttisch darüber lacht, aber als Jäger früh morgens ein altes Weib, das seinen Weg kreuzt, eine Tischgesellschaft von 13 Personen oder den Antritt einer Reise am Freitag für unglückbedeutend hält, der zeigt, daß er über die Sache nicht genügend nachgedacht hat. Man kann sagen: jeder Mensch ist in irgend einem Punkte abergläubisch. Ein heiterer Beweis für diese Behauptung ist folgender aus jüngster Zeit.

Der ungarische Ministerpräsident Banffy, welcher zu den Ausgleichsverhandlungen von Budapest nach Wien reiste, erlitt unterwegs insofern einen Unfall, als sich der Zug auf der Strecke bei der Grenzstation Marchegg zufällig auskoppelte, ein Teil weiter bis zur nächsten österreichischen Station fuhr, der andere in Ungarn stehen blieb. Der Stationsvorstand erhielt eine große Anzahl Briefe und Telegramme mit der Anfrage, ob Banffy in dem zurückgebliebenen oder dem weiterfahrenden Teil des Zuges sich befunden habe, um daraus auf die Vorteilhaftigkeit des Ausgleiches für Trans- oder Cisleithanien zu orakeln; ja, selbst die Blätter beschäftigten sich mit dieser Frage. A. D. Borum.

**Moderne Kriegsprengstoffe.** — Unter allen Sprengstoffen, welche in den Kriegen unserer Zeit in Anwendung kommen, ist Lyddit von furchtbarster Wirkung. Die Stadt Lyddit in der Grafschaft Kent gab diesem Sprengstoff den Namen, denn dort wurde er zuerst hergestellt. Das Rezept zur Herstellung desselben ist ein Geheimnis der englischen Regierung, doch weiß man, daß sein Hauptbestandteil Pikrinsäure ist, die mit schwefligen oder salpetrigen Säuren in bestimmten Verhältnissen gemischt wird. Lyddit gleicht in krystallisiertem Zustande gepulvertem Schwefel. Seine Explosivkraft ist sehr groß und schrecklich. Seine erste praktische Anwendung im Kriege fand es bei Omdurman, wo es nicht nur Menschen sondern auch befestigte Werke buchstäblich in Stücke riß. — Das Cordit ist dem Dynamit verwandt, und zwar hinsichtlich seiner Herstellung und Zusammen-

setzung, denn es wird aus Schießbaumwolle und Nitroglycerin bereitet. Das Herstellungsverfahren ist folgendes. Zu 27¾ Pfund Schießbaumwolle werden 43½ Pfund Nitroglycerin gebracht und beide in einem mit Messing innen beschlagenen Behälter zu einem Teig, dem Corditteig, verarbeitet. Diese Arbeit nimmt 3½ Stunden in Anspruch, dann werden zu dieser Knetmasse 10 Pfund Aceton gebracht, und nachdem dieser Teig wieder 3 Stunden geknetet worden ist, ihm noch 3½ Pfund Vaseline beigemischt. Diese Masse wird nun nochmals 3 Stunden lang geknetet und dann ist der Corditteig fertig. Man bringt ihn darauf in einen Cylinder, worin er zu einem dünnen Strange gepreßt wird, den man dann um eine Trommel zieht oder windet. Er sieht nun einem Strange oder Tau (Cord) ähnlich, daher sein Name Cordit. Ist er getrocknet und in bestimmte Längestücke geschnitten, dann ist er für seine verhängnisvolle Verwendung fertig. Man kann ohne jedes Bedenken mit dem so fertig gestellten Cordit manipulieren, es sogar auf der flachen Hand anzünden, wo es langsam mit einer gelben Flamme verbrennt; wenn es aber in einem engen Raum, in dem Laufe eines Geschützes, verbrennt, dann wird es durch den gesteigerten Gasdruck explosiv. 70 Körner von schwarzem Schießpulver geben dem Geschoß eines Gewehres eine Geschwindigkeit von 400 Meter in der Sekunde; aber 30 Körner Cordit geben demselben Geschoß in der Sekunde eine Geschwindigkeit von 600 Meter. Ein Pfund Cordit giebt der Kugel einer Kanone eine größere Geschwindigkeit als fünf Pfund Schießpulver. Cordit ist rauchlos; es verschmutzt das Geschütz nicht, greift dasselbe aber an, wenn es nicht sorgfältig gereinigt wird. Es wird in einem staatlichen Laboratorium zu Waltham-Abbey verfertigt. C. T.

**Verhängnisvolle Speise.** — Im Jahre 1482 war das sonst reichgesegnete Mähren durch eine anhaltende Dürre der Sommerfrucht beraubt worden, und eine schreckliche Hungersnot hatte eine verheerende Seuche in ihrem Gefolge. Erst die gesegnete Ernte von 1483 machte dem Elende ein Ende. Zu Prodlitz, einem abgelegenen Dörfchen, versammelte sich die Bürgerschaft am ersten Sonntag der Schnittzeit im Gemeindehause, um dem Himmel für das neu erzeugte Brot gemeinschaftlich zu danken. Unter

den Versammelten, die alle sehr elend aussahen, fiel das gute, blühende Aussehen einer armen Witwe, sowie deren Kinder auf. Diese hatten während der Hungersnot auf ihrem einsamen, an einem Bergsee gelegenen Hofe bei Prodlitz gewohnt. Das gute Aussehen dieser Familie ging nach dem Bedünken der Bürger notwendig nicht mit rechten Dingen zu, und am folgenden Tage sollte sich das arme Weib verantworten, durch welche zauberische Mittel sie sich und ihre Kinder während des allgemeinen Elends so wohl erhalten habe. Auf dieses alles entgegnete sie nur, daß durch den bitteren Hunger, der sie zu dem Genusse der widerlichsten Gegenstände verleitet habe, sie auch die — Krebse als eine nahrhafte Speise kennen gelernt habe. In ihrem See hielten sich deren viele auf. Sprachlos, entsetzt schaute man das Weib an. Wie konnte jemand diese häßlichen spinnenartigen Amphibien essen! Sie wurde in Anklagezustand versetzt und wegen Hexerei zum Tode verurteilt. Am Vorabend des zur Hinrichtung bestimmten Tages kam der Landeshauptmann von Brünn nach Prodlitz, wo er zu übernachten gedachte. Diesem warf sich die älteste Tochter der Witwe, ein schönes Mädchen, zu Füßen und bat ihn, sich dafür verwenden zu wollen, daß ihre Mutter frei würde, deren ganzes Verbrechen darin bestünde, daß sie Krebse gesotten und gegessen habe. Die ganze Geleitschaft lachte, denn die Herren aus Brünn wußten die leckere Speise längst zu schätzen.

Der Landeshauptmann that sofort die nötigen Schritte, daß die Witwe freigelassen wurde, und ein Jahr später heiratete des Landeshauptmanns Schreiber, Namens Malowar, die schöne Tochter der Witwe. Die Nachkommen dieses Paares führten im Wappen zum Andenken an diese Begebenheit zwei rote Krebsscheren in Silber. W. H.

**Ein historischer Cylinderhut.** — Als Adolphe Thiers, der bekannte französische Geschichtsschreiber und erste Präsident der jetzigen Republik in Frankreich (geboren 1797, gestorben 1877), in Aix studierte, war der damals zwanzigjährige Jüngling in eine schöne junge Provençalin verliebt, mit deren Familie er verkehrte. Heiße Liebesschwüre wurden ausgetauscht und ein feierliches Eheversprechen gegeben. Nachdem indessen Thiers Aix

verlassen hatte und später dann sich in Paris befand, hörte er bald, daß seine Auserkorene auch anderer Herren Huldigungen sehr eifrig entgegennahm, was ihn so verstimmte, daß er, zumal der Briefwechsel zwischen ihm und der einst so Heißgeliebten gar manche Schattenseite im Charakter derselben verriet, die ihm nicht gefallen wollte, mit der Zeit immer seltener, zuletzt gar nichts mehr von sich hören ließ.

Da erschien eines schönen Tages als „Rächer" seiner Tochter der beleidigte Vater in Paris, um dem verlorenen Eidam mit aller Heißblütigkeit des echten Provençalen die Wahl zwischen seiner Tochter oder einem Duell auf Pistolen zu lassen.

„Gut!" erwiderte Thiers ihm kaltblütig. „Ich ziehe es vor, ein paar Minuten lang einer Waffe gegenüber zu stehen, die ich nicht kenne; als ein ganzes, langes Leben einer Frau gegenüber, die ich nur zu gut kenne!"

Als das Duell stattfand, bei welchem der bekannte Historiker der großen französischen Revolution, Mignet, der Sekundant von Thiers war, feuerte letzterer — in die Luft. Der Exschwiegerpapa freilich nahm die Sache ernster. Er zielte nach dem Kopfe seines Gegners. Da Thiers aber sehr klein war und deshalb einen besonders hohen Cylinder zu tragen liebte, so fuhr die Kugel statt in den Kopf nur durch den Hut.

Thiers nahm diesen ab, besah ihn sich ganz ruhig und setzte ihn dann ebenso ruhig wieder auf. Dann schoß er im vorgesehenen zweiten und letzten Gange abermals in die Luft. Wütend feuerte nun auch der Provençale seine zweite und letzte Kugel mit dem gleichen Ziele wie zuvor ab und — traf abermals den hohen Hut des Gegners, diesmal jedoch dicht am Rande.

Höflich seinen zweimal durchlöcherten Cylinder ziehend, entfernte sich der künftige Präsident der späteren Republik von Frankreich. Seinem „Lebensretter" aber wies er einen Ehrenplatz über seinem Bette an, bis er sich später vermählte.

Dieses Duell nebst dem „historischen" Cylinderhut gab den Franzosen Gelegenheit zu dem Bonmot: „Wenn Thiers nicht so klein gewesen wäre, würde er nicht so groß geworden sein!" R. R.

**Aus der Delikatessenküche der Birmanen.** — Die Birmanen in Hinterindien erinnern in der Wahl ihrer Delikatessen an die in dieser Beziehung so sehr verschrieenen Chinesen. Zu den Lieblingsspeisen der Birmanen gehört das „Ngapi", das von den Forschungsreisenden als der Schrecken aller europäischen Nasen bezeichnet wird. Die Bereitung dieser Delikatesse erfolgt in der Weise, daß Fische in die Erde vergraben werden, um dort so lange liegen zu bleiben, bis sie in ziemlich starke Verwesung übergegangen sind. Die alsdann wieder ausgegrabenen Fische werden mit ranziger Butter eingemacht und bilden die unter dem angegebenen Namen bekannte Lieblingsspeise der Birmanen. Originell ist dabei, wie der Birmane, dem als Buddhisten das Töten von Tieren strengstens untersagt ist, dieses Religionsgesetz umgeht. Die gefangenen Fische werden nicht getötet, sondern in die Sonne gelegt, damit sie, wie der Birmane sagt, sich „nach der langen Nässe endlich abtrocknen können". In Wirklichkeit bleiben die Tiere so lange in der Sonne liegen, bis sie absterben. Der Birmane beruhigt sein Gewissen damit, daß er die beste Absicht gehabt habe, und wenn die Fische absterben, so sei dies ihre eigene Schuld. Der berühmte Ethnologe Bastian erzählt in einem seiner Werke, daß über ganz Birma eine von diesem „Ngapi" verpestete Atmosphäre lagere. D. G.

**Berzelius und seine Zuhörer.** — Der berühmte Chemiker Berzelius (1779—1848), der an der Universität zu Stockholm vielbesuchte Vorlesungen hielt, warf seinen Zuhörern einmal vor, daß sie keine Spur von Beobachtungsgabe hätten. Als zurückweisende Zurufe laut wurden, fuhr er gelassen fort: „Wie sollte sie auch da sein? Wenn ich Ihnen eine Substanz zeige, so sehen Sie einmal flüchtig hin, dann sind Sie fertig. Auf diese Weise lernt man nicht beobachten. Scharf und genau muß man zusehen, und erst wenn man dies eine lange Zeit geübt hat — denn gleich zum erstenmal gelingt es nicht —, dann kann man sagen, daß man wirklich sieht."

Mit diesen Worten ergriff er eine Flasche, die mit einer chemischen Substanz gefüllt war, steckte einen Finger hinein und leckte am Finger.

„Ja," fuhr er fort, „oft reicht das bloße Sehen nicht hin.

**Wenn es sich nämlich um allzu ähnliche Substanzen handelt, muß man den Geruch und selbst den Geschmack zu Hilfe nehmen."**

Dabei gab er die Flasche aus der Hand, um sie herumgehen zu lassen, und forderte die Studenten auf, sich die darin befindliche Substanz, deren Namen er nannte, genau zu merken. Da Berzelius gekostet hatte, schämten sich die Studenten, nicht ein Gleiches zu thun; sie steckten also die Finger hinein, leckten und schnitten fürchterliche Gesichter, denn die Flüssigkeit schmeckte grauenhaft.

Als alle gekostet hatten, brach Berzelius in ein lautes Gelächter aus. „Sehen Sie, wie recht ich hatte," sagte er, „als ich Ihnen alle Beobachtungsgabe absprach! Sie haben keine! Hätten Sie Beobachtungsgabe, so hätten Sie bemerkt, daß ich den Finger, mit dem ich in der Flüssigkeit gewesen bin, nicht in den Mund gebracht habe, sondern einen anderen!" J. D.

**Zu Höherem berufen.** — Ein junger amerikanischer Advokat, der noch schwer zu kämpfen hatte, um eine für seinen Lebensunterhalt genügende Praxis zu erhalten, bewarb sich um die Gunst von Miß Ellen W., einer gefeierten Schönheit. Beide waren als Kinder miteinander aufgewachsen, und der angehende Jurist empfand, daß er die ehemalige Spielgefährtin liebe, und machte ihr in seiner entschiedenen Weise einen Heiratsantrag, erhielt aber ebenso schnell — einen Korb. Miß Ellen bemerkte, daß der junge Mann gewiß ein sehr liebenswürdiger Herr sei; für die Ehe könne sie aber einen Advokaten ohne Praxis nicht gebrauchen. Sie fühle es, daß sie zu Höherem berufen sei, daß sie einmal eine Stellung in der Welt einnehmen müsse. In dieser Absicht heiratete das junge Mädchen bald darauf einen älteren Regierungsbeamten in Washington, als dessen Witwe sie vor einigen Jahren gestorben ist. Sie ist alt genug geworden, um die großartige Laufbahn anstaunen zu können, die ihren abgewiesenen Liebhaber zum ersten Staatsmann der Vereinigten Staaten machte, denn er hieß Abraham Lincoln. E. K.

**Feine Ablehnung.** — Zu den bekanntesten Kurpfuschern vergangener Zeit zählte Daniel Hinckelmann, der „Hofdestillateur" des sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. Verwöhnt durch das Ansehen, welches er — freilich gänzlich unverdienterweise — bei

Hofe genoß, strebte dieser Erfinder unzähliger Wundertinkturen im Jahre 1630 nach Erlangung der medizinischen Doktorwürde. Die medizinische Fakultät der Universität Wittenberg trug jedoch gerechtes Bedenken, dem Pfuscher den Doktortitel zu erteilen, namentlich war es der Rektor derselben, Professor Sennert, der dem „Hofdestillateur" Schwierigkeiten machte. Zuletzt legte sich der Kurfürst selbst für seinen Günstling ins Mittel, ließ Professor Sennert zu sich bescheiden und suchte ihn für Hinckelmann günstig zu stimmen. „Der Doktorhut steckt ihm nun einmal im Kopfe," bemerkte Johann Georg. „Was werden also die wohlweisen Herren nun beschließen?"

„Daß er ihm darinnen stecken bleibe, Euer Gnaden," entgegnete der Gelehrte. J. W.

**Starke Abkühlung.** — Bei einem Hofball, den König August II. von Sachsen im Jahre 1732 im Dresdener Schlosse veranstaltete, war auch die schöne Sängerin Faustina Bordoni, Gattin des berühmten Komponisten Adolf Hasse, zugegen. Als nach dem Programm des Abends ein sogenanntes „Damenengagement" begann, wobei sich bekanntlich die Schönen ihre Tänzer selbst wählen, zeichnete die vielgefeierte Künstlerin den mehr eitlen als anziehenden Kammerherrn v. Eckstädt durch die auffallende Gunst aus, ihn dreimal hintereinander zum Tanze zu engagieren.

„Angebetete Signora," flüsterte der über diese Auszeichnung entzückte Kammerherr seiner Tänzerin ins Ohr, „Sie haben mich durch diese Bevorzugung ewig zu Ihrem Sklaven gemacht."

„Nicht doch," entgegnete Faustina, „ich tanze eigentlich nur meinem Mann zuliebe so viel mit Ihnen."

„Ihrem Mann zuliebe?" frug der Kammerherr, der ein sehr erstauntes Gesicht machte.

„Nun ja," erklärte die Künstlerin, „er ist entsetzlich eifersüchtig, und ich tanze daher nur mit solchen Herren, auf die er ganz gewiß nicht eifersüchtig sein wird." J. W.



# Technikum Mittweida.

**Königreich Sachsen.**

Unter Staatsaufsicht stehende

## höhere technische Lehranstalt

für Ausbildung in der

**Elektrotechnik** und im **gesamten Maschinenbau.**

Die Anstalt umfasst:

a) Abteilungen für Elektro-Ingenieure und Maschinen-Ingenieure;

b) Abteilungen für Werkmeister, Bureau- und Betriebs-Techniker der Elektrotechnik und der Maschinentechnik.

**Jahresfrequenz im 32. Schuljahr: 2600 Besucher.**

**(Die Jahresfrequenz ist die Summe der Besuchsziffern vom Sommersemester — 1246 — und vom Wintersemester — 1354.)**

***Aufnahmen im April und Oktober.***

*** Das Technikum Mittweida erhielt anlässlich der Sächsisch-Thüring. Industrie- und Gewerbe-**




*** Ausstellung zu Leipzig 1897 die höchste Auszeichnung, die Königl. Sächsische Staatsmedaille,**

**für „hervorragende Leistungen im technischen Unterrichtswesen".**

**Programm und Jahresbericht der Anstalt, sowie nähere Auskunft erhält man auf Verlangen unentgeltlich vom**

**Sekretariat des Technikum Mittweida.**

